

Frank Helzel

KINDHEIT UND JUGEND IN RANDZONEN DER KOLONIALISIERTEN LEBENSWELT.
LITERATUR VON ROBERTO BOLAÑO, J. M. COETZEE, ROMAIN GARY, WILLIAM
GOLDING, WOLFGANG HERRNDORF, AGOTA KRISTOF, DORIS LESSING,
CORMAC MCCARTHY, PETER POHL, J. D. SALINGER, JANNE TELLER

Bad Wildungen, März 2015

Inhaltsverzeichnis

1 Immer wieder einen neuen Anfang machen.....	5
• Zwischenruf: Sisyphos vor dem Felsen des Anthropozäns.....	10
2 Jugendliche unter sich bei William Golding und Peter Pohl.....	12
2.1 William Golding, „Herr der Fliegen“ (1954 / dt. 1963): Zwei schöne Morde.....	12
2.2 Peter Pohl, „Nennen wir ihn Anna“ (1986 / dt. 1991): Mobbing im Sommercamp.....	18
2.2.1 Das Versagen der Vertreter der kolonialisierten Lebenswelt.....	25
2.2.2 Zwänge der Gruppendynamik und Alltagstugenden.....	32
3 Jugend unter Besatzung bei Marguerite Duras und Agota Kristof.....	37
3.1 Marguerite Duras, „Hiroshima mon amour“ (1960 / dt. 1961): Geschorenwerden.....	37
3.2 Agota Kristof, „Das große Heft“ (1986 / dt. 1987): Überlebenstraining.....	43
4 Jugend im Übergang bei Romain Gary und J. D. Salinger.....	51
4.1 Romain Gary, „Kleider ohne Leute“ (1949 / dt. 1951): Neu einpendeln über den Schwarzmarkt.....	51
4.1.1 Romanauszüge.....	52
4.1.2 Kommentierung.....	63
– Intermezzo: Ein anderer Wunsch-Vanderputte in Bertolt Brechts Lesebuch für Städtebewohner 1927 –.....	65
4.1.2 Kommentierung (Fortsetzung).....	66
4.2 J. D. Salinger, „Der Fänger im Roggen“ (1951 / dt. 2003): Suche nach Anschluss.....	71
• Ein philologisches Fundstück.....	80
5 Jugend in Friedenszeiten bei Janne Teller, Roberto Bolaño und Wolfgang Herrndorf.....	81
5.1 Janne Teller, „Nichts. Was im Leben wichtig ist“ (2000 / dt. 2010): Die Sinnfrage zur Beunruhigung in ruhiger Zeit.....	81
5.2 Roberto Bolaño, „Lumpenroman“ (2002 / dt. 2010): Jugendliches Prekariat.....	87
5.2.1 Zum Inhalt.....	88
5.2.2 Ein Blutsbrüderpaar im Wartestand.....	91
5.2.3 Ein Haus am Strand, ein Restaurant in Tanger, ein Fitness-Studio im Norden	94
5.3 Wolfgang Herrndorf, „Tschick“ (2010): Kleine Flucht im geklauten Lada.....	98
5.3.1 „ ... die hatten sicher auch Pläne für die Zukunft“.....	99
5.3.2 Entsorgung stinkender Mitgift aus der Vergangenheit.....	102
6 Ausblick mit Doris Lessing, Cormac McCarthy und J. M. Coetzee: Verantwortung übernehmen.....	104
6.1 Doris Lessing, „Die Memoiren einer Überlebenden“ (1974 / dt. 1979) und J. M. Coetzee, „Die Kindheit Jesu“ (2013).....	106
6.1.1 Doris Lessing.....	106
6.1.2 J. M. Coetzee.....	109
6.2 Cormac McCarthy, „Die Straße“ (2006 / dt. 2007).....	114

*[Simón:] „Außerdem stehen die Rechte des Kindes
immer über den Rechten der Erwachsenen.
Ist das nicht ein Rechtsprinzip?
Die Rechte des Kindes als Zukunftsträger.“
Álvaro bedenkt ihn mit einem zweifelnden Blick.
„Von einem solchen Prinzip habe ich nie gehört.“
J. M. Coetzee, *Die Kindheit Jesu*, 2013*

1 IMMER WIEDER EINEN NEUEN ANFANG MACHEN

Eine rohe Grunddefinition der Geschlechtlichkeit und ihres Lebenssinnes lautet, dass Mann und Frau je einen Transportbehälter für einen Gegensatz darstellen, der weiterzugeben sei, damit er in neuer Kombination für das Fortbestehen der Gattung Sorge, unter welchen Voraussetzungen auch immer es zur Paarung kommt. Die Paarung kann nämlich bereits das Einfallstor für Gewalt sein, damit dem Ziel der Weitergabe Folge geleistet werde. Das mag nicht der einzige Grund dafür sein, dass über diesen Akt ein Schleier der Scham geworfen ist, seit Menschen vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, zu Bewusstsein gekommen sind und einander als Mann und Frau „erkennen“, wie es im Alten Testament heißt.

Jeder menschliche Neuanfang entgeht also nicht einem grundsätzlichen Zwielficht, da der Neuanfang bei denen, die ihn auslösen, gleichzeitig auch das Erledigen von etwas gewissermaßen Abzugeltem bedeutet, in dem ihre Sterblichkeit eingeschrieben ist. Wie immer Menschen sich davor zu schützen versuchen, das Vergehen als Soll ihres Lebens in die Perspektive ihrer Selbstbetrachtung aufzunehmen, so kann es, positiv gewendet, bei KARL MARX in einen geschichtlichen Entwurf eingepasst werden, der heute noch utopischer wirkt als zur Zeit seiner Formulierung: *„Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Nationen zusammengenommen sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, haben sie als boni patres familias (gute Familienväter) den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen“* (MEW, Bd. 25, S. 784).

Unberührt davon bleibt, dass menschliches Leben und alle in der Natur gegebenen Lebens- und Stoffwechselforgänge wie auch Wetterphänomene, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Meteoriteneinschläge und andere im Kosmos stattfindende Ereignisse immer von Gewalt begleitet und in sie eingebettet sind. Diese Einsicht macht den Paradiesmythos mit einem gewalt- und sündefreien Garten Eden so verführerisch. Derart verführerisch, dass sich sogar Kolonisationsvorhaben gegenüber der aufzugebenden Gesellschaft von diesen Erlösungsbildern speisen können, wenn es sein muss, von apokalyptischen Visionen mit Ausblick auf ein himmlisches Jerusalem grundiert.¹ Ein nicht so ferner Abglanz findet sich noch in der amerikanischen Rede von der *City upon a Hill*². Aber auch im antiken *Ver sacrum*³ (= heiliger Frühling), wenn junge Männer ausgeschickt wurden, auf neuem Land einen neuen Stamm zu gründen, scheinen Versprechen einer besseren Lebenswirklichkeit in der Attribuierung des Heiligen von ausschlaggebender Motivation gewesen zu sein und die allfällige Gewalt in den zu bringenden Opfern mit einer göttlichen Aura versehen zu haben. Denn auch der Bereich des Heiligen kommt ohne die Einbettung in Gewalt nicht aus, wie RENÉ GIRARD in einer langen Untersuchung darlegt.⁴

Wenn es nach 1945 um die Vorstellung eines Neuanfangs und seine traditionsverankerte Beschwörung geht, hat es sich vielfach eingebürgert, sich auf HANNAH ARENDT und ihre Überlegungen in ihrem Buch „*Vita activa*“ (1958, dt. 1960) zu berufen.⁵ Dort führt sie zum Beispiel aus,

1 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Neues_Jerusalem.

2 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/City_upon_a_Hill.

3 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Ver_sacrum_%28Antike%29. – Sogar Himmlers Chefplaner für den *Generalplan Ost*, Konrad Meyer, legitimierte den Erwerb von „Lebensraum im Osten“ vor Studenten mit Verweis auf diese Tradition: <http://www.himmlers-heinrich.de/scheitern-der-lebensraumplanungen.pdf>, S. 4.

4 René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Fischer, Frankfurt a. M. 1992.

5 So z. B. Gesine Schwan, *Die Macht der Gemeinsamkeit*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 39/2006, Heft zu

als ginge es um die Fortführung des oben zitierten Gedankens von MARX, entlastet von dem, dass MARX die vorausgehende Generation zur „Verbesserung“ der Erde verpflichtet,⁶ noch ehe in den Neugeborenen etwas Heilendes aufleuchten wird, wie aus der von ARENDT erwähnten „frohen Botschaft“ abzulesen wäre:

„Ohne diese Fähigkeiten des Neubeginns, des Anhaltens und des Eingreifens wäre ein Leben, das, wie das menschliche Leben, von Geburt an dem Tode 'zueilt', dazu verurteilt, alles spezifisch Menschliche immer wieder in seinen Untergang zu reißen und zu verderben. Gegen diese, natürlich immer bestehende, Gefahr steht die aus dem Handeln sich ergebende Verantwortlichkeit für die Welt, die anzeigt, dass Menschen zwar sterben müssen, aber deshalb noch nicht geboren werden, um zu sterben, sondern im Gegenteil, um etwas Neues anzufangen, solange der Lebensprozess das eigentlich personal-menschliche Substrat, das mit ihnen in die Welt kam, nicht zerrieben hat. (...)

Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und von dem Verderben rettet, das als Keim in ihm sitzt und als 'Gesetz' seine Bewegung bestimmt, ist schließlich die Tatsache der Natalität, das Geborenein, welches die ontologische Voraussetzung dafür ist, dass es so etwas wie Handeln überhaupt geben kann. (Daher liegt die spezifisch politisch-philosophische Bedeutung der Geschichte Jesu, deren religiöse Signifikanz natürlich die Auferstehung von den Toten betrifft, in dem Gewicht, das seiner Geburt und Gebärtlichkeit beigelegt wird, so dass etwa Johann Peter Hebel auch den Christus, der als Auferstandener 'vom Himmel herabschaut und unsere Wege beobachtet', noch den 'Geborenen' nennen kann, und zwar deswegen, weil er nur als ein 'Geborener lebt'.) Das 'Wunder' besteht darin, dass überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geboreneins. Nur wo diese Seite des Handelns voll erfahren ist, kann es so etwas geben wie 'Glaube und Hoffnung', also jene beiden wesentlichen Merkmale menschlicher Existenz, von denen die Griechen kaum etwas wussten, bei denen Treu und Glauben sehr selten und für den Gang ihrer politischen Angelegenheiten ohne Belang waren und die Hoffnung das Übel aus der Büchse der Pandora, welche die Menschen verblendet. Dass man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtsoratorien 'die frohe Botschaft' verkünden: 'Uns ist ein Kind geboren'.“⁷

Wilhelm Raabe schildert 1898 in „Die Akten des Vogelsangs“, wie die Mutter eines Neugeborenen nicht möchte, dass sich der Kindheits- und Jugendfreund ihres Mannes Velten Andres in der Nähe ihres Babys aufhält. Sie fürchtet, dass von ihm etwas ausstrahlt, was ihrem Kind das Willkommen-

Hannah Arendts 100. Geburtstag, S. 3-7.

6 Denn nach zwei Weltkriegen war nichts Verbessertes als Hinterlassenschaft zu registrieren.

7 Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, Piper, München 1960, S. 242 f.

sein in dieser Welt vergällen könnte. Dabei war Velten Andres einmal selbst einer, der sich voller Zuversicht auf die Welt eingelassen hatte, aber dabei schon zeitig immer wieder auf Abstand zu ihr gegangen war, weil sie der Rolle, in der Velten sich leben sah, nichts Überzeugendes zu bieten hatte. So nistete sich in seinem Weltverständnis zunehmend der Gedanke ein, dass es für ihn besser gewesen wäre, nicht geboren worden zu sein. Da ihm die Welt insgesamt für niemanden sinnhaftig vorkommt und ihm sein Umfeld von armseligen Komödianten bevölkert scheint, wird er als lebenssatter Erwachsener auch von den ihm einst Nahestehenden gefürchtet, weil von ihm etwas Ansteckendes ausgehen könnte.⁸

Das, woran sich Raabes Gestalten in seinen späten Romanen stoßen und wofür sie die Anerkennung und Sympathien des Erzählers finden, ist indessen nicht aus der Welt verschwunden oder gar überwunden. Seine Romangestalten bleiben modern, hat sich doch an den Voraussetzungen kapitalistischen Wirtschaftens, die Raabes Welt bestimmten, nichts verändert, sondern sie haben sein globales Voranschreiten mit den überall sichtbaren Folgen weiter vorangetrieben und die Stellung des Menschen und Politik insgesamt in noch größere Abhängigkeit von ihm gebracht.

Beckett setzt nach den beiden Weltkriegen und den bis heute mit keinem Wort des Bedauerns von regierungsamtlicher Washingtoner Seite im August 1945 abgeworfenen Atombomben seine Figuren einer sinnentleerten, perspektivlosen Welt aus, in der sie wie Clowns, Clochards oder Versehrte wirken, denen als Schauplatz ein fahles Bühnenbild entspricht. Denn dass das Leben trotz allem weitergeht, versteht sich von seiner andauernden Naturwüchsigkeit noch wie von selbst. Um es mit Raabe durch den Mund von Velten Andres zu sagen: „*Unser Dämonium bedient sich viel öfter, als man merkt, [bestimmter] Mittelchen, um uns unter die Arme zu greifen, sowie auch um uns davor zu bewahren, uns lächerlicher zu machen, als unbedingt zum Fortbestehen der Welt durch den Verkehr von Hans und Grete notwendig ist.*“

Der südafrikanische Autor J. M. Coetzee scheint in seinem Roman „Schande“ (1999 / dt. 2000) offensichtlich der Hoffnung zuneigen zu wollen, wie sie HANNAH ARENDT gegen alle zerstörerischen menschlichen Impulse aufrechterhält: Die auf dem Land lebende und dort arbeitende Tochter der zwielichtigen intellektuellen Hauptgestalt David Lurie, Lucy, wird von benachbarten Schwarzen vergewaltigt; sie will das Kind austragen; um zu überleben und weiter Landarbeit betreiben zu können, vertraut sie sich in der gerade aus der Apartheid entlassenen südafrikanischen Übergangsgesellschaft dem irgendwie in ihr Unglück verstrickten schwarzen Nachbarn Petrus an. Dieses Geschehen ist in der Namengebung der Personen unübersehbar mit christlicher Symbolik unterlegt. David in Anlehnung an die christliche Überlieferung und Deutung des Alten Testaments der künftige „Großvater. Ein Joseph. Wer hätte das gedacht!“⁹ In Lucy leuchtet Lucia auf, die christliche Märtyrerin als Lichterkönigin. Und in Petrus erinnert Coetzee an den Fels, auf den Jesus seine Kirche bauen möchte. Was dann allerdings aus dem so begleitet in diese Welt geratenden Neugeborenen in der südafrikanischen Gesellschaft wird, liegt jenseits des Romanendes.

Damit soll der Rahmen umrissen sein, in dem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in erfolgreicher europäischer und amerikanischer Literatur, die sich entweder ausdrücklich als Jugendliteratur versteht oder ihr im weitesten Sinne zugerechnet werden kann oder entsprechende Akzente

8 Siehe dazu <http://www.himmlers-heinrich.de/kolonialisierte-lebenswelt-buehne.pdf>, S. 24-35.

9 J. M. Coetzee, *Schande*, S. Fischer, Frankfurt a. M. 2000, S. 281.

setzt, auf die Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen eingegangen wird. Dabei wird ebenfalls wieder Wert darauf gelegt, zu beobachten, inwieweit die Analyse bei der Betrachtung der handelnden Personen auf das Rollenkonzept bauen kann, wie es in „Die kolonialisierte Lebenswelt als Bühne: Literarische Beispiele zu Rollenspiel und Rollenverweigerung seit dem 19. Jahrhundert (J. W. Goethe, Wilhelm Raabe, Samuel Beckett, Romain Gary)“ verfolgt wurde. Das heißt, es wird weiter nach einer Literatur Ausschau gehalten, die dem Handeln in der Welt einen wichtigeren Stellenwert beimisst als der Betrachtung innerweltlichen seelischen Geschehens in Sozialisationsprozessen, die die von Menschen gemachte Geschichte mit ihren bestimmenden Machtstrukturen, wie sie auch in Sozialisationsprozessen durchschlagen, trotzdem in einem unanschaulichen Niemandsland untergehen lässt, um eher der „*Tyrannie der Intimität*“ (RICHARD SENNETT) das Feld zu überlassen, anstatt gesellschaftliche Ursachen und Faktoren trotz ihrer Komplexität und Abstraktheit wenigstens zu skizzieren. Denn es geht in Anlehnung an HANNAH ARENDT in *Glaube und Hoffnung* immer um den **Lauf der ganzen Welt**, in den Kinder weiter hineingeboren werden und an dem sie, ihn unterbrechend, neu gestaltend in Verantwortlichkeit teilnehmen könnten, wenn sich denn die seit Christi Geburt jährlich erneuerte *frohe Botschaft* in ihnen entfalten sollte. Kontrastreicher als in dieser Spannung zwischen der „*Tyrannie der Intimität*“ und dem groß(-spurig) gedachten „*Wunder*“, das den „*Lauf der Welt*“ so beeinflusst, „*dass man für die Welt hoffen darf*“, ist das Feld kaum abzustecken, wenn es darum gehen soll, auf Kindheit und Jugend in zeitgenössischer Literatur und damit in die Zukunft zu blicken.¹⁰

Vielleicht ist ein ähnlich weit zurückreichender Bezugspunkt handlungsträchtiger angelegt, aber nicht ganz so anspruchsvoll 1942 vom knapp dreißigjährigen ALBERT CAMUS formuliert, als er sich vorgenommen hat, die Frage zu beantworten, ob das Leben sich lohne oder ob es nicht besser sei, sich im Freitod von ihm zu verabschieden. Er betrachtet in den letzten Sätzen seiner Reflexionen Sisyphos in dem Augenblick, als ihm der von den Göttern über ihn verhängte Fluch, ewig einen Felsen bergauf wälzen zu müssen, der dann auf der anderen Seite wieder hinunterrollt, gerade Zeit gelassen hat, Atem zu holen und neue Kraft zu schöpfen für den nächsten Anstieg. „*Jedes Gran dieses Steins, jeder Splitter dieses durchnächtigen Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel mag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.*“¹¹

Der Kulturwissenschaftler THOMAS MACHO empfiehlt neuerdings unter der Überschrift „Bonds: Schuld, Schulden und andere Verbindlichkeiten“ folgende Haltung gegenüber der Zukunft, indem er auf die zentrale Frage zu antworten versucht, ob sich Menschen in der von Finanzmärkten abhängigen Moderne überhaupt noch selbst gehören oder nicht längst Teilchen eines für kaum mehr jemanden durchschaubaren Wirtschaftens geworden sind. Denn der Stein des Sisyphos ist nicht mehr von Göttern zur Strafe verhängtes Schicksal, sondern in Gestalt menschlicher Arbeitsleistung genauso undurchschaubarer Kalkulationsgegenstand gieriger menschlicher Ausbeutungserwägungen geworden:

„*Wenige Monate vor ihrem frühen Tod am 24. August 1943 schrieb Simone Weil in den Betrachtungen über das Vaterunser: 'Wir glauben Schuldforderungen an alle Dinge zu haben. Und bei all diesen Schuldforderungen, die wir zu besitzen glauben, handelt es sich*

10 Zu den Grenzen und zur Zeitbestimmtheit von Hannah Arendts Denkens sei auf Enzo Traverso verwiesen: *La fin de la modernité juive. Histoire d'un tournant conservateur*, La Découverte, Paris 2013, S. 79-105.

11 Albert Camus, *Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde*, Rowohlt, Hamburg 1959, S. 101.

*immer um eine imaginäre Schuldforderung der Vergangenheit an die Zukunft. Und auf diese sollen wir Verzicht leisten. Seinen Schuldigern erlassen haben, heißt auf die ganze Vergangenheit insgesamt verzichtet haben. Heißt hinnehmen, dass die Zukunft noch rein und unberührt sei, streng gebunden an die Vergangenheit durch Bande, die wir nicht kennen, aber gänzlich frei von den Banden, die unsere Einbildungskraft ihr aufzuerlegen glaubt.' Ich weiß nicht, ob und wie diese Hoffnung eines Verzichts auf die Vergangenheit, zugunsten einer wirklich offenen und freien Zukunft, erfüllt werden kann; aber ich weiß, dass wir unbeirrt fragen müssen: Wie können die Fesseln der Zeit tatsächlich gesprengt werden? Wie können Bindungen so aufgehoben werden, dass sie zu **Entbindungen** führen, pathetisch gesagt: zu Erneuerungen, zu einer Wiedergeburt, zu einer **Renaissance?**"¹²*

12 Thomas Macho, *Und vergib uns unsere Schulden* (Hervorhebungen im Original), in <http://www.kulturstiftung-des-bundes.de/cms/de/mediathek/magazin/magazin20/macho/>.

● ZWISCHENRUF: SISYPHOS VOR DEM FELSEN DES ANTHROPOZÄNS¹³

Trotz der bereits eingestreuten Einrede in „frohe Botschaft“, „Entbindungen“ und „Renaissance“ an dieser Stelle vor dem angekündigten Blick in schöne Literatur ein Zwischenruf zu kurzem Einhalt. Denn angesichts eines Blicks auf Bevölkerungswachstumsstatistik mit der Angabe der im Verlauf dieses Jahrhunderts erreichten mindestens 10 Milliarden Erdenbewohner, für deren gewohnte lebensweltliche Absicherung es eines zweiten oder dritten Planeten wie der Erde bedürfte, wäre ein Bewusstsein angesagt, das der bis in die letzten Winkel durchkolonialisierten Welt entspricht, weil „Glaube und Hoffnung“ wie Empfehlungen zum positiven Denken längst nicht an das heranreichen, was zu bewältigen ist.¹⁴ Auf der Seite des Suhrkamp-Verlags heißt es nämlich zum 2013 erschienenen Sachbuch von Stephen Emmott „Zehn Milliarden“:

„Für die Herstellung eines Burgers braucht man 3000 Liter Wasser. Wir produzieren in zwölf Monaten mehr Ruß als im gesamten Mittelalter und fliegen allein in diesem Jahr sechs Billionen Kilometer. Unsere Enkel werden sich die Erde mit zehn Milliarden Menschen teilen müssen. Haben wir überhaupt eine Zukunft?“

Stephen Emmott greift auf neueste Erkenntnisse zurück und zeigt, dass wir uns längst den Boden unter den Füßen weggezogen haben. Sein Buch ist drastisch, doch viel drastischer ist, was wir der Erde angetan haben. 'Zehn Milliarden' ist der letzte Weckruf, den wir nicht überhören dürfen.

Pressestimmen:

»Ein zugespitzter Weckruf, der wachrüttelt.« Gerhard Klas, Deutschlandfunk

»Die Zukunft der Welt hängt manchmal nur an wenigen entscheidenden Sätzen.« Iris Radisch, DIE ZEIT

»Emmotts Blick ist der eines Wissenschaftlers. Für ihn zählen nur die Fakten, das Unvorhersehbare kommt bei ihm nicht vor. Er hat kein klassisches Wissenschaftsbuch geschrieben. Es gibt weder einen theoretischen Überbau, noch einen moralischen Zeigefinger. Emmotts Buch ist ganz einfach, von jedem zu verstehen und es stellt die Fragen aller Fragen: Und jetzt?« Lotar Schüler, 3sat.de

»Stephen Emmott, wissenschaftlicher Leiter eines Microsoft-Labors, zeichnet in seinem Buch eindringlich, mit neuen Fakten, aber ohne moralischen Überbau das Bild unserer Lage und fragt, ob es überhaupt eine Zukunft für die Menschheit gibt.« Tania Martini, taz. die tageszeitung

»Zehn Milliarden ist ein Buch, das man in gut einer Stunde lesen kann, das aber lange nachwirkt ... Er setzt auf kurze Sätze, von denen fast jeder knallt und schmerzt wie ein Peitschenhieb. Zwischen den Sätzen und Absätzen gibt es viel Weißraum, der wie eine Mahnung wirkt. Denk mal darüber nach! Mach dir das einmal klar!« News.de

»Zehn Milliarden ist ein wütendes, ein extrem prägnantes Buch, ein Buch mit einer heftigen Botschaft.« The Times

¹³ Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Anthropoz%C3%A4n>.

¹⁴ Vgl. dazu den von Romain Gary im „Figaro littéraire“ im März 1968 veröffentlichten Brief an einen Elefanten: <http://florianelia.over-blog.com/article-lettre-a-l-elephant-de-romain-gary-62407227.html>. – Einer Mutter und einem Vater sollte indessen die Freude über ein auf die Welt gekommenes und sehnlichst erwartetes Kind unbenommen bleiben, wie ich mir auch das Spiel mit den Enkeln nicht vergällen lasse.

»Ein wertvoller Beitrag, um die Debatte über das Bevölkerungswachstum wieder in Gang zu bringen.« *Financial Times*¹⁵

Das Kulturmagazin „perlentaucher.de“ fasst die Rezension zu Stephen Emmotts Buch in „Die Zeit“ vom 5. Sept. 2013 folgendermaßen zusammen:

„Harald Welzer glaubt nicht mehr wirklich daran, dass die Zivilisation in Sachen Klimawandel noch die Kurve kriegt, alle Fakten sprechen dagegen, zu viel ist kaputt und ein radikales Einlenken der Politik und der Menschen allgemein ist nicht in Sicht, erklärt er. Stephen Emmotts 'Zehn Milliarden' schlägt genau in diese Kerbe, verrät der Rezensent, das Fazit nach einer erschöpfenden Aufzählung der erschütternden Fakten lautet: 'We're fucked'. In der deutschen Übersetzung ist daraus ein gemütliches 'Ich glaube, wir sind nicht mehr zu retten' geworden, wundert sich Welzer, was komplett Emmotts kathartischem Prinzip zuwider läuft, wie der Rezensent erklärt. Wenn es einen Ausweg gibt, dann liegt er im 'Schock der Ausweglosigkeit' und in dessen ästhetischem Erleben, das ist wahrscheinlich die Motivation des Klimaforschers und Oxfordprofessors: die Fakten haben es nicht richten können, soll die Kunst ihr Glück versuchen, fasst Welzer zusammen. An einen glücklichen Ausgang glauben aber weder Autor noch Rezensent. Für Welzer bleibt es dabei: wir sind am Arsch.“¹⁶



Richard Oelze: *Erwartung* (1935/36)¹⁷

15 Vgl. http://www.suhrkamp.de/stephen-emmott/zehn-milliarden_1076.html.

16 <http://www.perlentaucher.de/buch/stephen-emmott/zehn-milliarden.html>. Ganzer Artikel: <http://www.zeit.de/2013/37/sachbuch-stephen-emmott-zehn-milliarden>. Dazu auch <http://detopia.de/de/E/Emmott-10-Milliarden/index.htm>.

17 Renate Damsch-Wiehager, *Richard Oelze: Erwartung*, Fischer, Frankfurt a. M. 1993.

2 JUGENDLICHE UNTER SICH BEI WILLIAM GOLDING UND PETER POHL

2.1 WILLIAM GOLDING, „HERR DER FLIEGEN“ (1954 / DT. 1963): ZWEI SCHÖNE MORDE

„Herr der Fliegen“¹⁸ ist einer der langen Bucherfolge der Nachkriegszeit und in zahlreichen Übersetzungen zu einem Klassiker der Schullektüre geworden. Der Roman steht in der Tradition der Robinsonaden¹⁹ und wird den Anti-Utopien oder Dystopien²⁰ zugeordnet. Er stellt Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 12 Jahren vor, die vor dem Hintergrund eines wohl zwischen Ost und West ausgebrochenen Atomkrieges – an einer Stelle in Kapitel 10 ist von den „Roten“ die Rede, in deren Hände sie nicht geraten wollen – gerettet werden sollen, aber sich stattdessen nach einem Flugzeugabsturz auf einer unbewohnten Insel im Pazifik aufs Überleben einzurichten und zu organisieren haben. Die erwachsenen Begleiter haben nicht überlebt. Der Pilot ist in seinem Fallschirm ums Leben gekommen und in einem Baum im unwegsameren Teil der Insel hängen geblieben.

Golding gibt seinen Hauptfiguren bezeichnende Namen, so dass sie bereits als Rollenträger in Erscheinung treten: Ralph, Simon, Piggy, Jack, Roger und die Jüngsten Henry und Percival.²¹ Während sich Ralph mit Piggy und Simon in der Erinnerung an die Erwachsenenwelt und ihre Schulordnung um die Schaffung eines über Beratung gestaltetes demokratisches Gemeinwesen bemüht, möchte Jack mit Ungestüm die von der Insel gebotene Freiheit für seine Abenteuerlust nutzen und als herrische Anführergestalt eine Jungenhorde um sich versammeln, die sich auf kriegerische Jagdzüge begibt, denn auf der Insel gibt es Schweine. Eine immer wieder in den Bäumen auftauchende Schattengestalt flößt ihnen dabei Furcht ein. Sie gibt Anlass, sich Bedrohungsszenarien auszumalen, in denen sie sich durch Zusammenhalt bewähren müssen. Simon findet jedoch heraus, dass es sich bei der Schattengestalt um den in einem Fallschirm hängenden Leichnam des Piloten handelt. Von dieser Erkenntnis möchte jedoch niemand in der Horde, die gerade ihren Tanz aufführt, etwas wissen, so dass sie lieber in Simon, als er unter den Bäumen hervortritt und ihnen seine Entdeckung mitteilen möchte, ein Schwein identifizieren, auf das sie Jagd machen können, während ein Gewitter niedergeht:

„Jack sprang auf den Sand hinunter. »Wir führen unsern Tanz auf! Los!« Er lief stolpernd durch den tiefen Sand auf die freie Felsfläche hinter dem Feuer. Nach jedem Blitzstrahl war die Luft dunkel und schrecklich, und die Jungen folgten ihm lärmend. Roger machte das Schwein; er grunzte und ging auf Jack los, der zur Seite sprang. Die Jäger ergriffen ihre Speere, die Köche ihre Spieße und die ändern Holzprügel, die beim Feuer lagen. Sie tanzten im Kreis, und die Schreie vereinigten sich zum Chor. Während Roger die Wehlaute des Schweins von sich gab, rannten und hüpfen die Kleinen außen um den Kreis herum. Der Himmel drohte mit seinem Zorn, und auf einmal waren Piggy und Ralph bestrebt, Glieder dieser wahnsinnigen, aber irgendwie Geborgenheit bietenden Gemeinschaft zu werden. Es tat gut, die braunen Rücken der Mauer zu berühren, die das Grauen abhielt und eindämmte.

»Stecht das Tier! Macht es tot! Blut fließt rot!«

Sie tanzten jetzt im Takt, und der Singsang erfasste sie immer mehr und fiel in festen

18 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Herr_der_Fliegen.

19 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Robinsonade>.

20 Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/Dystopie>.

21 Siehe dazu <http://www.grin.com/de/e-book/100133/ueber-herr-der-fliegen-von-william-golding>.

Rhythmus. Roger verwandelte sich aus dem Schwein in einen Jäger, so dass die Mitte des Ringes frei war. Einige der Kleinen bildeten ihren eigenen Reigen; und die kleineren Kreise drehten sich und drehten sich, als schaffe die Vervielfachung allein schon Sicherheit. Es trampelte und stampfte wie von einem einzigen Wesen.

Eine blau-weiße Narbe zerriss den Himmel. Einen Augenblick darauf kam das Krachen über sie wie ein Schlag einer Riesenpeitsche. Der Sang nahm an Verzweiflung zu. »Stecht das Tier! Macht es tot! Blut fließt rot!«

Jetzt entstieg dem Entsetzen ein anderes, gieriges, heißes, blindes Verlangen.

»Stecht das Tier! Macht es tot! Blut fließt rot!«

Wieder zuckte die weiß-blaue Narbe über sie hinweg, und die schweflige Entladung schlug hernieder. Die Kleinen schrien und stürzten durcheinander, flohen vom Waldrand weg, und einer durchbrach in seiner Todesangst den Ring der Großen.

»Auf ihn! Auf ihn!«

Aus dem Kreis wurde ein Hufeisen. Da kam vom Wald her etwas gekrochen. Es kam dunkel, unsicher näher. Sie schrien schrill vor dem Tier auf wie im Schmerz. Das Tier taumelte in das Hufeisen hinein.

»Stecht das Tier! Macht es tot! Blut fließt rot!«

Die blau-weiße Narbe war jetzt ständig am Himmel und das Krachen unerträglich. Simon schrie etwas von einem Toten auf einem Berg.

»Stecht das Tier! Macht es tot! Blut fließt rot! Macht es kalt!«

Die Stöcke fielen herab, und der neue Kreis war wie ein großes Maul, das schrie und mit den Zähnen knirschte. Das Tier lag in der Mitte auf den Knien und hatte die Arme vor das Gesicht geschlagen. Es schrie gegen den Höllenlärm etwas von einem Leichnam auf einem Berg. Das Tier kämpfte sich vorwärts, durchbrach den Ring und fiel über die steile Felsstufe auf den Sand am Wasser. Sogleich wogte die Menge ihm nach, ergoss sich über den Fels, sprang das Tier an, schrie, schlug, biss, zerterte. Es fielen keine Worte, alle Bewegungen flössen zusammen zu einem einzigen Reißen von Zähnen und Klauen.

Da öffneten sich die Wolken und ließen einen Wasserfall hinabstürzen. Die Regenmassen wogten vom Berggipfel heran, rissen Blätter und Zweige von den Bäumen, rauschten wie kalter Guss über den zappelnden Knäuel auf den Sand. Jetzt brach der Knäuel auseinander, und einzelne Gestalten schwankten davon. Nur das Tier lag reglos da, wenige Schritte vor dem Meer. Selbst durch den Regen konnten sie sehen, ein wie kleines Tier es war; und schon färbte sein Blut den Sand.

Jetzt trieb ein starker Wind den Regen ab und spülte das Wasser in Kaskaden von den Bäumen des Waldes. Auf dem Gipfel füllte sich der Fallschirm und stieg; die Gestalt glitt hoch, stand aufrecht, wirbelte herum, schwebte durch die Unermesslichkeit der nassen Luft in die Tiefe und stieß sich mit plumpen Füßen von den Wipfeln der hohen Bäume ab; sie fiel und fiel und sank dem Strand entgegen, und die Jungen rannten schreiend in die Finsternis. Und weiter trug der Fallschirm die Gestalt, und die Gestalt durchschnitt in gerader Rinne die Lagune und holperte über das Riff aufs Meer hinaus.

Gegen Mitternacht versiegte der Regen, und die Wolken schwammen davon, so dass der Himmel wieder mit den wunderbaren Sternlichtern übersät war. Dann erstarb auch die Brise, und man hörte nur noch das Tropfen und Rieseln des Wassers, das aus Spalten rann und von Blatt zu Blatt auf die braune Erde der Insel niedersickerte. Die Luft war kühl, feucht und klar; und jetzt verstummte sogar das Rieseln des Wassers. Das Tier lag zusammengekauert auf dem fahlen Strand, und die Flecken wurden größer und größer. Das Ufer der Lagune ward zu einem Leuchtstreifen, der sich langsam, aber stetig vorschob im Rhythmus der andringenden Flutwelle. Das klare Wasser spiegelte den klaren Himmel und das strahlende Gewinkel der Sternbilder. Der Leuchtstreifen bauschte sich über die Sandkörner und kleinen Kiesel; er umkräuselte jeden einzelnen lauernd eine Weile, riss ihn dann plötzlich mit unhörbarem Laut an sich und rollte weiter.

Entlang dem landwärtigen Rand der Untiefen war die vorrückende Helle voller seltsamer, mondstrahlgestaltiger Wesen mit feurigen Augen. Hier und da klammerte sich ein größerer Kiesel an seine Lufthülle und wurde von einem Perlmantel bedeckt. Die Flut schwoll heran über den regenzerfurchten Sand und glättete alles mit silbernem Tuch. Jetzt beleckte sie den vordersten Fleck, der dem zerbrochenen Leib entsickerte, und die Wesen bildeten einen unruhigen Lichtsee, als sie sich am Rand versammelten. Das Wasser stieg weiter und übergoss Simons wirres Haar mit hellem Glanz. Seine Wangenlinie strahlte silbern, und die Wölbung seiner Schultern wurde zu gehauenen Marmor. Die seltsamen dienstbaren Wesen mit ihren feurigen Augen und dem nachschleifenden Schaumschweif umspielten geschäftig seinen Kopf. Der Körper hob sich kaum merklich, und eine Luftblase entstieg dem Mund mit nassem Blubb. Dann zog es ihn sanft ins Wasser.

Irgendwo über der verfinsterten Hälfte der Welt wirkte die unermessliche Kraft der Sonne und des Mondes; und so wurde die Wasserhülle auf dem Erdenstern festgehalten und wölbte sich ein wenig auf einer Seite, während der harte Kern sich drehte. Die große Welle der Flut rollte weiter wider die Insel, und die Wasser stiegen. Leise, umgeben von einem Kranz neugieriger leuchtender Wesen, glitt Simons lebloser Körper, eine Gestalt aus Silber unter den ewigen Sternbildern, hinaus dem freien Meer entgegen.

[...] “ (Kapitel 9).

Es kommt zur Inszenierung eines weiteren Todes, als nämlich der sadistischste und ergebenste unter Jacks Anhängern, Roger, einen Felsbrocken in Bewegung setzt, mit dem Piggy, der Intellektuelle mit Brille, zu Tal gerissen wird: *„Piggy fiel vierzig Fuß tief hinunter und klatschte mit dem Rücken auf den breiten, roten Felsen im Meer. Sein Kopf sprang auf, und eine Masse kam heraus und färbte sich rot. Piggys Arme und Beine zuckten noch einmal, wie bei einem Schwein, wenn es getötet worden ist. Dann atmete die See wieder ihr tiefes, langsames Seufzen, die Wasser kochten weiß und rot über den Felsen, und als sie wieder zurückrollten, war der breite, rote Fels leer“* [Kapitel 11].

Nachdem alle in den Sog der um Jack versammelten Jagdhorde geraten sind und selbst der zum eigentlich ebenbürtigen demokratischen Konkurrenten Jacks gestaltete Ralph der Faszination der Gruppenzusammengehörigkeit erliegt, endet der Roman so:

„Er (Ralph) taumelte hoch, auf weitere Schrecken gefasst, und sah über sich eine große Schirmmütze. Es war eine weiße Mütze, und über dem grünen Schild war eine Krone, ein Anker, Goldlaub. Er sah weißen Drillich, Schulterstücke, einen Revolver, eine Reihe goldener Knöpfe vorn an einem Uniformrock herunter.

Ein Marineoffizier stand auf dem Sand und sah in misstrauischem Erstaunen auf Ralph herab. Hinter ihm auf dem Strand hielten zwei Matrosen einen Kutter, der mit dem Bug an Land gezogen war. Achtern stand ein weiterer Matrose an einem leichten Maschinengewehr.

Der Kriegsschrei brach ab und verhallte.

Der Offizier blickte Ralph zuerst zweifelnd an, dann nahm er die Hand vom Revolvergriff.

»Tag!«

Ralph wand sich im Bewusstsein seiner verdreckten Erscheinung.

»Tag —«

Der Offizier nickte, als sei damit eine Frage beantwortet. »Habt ihr Erwachsene – große Leute bei euch?«

Ralph schüttelte stumm den Kopf. Er trat verlegen von einem Fuß auf den ändern. Kleine Jungen, die Leiber mit gefärbtem Lehm gestreift, spitze Stöcke in den Händen, standen im Halbkreis auf dem Strand und gaben keinen Laut.

»Spiel und Spaß«, sagte der Offizier.

Das Feuer erreichte die Kokospalmen am Strand und verschlang sie mit Brausen. Eine Flamme brach offenbar ganz für sich allein wie ein Akrobat aus und leckte an den Palmwipfeln der Plattform hoch. Der Himmel war schwarz.

Der Offizier grinste Ralph heiter an.

»Wir haben euren Rauch gesehen. Was habt ihr denn gemacht? Krieg gespielt oder so?«

Ralph nickte.

Der Offizier musterte die kleine Vogelscheuche, die da vor ihm stand. Den Kleinen musste man baden, ihm die Haare schneiden, die Nase wischen, und ziemlich viel Salbe hatte er auch nötig.

»Keinen umgebracht, hoffe ich? Keine Leichen?«

»Nur zwei. Und die sind weg.«

Der Offizier beugte sich nieder und sah Ralph scharf an.

»Zwei? Umgebracht?«

Ralph nickte wieder. Hinter ihm erschauerte die ganze Insel in Flammen. Der Offizier wusste aus Erfahrung, wann jemand die Wahrheit sagte. Er piffte leise vor sich hin.

Weitere Jungen tauchten jetzt auf, manche noch ganz klein, braungebrannt, mit den aufgedunsenen Bäuchen kleiner Wilder.

Einer von ihnen trat nahe an den Offizier heran und sah auf.

»Ich bin – ich bin –«

Aber nichts kam mehr heraus. Percival Wemys Madison zermarterte sich den Kopf nach der Beschwörungsformel, die einfach ausgelöscht war.²²

Der Offizier wandte sich wieder an Ralph.

»Wir nehmen euch mit. Wieviel seid ihr hier?«

Ralph zuckte mit den Schultern. Der Offizier sah über ihn hinweg auf die Gruppe der Bemalten.

»Wer ist euer Anführer hier?«

»Ich«, sagte Ralph laut.

Ein kleiner Junge, der die Überreste einer ungewöhnlichen schwarzen Mütze auf seinem roten Haar und die Trümmer einer Brille am Gürtel trug, wollte vortreten, besann sich dann und blieb stehen.²³

»Wir haben euren Rauch gesehen. Und ihr wisst nicht, wieviel ihr seid?«

»Nein.«

»Ich hätte doch gedacht«, sagte der Offizier, als er sich die Untersuchung vorstellte, die ihm bevorstand, »ich hätte doch gedacht, daß eine Bande englischer Jungs – ihr seid doch alle Engländer, oder? – in der Lage wäre, was Besseres aufzuziehen als das da – ich meine –«

»So war's auch am Anfang«, sagte Ralph, »ehe alles –« Er stockte.

»Da waren wir noch zusammen –« Der Offizier nickte verständnisvoll. »Ich kenne das. Nette Geschichte. Wie auf der Koralleninsel²⁴.«

Ralph blickte ihn stumm an. Eine Sekunde lang sah er das flüchtige Bild des seltsamen Zauberglanzes, der einst den Strand übergossen hatte. Aber die Insel war ausgedörrt wie totes Holz – Simon war tot – und Jack hatte... Schluchzen schüttelte ihn, und die Tränen begannen zu fließen. Er gab sich ihnen jetzt zum ersten Mal auf der Insel hin; er erbebt schwer unter unermesslichem Leid, das seinen ganzen Körper zu zerreißen schien. Seine Stimme schrillte auf unter dem schwarzen Rauch vor der brennenden, zerstörten Insel; und von dieser Gemütsbewegung angesteckt, begannen auch die andern Jungen zu zittern und zu schluchzen. Und mitten unter ihnen, mit verfilztem Haar,

22 Er ist einer der Jüngsten, Hilfloseten, Unschuldigen, der zu seinem Trost wie auch zu seiner Verzweiflung immer wieder die Adresse seines Elternhauses hersagt. Am Schluss hat auch er seinen Namen und die Adresse – die Zivilisation – vergessen und ist vollständig in der Horde aufgegangen.

23 Es handelt sich um Jack, der Reste von Piggys Brille, die diesem zuvor weggenommen worden war, mit sich führt.

24 Robert Michael Ballantyne, *Die Koralleninsel*, 1857/58: Eine Robinsonade in der Tradition Daniel Defoes.

schmutzigem Leib und verschmierter Nase beweinte Ralph das Ende der Unschuld, die Finsternis in des Menschen Herz und den Todessturz Piggys, des guten, klugen Freundes.

Der Offizier stand inmitten dieses Jammers, bewegt und ein wenig verlegen. Er wandte sich ab, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich zusammenzureißen, und wartete, und seine Augen blieben an dem stolzen Kreuzer in der Ferne haften.“

Es scheint mehrere Gründe dafür zu geben, die den Roman als nicht solch ein großes Kunstwerk gelten lassen können, wie die Kritik im Allgemeinen zugesteht.²⁵ Wie immer William Golding als Autor betont haben mag, dass es ihm um die Darstellung menschlicher Natur und ihrer bössartigen Neigungen gegangen sei, wie er sie im Zweiten Weltkrieg kennengelernt habe, so wird bei ihm völlig außer Acht gelassen, was HANNAH ARENDT als die „Banalität des Bösen“ beschrieben hat, als einer der großen NS-Kriegsverbrecher, Adolf Eichmann, 1961 in Jerusalem vor Gericht stand²⁶ oder was zuvor seit langem von Artilleriegeschossen oder seit dem Ersten Weltkrieg von Massenvernichtungswaffen ohne personale Berührung zwischen einander feindlichen Truppen angerichtet werden kann. Beim Einsatz von Atombomben oder -sprengköpfen, wie sie in „Herr der Fliegen“ anfangs angedeutet werden, aus großer Ferne gezündet, möglicherweise auf Interkontinentalraketen montiert oder im 21. Jahrhundert von Drohnen transportiert, handelt es sich unausweichlich um emotionslose Befehlsumsetzung nach rechnerischer Zielberechnung.

Die Gleichzeitigkeit von atomarer Auseinandersetzung im heiß gewordenen Kalten Krieg, von der im Roman als Hintergrund auszugehen ist, und von Eskalation der am ehesten als gruppendynamischer Prozess zu beschreibenden Handlung auf der Insel, von der der Autor möchte, dass man sie als Parabel auf die Erwachsenenwelt verstehe, ist jedoch höchstens eine zufällige. Die Ethnologie wäre von Golding zu befragen gewesen, was zum Beispiel in Jugendlichengruppen von Stammesgesellschaften oder zwischen benachbarten Dörfern in Europa alles an spielerisch gemeinsamer Gewalt, aus der auf einmal tödlicher Ernst werden kann, möglich war/ist.²⁷

Heute wäre am ehesten an den in Frankreich und französischsprachigen Ländern „bizutage“ genannten Brauch zu erinnern, der trotz seines Verbots in den 1920er Jahren und der seit 1998 angedrohten strafrechtliche Verfolgung immer wieder mit Schreckensnachrichten in die Öffentlichkeit dringt.²⁸ Dem stehen englische und amerikanische Initiationsrituale in Bildungseinrichtungen der Elite in kaum etwas nach.²⁹

Etwas weiteres höchst Bedenkliches und Verstörendes fällt an der Darstellung der zwei Morde als den Höhepunkten des Barbarisierungsprozesses auf. Sie werden sprachlich so geschmäcklerisch

25 Für die Lektüre in der Schule käme es mir frühestens in der gymnasialen Oberstufe geeignet vor, weil es kritischen Bewusstseins und einigen Wissensbedarf, um sich als Leser nicht zu einfach vereinnahmen zu lassen.

26 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Eichmann_in_Jerusalem.

27 Man rufe sich zum Beispiel den 1912 erschienenen Roman „Der Krieg der Knöpfe“ von Louis Pergaud in Erinnerung und stelle sich vor, ihn als ein Vorspiel auf den Ersten Weltkrieg zu verstehen zu wollen! Instruiert man sich etwa über den Volksbrauch des „Haberfeldtreibens“, erfährt man allerhand über Menschenmögliches, ohne dass man deshalb gleich an Krieg zu denken hätte: <http://de.wikipedia.org/wiki/Haberfeldtreiben>.

28 Siehe die französische Version bei Wikipedia: <http://fr.wikipedia.org/wiki/Bizutage>.

29 Vgl. http://www.deutschlandradiokultur.de/fieslinge-aus-besten-kreisen.950.de.html?dram:article_id=135108 oder <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/studenten-in-thailand-quaelen-erstsemester-mit-brutalen-ritualen-a-927786.html> oder <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/studenten-in-thailand-quaelen-erstsemester-mit-brutalen-ritualen-a-927786.html> usw., usw. Aufschlussreich ebenfalls die ausführliche Darstellung von Hans Peter Duerr, *Obszönität und Gewalt. Der Mythos vom Zivilisationsprozess*, Bd. 3, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1993. Dazu auch Pater Klaus Mertes SJ: http://www.kolleg-st-blasien.de/pdf/ZEIT_Gewalt_Unterwerfung_2015_05_00056.pdf

vollmundig dargestellt, als würden sie zum ästhetischen Wohlgefallen und gewissermaßen als Naturschauspiel für einen Zuschauer inszeniert, der aus entsprechender Ferne in seiner Unterhaltung den höchsten Genuss findet. Dass Piggy mit geplatzttem Schädel noch einmal seine Beine zuckend streckt wie ein gerade geschlachtetes Schwein, ist angesichts des ihm gegebenen Spitznamens geschmacklos und entweder nur sadistisch oder gewissermaßen aus gleichgültiger PC-Spielerperspektive nachzuvollziehen.

Der unversehens auftauchende, aber vom Rauch, der von der brennenden Insel aufsteigt, neugierig gemachte Marineoffizier tut das, was die Jungen belastet und jetzt erst angesichts ihrer Rettung erschüttert, leichthin ab, fragt nicht einmal nach den Ermordeten, die Ralph erwähnt, sondern scheint das Geschehene einfach dem zuzuordnen, womit man bei Robinsonaden rechnen muss.

Der letzte Satz, der den Blick des Offiziers von den Jungen weg in der Ferne auf den vor Anker liegenden „*stolzen Kreuzer*“ ruhen lässt, gibt keinen Anlass, über etwas ironisch Gemeintes oder hintergründig Aufgeladenes nachzudenken, obwohl der Offizier ja aus der Welt des vor kurzer Zeit ausgebrochenen Krieges der Atomschläge stammt. In der deutschen Übersetzung wird das englische „trim“ (= ordentlich, schmuck, gepflegt) als Attribut für „cruiser“ mit „stolz“ wiedergegeben. Golding vermeidet es also, die Gedanken des Lesers in eine kritische Richtung zu lenken. Damit hat es sein Bewenden mit den Abenteuern und Rivalitäten der Jungen, die in blutige Gewaltausbrüche mündeten, und ihren gescheiterten Versuchen, ein Gemeinwesen mit erörternder Zustimmung seiner Mitglieder zu bilden. Dabei handelt es sich inzwischen um gesichertes Wissen, dass am Grunde eines jeden Gemeinwesens zumindest mythisch erinnerte Gewaltvorgänge zu suchen sind und auf der Insel nach dieser kurzen Zeit eigentlich noch nicht abzusehen war, was aus den Jungen auf der Insel noch hätte werden können, und zwar diesseits der Abenteurerei. Wie es allerdings nach einem Atomkrieg in der immer wieder von den Jungen erinnerten Ordnungswelt der Zivilisation aussehen mag, weiß man spätestens seit Hiroshima und Nagasaki.

Zusammenfassend wäre zu sagen, dass bei Goldings Roman, der auch im Zentrum der Nobelpreisverleihung von 1983 stand (!), sicher nicht von einer angemessenen Verarbeitung seiner eigenen Kriegserfahrungen bis 1945 unter Hinzugabe eines angedeuteten Atomkriegsszenarios gesprochen werden kann. Denn um in Erfahrung zu bringen, dass Menschen eine böse Seite haben können, wovon im Roman nur Simon ausgenommen bleibt, braucht es im 20. Jahrhundert keine Robinsonaden mit jungen Menschen zwischen 6 und 12 Jahren! Geradezu verwegene, von hier aus auf moderne Kriege zu schließen.

Indessen bleibt das Zusammenleben von Jugendlichen am Rande oder in der kolonialisierten Lebenswelt – vor allem in Zusammenhang mit den weiter oben erwähnten Initiationsritualen, die weltweit den Zugang zu bestimmten Einrichtungen von Bildung oder Militär mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit als internes, von der jeweiligen Leitung geduldetes und für harmlos gehaltenes Arrangement begleiten – weiter ein Thema, ohne dass man dabei den Krieg zeitgenössischer zivilisierter Gesellschaften als ein Abbild zu bemühen braucht. Da Golding aus der Beobachtung von Jugendlichen ähnliche Verhaltensweisen sicher bekannt waren,³⁰ hat er es wohl eines Versuchs für würdig erachtet, sie in ein insulares Robinsonadenmodell von begrenzter Dauer umzugießen und auf seine Tragweite zu testen. Nur in dieser Perspektive mögen ihm einige

30 Siehe zu den Grundlagen in psycho-pädagogischer Absicht das inzwischen etwas angejahrte Buch „Horde, Bande, Gemeinschaft“ des Schweizer Pädagogen Hans Zulliger aus dem Jahre 1961.

literarische Verdienste bei der Schilderung von 6- bis 12-Jährigen in einem unbeaufsichtigten Feriencamp auf einer klimatisch begünstigten Südseeinsel zukommen. Ansonsten trotz des an Goethes *Mephisto* angelehnten „*Herrn der Fliegen*“ (Titel und Kapitel 8) ein gänzlich unterbesetztes Welttheater.

2.2 PETER POHL, „NENNEN WIR IHN ANNA“ (1986 / DT. 1991): MOBBING IM SOMMERCAMP

Peter Pohl (*1940 in Hamburg) ist sicher einer der bedeutendsten schwedischen Jugendbuchautoren und in Deutschland mehr als in anderen europäischen Ländern bekannt.³¹ Dabei ist er nicht unumstritten, weil er in der Schilderung von Konflikten dem Erleben von Jugendlichen schonungslos, aber sehr empathisch zugetan ist. Für den Umgang mit seinen Büchern nimmt er für sich in Anspruch, dass junge Menschen im Text für sich eine Lösung finden, „*oder mindestens, dass sie da Trost finden. Dass sie von jemandem gesehen werden und dass sie nicht allein sind*“. Mit Erwachsenen zu sprechen, die seine Bücher für eine Überforderung halten, scheint ihm aussichtslos, ein Urteil, das er auch gegenüber manchen Rezensenten gerechtfertigt sieht.³² Solche Erwachsene gehören auch zum Personal seiner Romane, sowohl unter den Eltern wie auch unter den Lehrern seiner jugendlichen Hauptfiguren. Das heißt, die jungen Menschen bleiben oft sich selbst überlassen und geraten dann mit ihren Problemen in das Umfeld von ihresgleichen. Da ergeben sich je nach Gruppenbildung Konstellationen, aus denen sich schnell mehr oder weniger gewaltträchtige Konflikte hinter dem Rücken von Erwachsenen entwickeln können, die sie am ehesten glimpflich überstehen, wenn sie nicht allein bleiben, sondern mit einem Freund oder einer Freundin ein Paar bilden können. Eine solche Lösung ergibt sich über einige Umwege in seinem letzten auf Deutsch erschienenen Roman „*Meine Freundin Mia*“ (2012).³³

„*Nennen wir ihn Anna*“ ist der dritte Band der „*Regenbogen-Trilogie*“. Sie ist zentriert um Mikael Stenberg, der im ersten Band „*Der Regenbogen hat nur acht Farben*“ zunächst noch Heinrich Hegg heißt, mit seiner Mutter, einer Schwedin, 1945 nach Schweden kommt, nachdem der deutsche Vater tot ist, als 5-Jähriger unter den sadistischen Quälereien von Jungen aus seiner neuen Nachbarschaft zu Henrik wird und Schwedisch lernt, im zweiten Band „*Während der Regenbogen verblasst*“ als H. Mikael Stenberg mit 9 Jahren in eine Pflegefamilie kommt, und in Gerda eine neue Mutter findet. Die aber ist zu schwach, um ihn vor den Aggressionen ihres Mannes Rolf, eines alkoholabhängigen Oberbuchhalters, zu schützen. Sie kann sich schließlich von ihm trennen, während Micke in der Schule ein erleichterndes Umfeld und Freunde findet. Lernen macht ihm Spaß, und seine Leistungen fallen entsprechend gut aus. Das Sommerlager der Schule wird zu einem schönen Erlebnis, weil sich alle an die Regeln halten und eine Atmosphäre friedlicher Gerechtigkeit herrscht. Im Sport kann er sich entfalten und Anerkennung finden. Seine Vergangenheit ist gelöscht und bricht nur manchmal in Erinnerungsfetzen in sein Bewusstsein.

Im letzten Band ist Micke – eigentlich Mikael Stenberg – Abiturient und stößt in Anders Roos auf einen Jungen, der unter ähnlichen Voraussetzungen in ähnlichen Situationen Ähnlichem

31 https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Pohl.

32 <http://www.buecher-leben.de/interview-mit-peter-pohl/>.

33 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Peter_Pohl#Einzelne_Werke. Ausführlicher hier: http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=16495.

ausgesetzt ist, wie es Micke kennen, fürchten und überleben gelernt hat. Der „Scheff“ des Sommerlagers weiß von Anfang an, dass Micke als der Sportleiter auf der Insel der richtige Ansprechpartner für Anders wäre, weshalb er ihn bei der Ankunft von Anders an den Landungssteg schickt. Denn die Schulpsychologin hat es für empfehlenswert gehalten, dass Anders sich zur Erholung im Sommercamp aufhält, weil eben doch schon aufgefallen war, dass er unter seinen Klassenkameraden leidet. Anders erkennt in Micke schnell denjenigen, der für ihn wichtig werden könnte. Während des Aufenthaltes sagt er ihm: *„Du bist so lieb, Micke! Du bist der einzige richtige Mensch auf der ganzen Welt!“* Aber für Micke, eingeflochten in sein zu Ende gehendes Schulleben und sportlich engagiert, bringt diese Nähe eine zu große Verpflichtung, der er sich nicht gewachsen fühlt und der er auch immer wieder ausweicht. Zwar ist der Sinn des Lebens für ihn, *„dass der Mensch dazu auf der Welt ist, dem, der Hilfe braucht, zu helfen. Das ist der Glaube, ja, aber so lebe ich nicht“*. So hat er am Schluss mehr als alle anderen den Eindruck, verfehlt zu haben, wofür er bei Anders hätte stehen können. Denn von der für Anders in schnellen Schritten eskalierenden schlimmen Situation in Familie und Schule bekommt er nichts mehr mit, so dass ihn die Nachricht von dessen Tod unvermittelt trifft, wiewohl er im Nachhinein mit so etwas hätte rechnen müssen.

Freundschaft scheint insgesamt die favorisierte Lösung an Peter Pohls Vorstellungshorizont zu sein, wie sich bereits in seinem Erstling „Jan, mein Freund“ (1985) zeigt. Sie könnte auch in „Nennen wir ihn Anna“ die Rettung bedeuten, wenn der Angesprochene nicht zu sehr mit sich selbst und den an ihn gestellten Anforderungen beschäftigt wäre. Erst im Nachhinein, als der 15-jährige Anders Roos, inzwischen in der ganzen Schule „Anna“ genannt, sich in für ihn ausweglos scheinender Lage im Garten seines Elternhauses getötet hat, wird ihm bewusst, was er versäumt hat. Deshalb wählt Pohl wohl ihn, Micke, den um 4 Jahre Älteren, der an der gleichen Schule wie Anders Roos ist und sein Abitur vorbereitet, nach dessen Tod als Erzähler. Micke als Ich-Erzähler spricht wie im Monolog, indem er sich in einem fiktiven Zwiegespräch an Anders Roos wendet. Das zeigt sich von Anfang an, als Anders Roos wegen Krankheit mit einer Woche Verspätung auf der Insel ankommt. Dort möchte er die Ferien im Juni 1958 in einem Sommerlager verbringen. Mickes erste Sätze lauten:

„»Bist du Anders Roos?«

Du nickst. Ja, wer sonst könntest du schon sein, du weißblondes, mageres Gestell? Du lässt einen mit Backsteinen gefüllten Koffer auf den Landesteg von Sandö plumpsen, hievst eine bleischwere Umhängetasche auf die rechte Schulter, stöhnst und streckst die Zunge zum Lüften raus, lachst kurz, schüttelst dir den Seegang aus den Beinen.

Außer dir erwarten wir heute niemanden mit dem Schiff – »Kannst du ihn abholen, Micke?« hat der Scheff mich gefragt –, also kann dieser komische Vogel nur Anders Roos sein, also du.

»Micke heiße ich...«

Du nickst und lachst. Als ob du das nicht gewusst hättest! Dank meiner sogenannten Heldentaten auf der Aschenbahn bin ich in der Schule bekannt. Aber auch dank aller Scherereien, die ich den lahmen Turnlehrern gemacht habe, um den eingeschlafenen Schulsport wieder zum Leben zu erwecken. All das weißt du bereits, das sehe ich an deinem Nicken und deinem schnellen Lachen. Micke ist mein Name, und dass du mich hier im Sommercamp als Sportleiter vorfindest, scheint dich nicht zu überraschen.“

Anders Roos ist ihm ausdrücklich zum Abholen vom Campleiter anvertraut worden, da er trotz

seiner 14 Jahre kleiner als die anderen ist und außerdem bei anderen als seinen Klassenkameraden untergebracht werden soll. Er ist Bude Drei zugeteilt, die mit acht Gleichaltrigen belegt ist und von allen die „Dreier“ genannt werden. Micke soll ein Auge auf ihn haben, zumal er einen unsicheren Eindruck macht und durch seine Verspätung in bereits einigermaßen stabilisierte Verhältnisse hineingeraten und als *Neuer* gelten wird. Als er bei den *Dreiern* eintritt, bekommt er von den Wortführern schnell den Namen „*Anna*“ verliehen.

Das Lagerleben soll unter dem Motto „*Freiheit durch Verantwortung*“ stehen. Deshalb gibt es wenig Einschränkungen und im Grunde nur „*Drei Absolute Verbote*“: kein Feuer anzünden und im Lagerbereich nicht rauchen; nie allein baden; Schikane und Brutalität untereinander vermeiden. Micke misstraut dem Motto und vor allem der Geltung des dritten Verbots, da er aus langjähriger Erfahrung weiß – auch als ehemaliger Teilnehmer an Sommerlagern –, welche Tricks Jugendliche anwenden, um ihre eigentlich verbotenen Verhaltensweisen unter der Decke und auf jeden Fall zumindest der Leitung gegenüber verborgen zu halten. Außerdem weiß Micke, dass unter den Verantwortlichen kaum ein Gleichklang herzustellen ist, wie und ob überhaupt auf einzelne Vorfälle zu reagieren ist, so dass es immer auch darauf ankommt, wer von ihnen etwas erfährt und entscheidet. So weiß Anders spontan, dass er es nicht leicht haben wird, und versucht sich mit ständigem Lächeln als Maske gelassen zu geben. Dennoch beginnen für ihn Ferien, die alles an ungunstigen Erfahrungen, die er in der Schule machen muss, übersteigen, ohne dass Micke ihm hilft. Denn der weiß nicht recht, wie er auf dessen Signale an seine Adresse reagieren soll, zumal sie einiges an Engagement von ihm zu fordern scheinen und Anders in ihm seinen besten Freund sehen möchte:

„Gegen Mitternacht wachst du davon auf, dass Geheul und unbegreiflicher Lärm aus dem Lautsprecher kracht. Die Jungs irren durchs Zimmer und suchen ihre Kleider.

»Nachtübung!« erklärt Dragos. »Das ist nichts für dich, Anna!« »Gut!« sagst du und ziehst dir die Decke über den Kopf. Sie stürzen in die Nacht hinaus, und einer findet noch die Zeit, dir zum Abschied Leintuch und Decke wegzureißen. Du kletterst runter, holst dir die Sachen und kehrst zu Bett und Schlaf zurück. Jetzt ist es in Midgård ganz still.

Als sie zurückkehren, wachst du wieder auf, denn sie machen kein Geheimnis aus ihrer Rückkehr. Inzwischen graut draußen vor dem Fenster ein blasser Morgen. Die Jungs versammeln sich an deinem Bett. Sie riechen nach nassem Wald.

»Bist du sehr müde?« fragt Dragos mit erstaunlich sanfter Stimme.

»Jetzt gerade nicht so sehr.«

»Ist sie nicht süß, die Puppe!« höhnt Mause. »Alle anderen können mitmachen, nur Anna ist zu erschöpft.«

»Ein echt starker Einsatz, was!« Tuvan ist an der Reihe. »Hier rackern wir uns für die Bude ab, und dieses Stinktief liegt einfach hier und pennt.«

»Mensch, Anna, du bist ein As!« ergänzt Elof. »Sollen wir dir Saft und Kuchen bringen, weil wir dich geweckt haben?«

»Nicht nötig«, sagst du, ja, du antwortest, weil du noch zu verschlafen bist, um ihren Tonfall richtig zu deuten.

»Habt ihr das gehört?« schnaubt Tuvan. »Hat sonst noch jemand dasselbe gehört wie ich? Ist nicht nötig, sagte die Puppe, als sie eingeladen wurde.«

Alle lachen.

»Wie viele Marsbewohner hast du denn unschädlich gemacht, bevor du ins Bett gegangen bist?« fragt Elof.

»Dragos hat mir doch erlaubt, hierzubleiben.«

»Ja, was denkst du denn!« kommentiert Dragos. »Sonst läufst du womöglich durch die

Gegend und faselst was davon, ich hätte dich in den finsternen Wald rausgezwungen.«
 »Das hab ich überhaupt nicht getan!«
 »Hörst du schlecht, Anna? >Sonst< hat er gesagt, >sonst< bedeutet, dass du gequatscht hättest, falls du dabeigewesen wärest. Verstehst du etwa kein Schwedisch?«
 »Das hätte ich gar nicht.«
 Tuvan schnaubt dir jetzt direkt ins Gesicht. Aus seinem Schlund quillt der Geruch nach fauligem Rauch: »Du sollst jetzt auch nicht quatschen. Dragos begreift das alles besser als du. Du bist ein Weiberarsch, der nicht für die Bude kämpfen will. Deshalb war Dragos so anständig, dich schlafen zu lassen. Damit du nichts für uns versauen konntest, kapiert?«
 Er riecht faulig, und du drückst dich an die Wand, aber Mause und Elof zerren dich aus dem Bett und halten dich fest.
 »Guckt euch diesen mageren Jammerlappen an!« grinst Dragos und zieht an deiner Schlafanzugjacke. »Warum hat man uns den nur aufgehalst? Vergleicht ihn mal mit den beiden da.« Er zeigt auf Myset und Pyset, die sich lächelnd in die Brust werfen. »Echte Jungs, die gleich den Stil kapiert haben. Haben gekämpft wie die Geier. Da hat's kein Geplärre im Bett gegeben.«
 Mause und Elof ziehen an je einem deiner Arme. Jeder zieht in seine Richtung, und zwar sehr fest. Tuvan betrachtet dich, den Jammerlappen, schaut dann ins Treppenhaus, schließt die Tür und sieht dich wieder an. Weit hinten in seinen Augen glimmt etwas auf: »Möchte zu gern wissen, ob du nur zehn Sekunden von dem aushältst, was Micke heute nacht ausgehalten hat. Zehn Sekunden, was hältst du davon, Anna? Nach zehn Sekunden wärest du garantiert geschafft.«
 Du kannst nirgendwohin entkommen, Mause und Elof halten je einen Arm fest. Das stechende Licht in Tuvans Augen nimmt zu. »Zehn Sekunden!« wiederholt er. »Hat jemand von euch eine Uhr?«
 Dragos hat eine. Sie zeigt auf dreiviertel vier. Vielleicht etwas später.
 »Ich werd dir zeigen, wie wir Micke heute bei der Nachtübung überwältigt haben«, verkündet Tuvan langsam. »Als wir ihn heimbrachten, hat er extra zugegeben, dass alles okay sei. Alle Griffe seien okay gewesen, keine faulen Tricks.«
 »Micke vertraust du doch, Anna?« sagt Elof einschmeichelnd.
 Du schweigst. Du hast deine Stimme und dein Gesicht nicht mehr unter Kontrolle, das weißt du.
 »Jaa, mein Lieber!« Tuvan beginnt dich langsam zu umkreisen. »Mause und Elof haben Micke an je einem Arm festgehalten, genau wie dich jetzt. Wie die Kletten hingen sie dran. Während ich die eigentliche Schwerarbeit erledigt hab, wenn du verstehst, was ich meine. Aber alles sei ganz fair gewesen, das hat Micke extra bestätigt.«
 Dragos hat die Uhr auf den Tisch gelegt. Das Zifferblatt ist dir zugewandt. Es zeigt immer noch kurz nach dreiviertel vier. Der Sekundenzeiger wandert unbekümmert mit zwei Schritten pro Sekunde im Kreis. Inzwischen steht Tuvan hinter dir. Du versuchst dich zu befreien, aber Mause und Elof lassen nicht locker.
 »Genau das hat Micke auch versucht«, sagt Tuvans schleppende Stimme. »Aber dann kam ich.« Er legt die Arme um deinen Bauch. »Dann kam ich und half ihnen!« Der Druck um deinen Bauch nimmt ein wenig zu. Tuvan klebt mit seinen nassen Kleidern an dir dran. Die Nässe dringt durch deinen dünnen Schlafanzug, und die Feuchtigkeit verwandelt eure Kleider in schmierige Haut, die Körper an Körper kleistert. Nackt klebt dein Rücken an seinem nackten Bauch und seiner Brust. Nackt und wehrlos fröstelst du in seiner unsanften nackten Umarmung.
 »Genauso hab ich Micke auf dem Weg von der Geisterbrücke bis hierher festgehalten«, atmet Tuvan dir zischend ins Ohr. »Und freiwillig ist Micke nicht mitgekommen, Anna! Anderthalb Stunden haben wir mit Micke gekämpft, während du hier gepennt hast. Und Micke hat gesagt, es sei okay gewesen. Zehn Sekunden davon darfst du nacherleben, damit du eine kleine Ahnung davon kriegst, was diese Nachtübung bedeutet hat. Gib auf den Sekundenzeiger acht, Anna!«

Der Zeiger streicht an der Zwölf vorbei, und Tuvan spannt sämtliche harten Muskeln an. Drückt zu. Die Luft rast mit einem Heulton aus dir heraus. Neue Luft kannst du nicht einatmen. Mause und Elof drehen deine Arme nach hinten. Tuvan drückt dich vornüber. Du verlierst den Sekundenzeiger aus den Augen.

»Ich glaub nicht, dass Anna richtig geschnallt hat, womit Micke zu kämpfen hatte«, hörst du Elofs Stimme. »Erklär's ihm noch mal zehn Sekunden, Tuvan!«

Tuvans Arme klemmen, drücken, pressen noch fester, dein Körper wird noch weiter vornüber und nach unten gezwängt, ohne dass Mause und Elof ihren Griff loslassen.

»Gib ihm noch mal zehn!« hörst du Mause sagen. »Ich glaub, Anna kapiert das ganz einfach nicht!«

Jetzt liegst du zusammengeklappt gegen den Boden gepresst und hast Tuvans ganzes Gewicht über dir, er koppelt seinen Schraubstockgriff noch fester um dein Rückgrat, in dir knackt etwas, du erbrichst, und die Welt verschwindet.

Aber nur für ein paar kurze Sekunden, nur für ein paar verschwindend kurze Sekunden darfst du wegbleiben.

»So eine widerliche Sau!« Mit diesem Ruf wirst du geweckt. »Fängt doch tatsächlich zu kotzen an! Hör gefälligst auf, dich in der Kotze zu wälzen, du arschloch!«

Wälzt du dich tatsächlich in der Kotze oder bleibst du einfach darin liegen? Das weißt du nicht.

Du weißt nicht, wo du deinen Körper hast, nirgends folgt er deinem Befehl, zu fliehen. Irgend jemand hebt dich auf und lässt dich wieder los, worauf du auf den Boden zurückfällst. Du hörst das schallende Gelächter und den Heulton, der aus der schwarzen Tiefe in dir heraufdringt Irgend jemand hebt dich wieder auf, lässt dich wieder fallen. Dein Kopf stößt an etwas Hartes, an etwas, das härter ist als der Fußboden. Schmerz fügt sich an Schmerz und schiebt dich über den Rand. Du sinkst und sinkst und sinkst – an einen Ort, wo es keinen Schmerz mehr gibt.

Ein kurzer Blickwechsel. Dann werfen sie dich rauf aufs Bett. Alles geschieht rasch und planlos. Niemand spricht, aber alle hören die Stimme sehr genau, die sagt: Am Mittwochmorgen, den fünfundzwanzigsten Juni neunzehnhundertachtundfünfzig, um zwölf Minuten vor vier, seid ihr zu weit gegangen, viel zu weit. Das Risiko, entdeckt zu werden, ist groß, sehr groß! Es liegt bei annähernd hundert Prozent!

»Wisch das hier auf!« befiehlt Dragos Myset oder Pyset.

»Warum ich?«

»Bist du etwa zu fein dafür?« fragt Tuvan.

Myset und Pyset verschwinden zusammen und kehren mit einem Lappen und einem Eimer Wasser zurück. Rasch wischen sie den Boden sauber. Dann fährt Tuvan ein paar-mal mit dem Lappen über dein Gesicht. Dragos nimmt seine Uhr vom Tisch, zieht sie an und wirft sich aufs Bett. Im normalerweise so sorgfältig aufgeräumten Dreier liegen jetzt nasse Kleiderhaufen neben jedem Bett.

»Zu blöd, wenn wir jetzt wegen mangelnder Fairness disqualifiziert würden«, sagt der Fuchs ins Schweigen hinein.

»Wer zum Teufel will denn so was behaupten!« Tuvan macht einen Schritt auf den Fuchs zu. »Du etwa?«

»Mach dir nicht ins Hemd. Geh lieber ins Bett und überleg dir, wie du erklären willst, dass Annas Schlafanzug so verdreht ist, obwohl er doch gar nicht draußen gewesen ist.«

»Das muss Anna selbst erklären, falls jemand fragt. Es ist für ihn selbst am besten, wenn er dann eine gute Erklärung hat.«

Tuvan setzt sich schwer auf sein Bett. »Was hast du mit der Kotze gemacht?« fragt er Myset oder Pyset.

»Hab sie natürlich zu Knekten reingestellt!« lachen beide.

Tuvan quält sich ein Weilchen damit herum, und da aus Myset und Pyset kein vernünftiges Wort rauszuholen ist, trabt er hinaus, um sich selbst zu vergewissern.

Der Lappen hängt ausgespült über dem blitzblanken Eimer an seinem Platz.
 Als Tuvan zurückkehrt, streckt Farsta den Kopf aus dem Zweier: »Wer Augen und Ohren offen hält, der weiß so manches!«
 »Verpiss dich, du Klugscheißer!«
 Farsta verschwindet. Tuvan sieht sich im Dreier um, wo seine Kumpane nach und nach wegzudämmern beginnen. »Vergesst das eine nicht, das sag ich nur: Wenn es Stunk gibt, dann tragen alle die gleiche Verantwortung. Niemand hat sich geweigert, mitzumachen.«
 »Alle haben nicht mitgemacht«, antwortet der Fuchs, ohne sich zum Zimmer umzudrehen. Es klingt wie im Schlaf.
 »Klappe alle miteinander!« bestimmt Dragos schläfrig.
 Tuvan verpasst Mysets Bett einen Tritt und legt sich hin. Myset lacht, oder vielleicht ist es auch Pysset. Beide scheinen schon zu schlafen.³⁴
 [...]

Aus dem Sommerlager zurück sucht Anders Roos im neuen Schuljahr 1958/59 immer wieder die Nähe von Micke. Denn in seiner Klasse hat sich unter Hohngelächter herumgesprochen, dass man ihn im Sommercamp „Anna“ genannt habe und dass man zwischen seinen Beinen sehen könne, warum. Es finden sich immer Anlässe, über ihn mindestens in lautes Gelächter auszubrechen. Micke aber ist mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als dass er meint, die verschlüsselten Hilferufe unverzüglich für sich übersetzen zu müssen, und braucht immer wieder Anlauf, ehe er als der Einzige, zu dem Anders Vertrauen hat, was er ihm auch immer wieder versichert, sich ihm intensiv zuwendet:

„Manchmal wache ich aus diesem ganzen Geschehen auf, wache auf und frage: »Was ist eigentlich passiert? Was habe ich vergessen?«
 Die Zeit rast davon, ich habe unentwegt das Gefühl, etwas zu versäumen, das viel wichtiger ist als das, was ich gerade mache. Wenn ich trainiere, sind es die Hausaufgaben, die ich versäume; wenn ich büffle, ist es das Training. Die Wochenenden fliegen davon, jeden Sonntag gibt es irgendwo Wettkämpfe. Nilsson kutschiert uns von Stadt zu Stadt. Wir, das sind Berra und ich als Mittelstreckenläufer und Fernan als Kurzstreckenläufer. Fernan gewinnt alles zwischen achtzig und hundert Metern, ich gewinne sämtliche Tausendmeterrennen. Wir frotzeln Berra, der immer nur Dritter, ja, manchmal auch Vierter wird, aber als wir merken, dass er unsere Sticheleien nicht schätzt, hören wir damit auf. Dies sei seine letzte Saison, verspricht Berra. In Zukunft werde er sich auf Hecken- und Hindemislauf konzentrieren.
 Der ganze September ist eine Zeit der Triumphe. Wenn ich montags in die Schule komme, werde ich von den Glückwünschen der aufmerksamen Zeitungsleser und Radiohörer empfangen. Sie bombardieren mich mit Zitaten, in denen mein Laufstil als rein und schön, aber unökonomisch bezeichnet wird. Als Gegenbeweis für alle Theorien liege ich jedesmal von Anfang an an der Spitze des Feldes und vergrößere danach den Abstand, bis ich am Ziel ankomme.
 In der Schule stehe ich inzwischen in dem Ruf, unschlagbar zu sein. Um so größer die Enttäuschung, als ich im Lauf der Schuljugend nur Zweiter werde. Ich selbst bin auch sehr enttäuscht – ein Sieg im Lauf der Schuljugend war mein heimliches Ziel, und genau wie alle anderen glaubte ich, dieses Ziel sei jetzt in Reichweite. Aber dem war nicht so. Bitter, bitter – und am allerschlimmsten war es, unberührt zu tun, wenn einem die anderen auf den Rücken klopfen und zum guten Platz gratulierten. Da musste ich es mir verkneifen, daran zu erinnern, dass ich meinen siegreichen Gegner im Laufe dieses Herbstes immer wieder geschlagen hatte, solche Äußerungen machen einen schlechten Eindruck. Und als ich ihn in der folgenden Woche erneut besiegte, musste ich wieder den Mund halten. Ja, doch, ich schaffte es, zu schweigen, aber die

34 Peter Pohl, Nennen wir ihn Anna, Ravensburg 1986, S. 76-81.

Niederlage schmeckt immer noch bitter.

Um zum Ausgangspunkt zurückzukehren: Was ist passiert? Was habe ich vergessen?

Die Antwort finde ich rasch. Dich habe ich vergessen!

Ein paar blitzartig kurze Momente in der Schule – du versuchst mich zu erreichen, ich bleibe stehen oder eile vorbei, und schon wieder ist eine Woche vergangen. Dienstag-abends ergibt sich manchmal eine Gelegenheit für ein Gespräch. Zuerst vergeudest du eine Menge Zeit mit Hunderten von Windungen und Wendungen, um dich davon zu überzeugen, dass du mir nicht meine Zeit stiehlest. Dann überschüttest du mich mit einem bewundernden Wortschwall über die Lorbeeren, die ich inzwischen geerntet habe, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Anschließend willst du mir etwas erzählen und dann wieder nicht. Daraus entsteht ein dunkles Gestammel, und ich, ich begreife nichts, und konzentriere mich auch nicht genügend, um dir zuzuhören.

Es ist so, wie ich schon gesagt habe – ich habe dich vergessen. Es handelt sich um eine sonderbare Vergesslichkeit, die mich nur heimsucht, wenn ich dich vor mir habe. Wenn du verschwunden bist und wenn ich einen ruhigen Moment finde, dann erinnere ich mich wieder an dich! Das, was du gesagt hast, kommt zurückgeschwommen, legt sich neben die Äußerungen vom letzten Mal und vereint sich mit dem, was ich vor einer Woche gesehen und vorgestern gehört habe. Und wenn ich alleine bin, glaube ich, dass ich zu ahnen beginne, was du mir zu verstehen geben willst, obwohl du es nicht schaffst, es mir zu sagen.

Dann wiederholt sich das Ganze. Wir treffen uns auf dem Sportplatz von Enskede, du redest und versuchst, etwas auszudrücken. Das, was ich in den Momenten des Alleinseins zu verstehen glaubte, fliegt im Windhauch des Geschwätzes davon, und ich warte gereizt darauf, dass du endlich gehst. Dieses ganze dunkle Gerede darüber, dass »sie« hinter dir her seien, dass es darauf ankomme, immer zu lächeln, und dass ich der einzige sei, der sich etwas aus dir mache – all das bringe ich auf keinen Nenner! Deine Art, es zu erzählen, macht es unglaubwürdig. Unzusammenhängendes Gemurmel, und nie eine einzige Erklärung für all das Schlimme, das dir angeblich widerfährt. Schließlich gehst du, ich beende mein Training, dusche und beginne darüber nachzudenken, was ich gehört habe. Plötzlich stimmt alles wieder! Glaubwürdig oder nicht! Ich habe ja selbst gesehen, wie einiges passiert ist, das mir vermutlich auch kein Mensch glauben würde, wenn ich es genauso unklar hervormurmeln würde wie du. Ich höre dich also Dinge beschreiben, die ich beinahe selbst gesehen habe, lasse mich aber von deiner stockenden Erzählweise zu der Annahme verleiten, dass du dir das alles nur ausgedacht hast! Was treibe ich da eigentlich? Ist das Wunschdenken? Genau wie bei den Lehrern, die ewig die Augen verschließen? Weigere ich mich ebenfalls zu glauben, dass die Wirklichkeit hinter der sauberen Schulfassade so durch und durch verfault und grauenhaft sein kann? Nach diesem Sommer müsste ich doch in der Lage sein, einfach alles zu glauben!

Und als der September, der Monat der Triumphe, vorbei ist, sind deine Worte durch meine Schalen gedrungen. Endlich habe ich kapiert, dass du nicht wegen des Trainings jeden Dienstag nach Enskede kommst. Nachdem du über die Ereignisse im Sommerheim so eisern schweigen konntest, muss es schon etwas heißen, dass du jetzt etwas zu erzählen versuchst, selbst wenn es nur gemurmelt und zusammenhanglos herauskommt, das habe ich endlich verstanden. Selbstverständlich glaube ich dir, warum solltest du lügen? Die blauen Flecken erzählen ihre eigene Geschichte, genau wie die Wunden und Schwellungen.

Ich muss etwas tun, ein Mensch bittet mich um Hilfe!

»Wenn jemand dir die Ehre erweist, dich um deine Hilfe zu bitten, solltest du sie ihm nie verweigern!« hat der Scheff gesagt. Dass die Bitte so unbeholfen vorgetragen wird, ist keine Entschuldigung dafür, mich ihr zu entziehen. Dies ist der Augenblick, wo ich bestehen oder versagen werde, hierher wird die Person aus der Zukunft ihren Blick richten, wenn sie das Ich, das heute handelt, beurteilen, verurteilen oder akzeptieren wird.

Der Würstlverein, vier Tage im Sommercamp, das könnte ein erster Schritt sein. Am Freitag Abend fahren wir ab. Der Scheff hat grünes Licht für dich gegeben, aber dann dürfe ich dich auch keine einzige Sekunde aus den Augen lassen.

Ich will gerade anfangen, mich auf die Frage zu konzentrieren, die große Frage, die du für mich darstellst, als du die Demonstration der Wunden, die deine Klassenkameraden dir angeblich zugefügt haben, damit abschließt, auf eine blaurote, geschwollene Stelle weiter unten am Rücken zu zeigen: »Aber das da hat mein Vater gemacht!« Ein hastiges Flattern mit dem Mund. »Hübsch, was? Dieses alte Schwein!«³⁵

Im neuen Schuljahr versucht Micke zunächst, für Anders etwas zu tun, indem er, vermittelt über den Leiter des Sommercamps, des *Scheffs*, bei der Schulleitung Anders' wegen vorstellig wird. Er erlebt aber neben dem Versagen von Anders' Eltern, von dem sowieso auszugehen war, das völlige Versagen der Schulleitung einschließlich der Schulpsychologin angesichts des um Anders ruchbar werdenden Geschehens und seiner schlechten Rolle, die er für das Klassenklima in den Augen seiner Lehrer zu spielen scheint. Für Micke sind es Tarnwörter wie „*Unregelmäßigkeiten*“, „*Vorkommnisse*“, „*Missverhältnisse*“, „*Tradition*“, „*Geist der Schule*“ usw., mit denen alles, dem Anders ausgesetzt ist, kleingeredet wird. Auch der „*Scheff*“ schweigt, als es zur Stützung von Micks Darstellung darum gehen würde, über die Vorfälle im Sommercamp zu sprechen, weil er das Lager nicht in schlechtes Licht rücken möchte.

Schließlich legt Anders Roos selbst Hand an sich und stirbt, nachdem er seinen fünfzehnten Geburtstag noch mit Micke als Gast bei seinen Eltern gefeiert hat. Das allmählich erreichte große Maß an Nähe zwischen Micke und Anders hat nicht genügt, dass er das, was Anders offenbar gebraucht hätte, hätte einlösen können.

Der Tod von Andres wird zu einem verlogenen Gedenken in seiner ehemaligen Klasse stilisiert. Selbst Micke lässt sich trotz seiner grundsätzlichen Desillusionierung – inzwischen mit dem Abitur in der Tasche – atmosphärisch von seiner Abschiedsstimmung einfangen und erliegt der Erwartung, etwas Freundliches zur Erinnerung an Andres zu sagen, als er von dessen Klassenkameraden dazu aufgefordert wird. Die Enttäuschung über sich selbst, in der auch mitschwingt, dass er sich auch geschmeichelt fühlt, zu den Abiturienten zu zählen, obwohl er eigentlich nichts mehr vom Abitur erwartet hat, und die Empörung eines anderen Sommercampaufsehers aus seiner Klasse, mit dem er einmal sehr befreundet war und der jetzt meint, dass solche wie die Klassenkameraden von Anders „*ausgerottet gehören*“ und entsprechend im nächsten Sommerlager behandelt werden sollen, lassen Micke mit folgenden Worten schließen: „*Böses erzeugt noch mehr Böses. Die Welt wird nie besser werden!*“

2.2.1 DAS VERSAGEN DER VERTRETER DER KOLONIALISIERTEN LEBENSWELT

William Golding geht es in seinem Roman um die Schilderung des Geschehens um die englischen Jungen und vor allem auch darum, wie sich die katastrophische Entwicklung in das Naturgeschehen auf der Insel stimmig einbetten lässt. Insofern macht er aus der Insel einen zivilisations- und kolonisationsfernen Robinsonadenkosmos, in dem er jedes jugendliche Individuum mit seiner jeweils eigentümlichen Charakterisierung versieht und als Rollenträger die von ihm als Autor

35 Peter Pohl, wie Anm. 34, S. 230-233. – Andres' Vater ist Kapitän und fährt zur See. Er trennt sich bald von seiner Frau.

projizierte Handlung im Rollengefüge der notwendigerweise zu besetzenden Positionen spielen lässt. Mit dem Tod von Piggy als letztem Opfer und dem beim plötzlichen Auftauchen des Marineoffiziers fast in anonymem Hintergrund verschwimmendem Jack führt der Autor die Handlung zu einem Ende, das im Grunde nur die selbstverständliche Einsicht vorführt, dass jedes menschliche Gemeinschaftsleben struktureller, Ordnung und Sicherheit gewährleistender Einrichtungen bedarf. Dazu bedarf es eines bestimmten Zeitraumes, auf dessen Ausdehnung es Golding nicht abgesehen hatte. Daraus hätte sich im Zusammenleben der älter werdenden 6- bis 12-Jährigen aus Versuch, Irrtum, Katastrophe – die Kinder haben nur selbst gefertigte Handwaffen oder Hebel zum Bewegen von Felsen zu ihrer Verfügung und keine Massenvernichtungswaffen – und neu gewonnener Einsicht aller Voraussicht nach etwas Stabileres entwickeln können, als dass es gleich wieder im rauschhaften Jagdfieber hätte untergehen müssen. Das war jedoch nicht Goldings Absicht. So bleibt bei Golding das Wort „Zivilisation“ statisch und als Hinweis auf etwas gewissermaßen vollendet Vorhandenes stehen. Dabei ist aber ja offenkundig, dass diese Zivilisation etwas Historisches ist, in dem sich Weltgeschichte, nämlich die Konfrontation zwischen Ost und West im Kalten Krieg zwischen auf Gegnerschaft eingestellten Zivilisationen abspielt.³⁶

Die in modernen Gesellschaften entfaltete Zivilisation bleibt aufgrund des von Golding gewählten Arrangements auf einer Südseeinsel etwas Äußerliches. Sie ist nur gegenwärtig in der Erinnerung der 6-bis 12-Jährigen oder materialisiert im Flugzeugabsturz und dem am Schluss als *deus ex machina*³⁷ auftauchenden Marineoffizier, der hier dann ausgerechnet den Retter abgeben muss.

Ganz anders geht Peter Pohl vor. Er sucht nämlich realitätsnäher die in der modernen kolonialisierten Lebenswelt gerinnende Zivilisation dort auf, wo sie sich ihres eigenen Überlebens halber um die Integration der nachwachsenden Generationen bemüht, nämlich in der Schule, aus der die Darsteller Goldings evakuiert worden sind, was am meisten Jack als Versprechen totaler Freiheit empfindet und umsetzt.

Was Peter Pohl als Romancier auszeichnet, ist seine Art, wie er seine mehr oder weniger jugendlichen Rollenträger in Erscheinung treten lässt. Er stattet sie nämlich mit einem latenten Potential aus, das im Sozialen nicht aufgeht, das aber erst für die Ausfallserscheinungen und Unvollkommenheiten des Sozialen, die Individuen schmerzlich zusetzen können, sensibilisiert. Oder aber er stellt Jugendliche in den Mittelpunkt, denen schmerzlich zugesetzt und keine Entfaltung zugestanden wird und die auf das Aufbrechen dieses Potentials bei einem ihnen zugewandten Gegenüber angewiesen wären, damit sie aus ihrer Vereinzelung herausfinden. Gleichzeitig stellt er die Rollenträger vor, die außerhalb des Elternhauses an den Schaltstellen der Integration der nachwachsenden Generationen mit jungen Menschen zu tun bekommen und sie zur Einnahme von Positionen in der kolonialisierten Lebenswelt vorbereiten sollen. In diesen Rollenträgern wird die Fragmentierung sichtbar, die das Soziale in der Lebenswelt kennzeichnet, indem sie als Vermittler jungen Menschen in bürokratischen Vollzügen gegenüberreten. Der Kindergarten stellt die meistens noch sanfte Vorstufe der Hierarchie dar, in die junge Menschen eingegliedert werden und in der sie über ihre Bildungsabschlüsse ihren Platz finden sollen.

36 11. Kapitel: „Aus Samnerics Aufbegehren sprach **die** *zutiefst entrüstete Zivilisation*.“ – Zivilisation im Singular zu beschwören folgt einem noch magischen Weltverständnis, das über die eigene Zivilisation nicht hinausblicken kann. Im Plural erst wird die Vorstellung von „Zivilisation“ relativiert.

37 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Deus_ex_machina.

In „Nennen wir ihn Anna“ stellt Pohl eine Bildungseinrichtung vor, in der Jugendliche bis zum Abitur geführt werden. Mit ihrer Kompetenz hätte sie sich an einem Jungen wie Anders Roos zu bewähren. Dass sie jedoch gar nicht in der Lage ist, sich auf jemanden wie Anders Roos einzustellen, demonstriert Pohl daran, wie die Schulleitung mit Micke – mit vollem Namen Mikael Stenberg – umgeht, als der „Scheff“ ihn dazu gebracht hat, als Zeuge in einer Konferenz über Schülerterror gegenüber Anders Roos aufzutreten.

„Was sind das überhaupt für Leute, die hier versammelt sind! Ich bin so hingesezt worden, dass ich nur ein paar von ihnen sehen kann, die meisten können mich ebenfalls nicht sehen. Vielleicht hören sie mich nicht einmal, das wenige, das möglicherweise hörens Wert sein könnte. Doch, sie hören mich. Sie zucken zusammen, wenn mir hässliche Wörter über die Lippen kommen. Verfolgungen – igitt! Da zucken sie zusammen. Misshandlungen – pfui! Da zucken sie zusammen. Schülerterror – grässlich, wie dieser Stenberg sich ausdrückt. Ja, alle, die hier sitzen, »die Anwesenden«, wissen, wie gewisse Vorkommnisse zu bezeichnen sind, wenn es überhaupt Vorkommnisse gibt.

Nachdem meine Stimme verstummt ist, eine kurze Pause. Was habe ich gesagt? Spielt keine Rolle – niemand hat irgendwas gehört, das werde ich gleich darauf feststellen. Der Rektor dagegen ist Herr der Sprache. Im Laufe der Jahre hat er gelernt, Ansichten so zu formulieren, dass die Zuhörer sie bald für ihre eigenen halten; Einwände abzuwimmeln und in Zustimmung zu verwandeln; die Blicke der Anwesenden auf höhere Ziele zu lenken.

Jetzt spricht der Rektor also, die funkelnde Brille vor sich auf den Tisch gelegt, und seine Rede erinnert anfangs vor allem an einen historischen Überblick. Unsere Schule. Ahnen. Traditionen. Geist. Auch Gegensätze und Widersprüche, nun ja, natürlich gebe es hier auch Gegensätze, wo gebe es das nicht?

In der kurzen Pause, in welcher der Rektor einen Schluck Wasser zu sich nimmt, können wir uns die Antwort überlegen! Vielleicht sollte die Frage Heiterkeit wecken, ein Lächeln hervorrufen. Mir ist nicht heiter zumute. Vor mir steht kein Wasser. Wenn ich etwas trinken will, kann ich meine verschwitzte Handfläche zum Mund führen. Salz!

Ja, wo kämen denn keine Gegensätze vor? Ein Außenstehender, ein Laie, könne die zufällig entstehenden Szenen leicht missverstehen. Aus dem reichen Fundus seiner Erinnerung fischt der Rektor zwei Beispiele herauf, zuerst ein unerfreuliches und danach ein erfreuliches, die beide zeigen, wie leicht ein Außenstehender, ein Laie, die Ereignisse in der Schule missverstehen könne. Um nicht an Einzelheiten hängenzubleiben, erklärt der Rektor, dass er Hunderte von solchen Beispielen anführen könne, ohne dass dies etwas von dem zu bedeuten habe, worauf Stenberg soeben angespielt habe. Während der Rektor sich noch einen weiteren Schluck Wasser genehmigt und umständlich die Brille wieder aufsetzt, wird mir rasch klar, was seine Rede in Kürze besagt: In der vorbildlichen Schule des Rektors kommt kein Schülerterror vor.

Der Scheff hat wenigstens »im Prinzip« gesagt. Auf die Verhältnisse im Sommercamp bezogen. In unserer altehrwürdigen Schule kommt Schülerterror überhaupt nicht vor. Hier können allerhöchstens gewisse Gegensätze entstehen.

Die Wasserpause des Rektors und das Schweigen, das dem kalten Echo seiner letzten Worte folgt, lassen mir genügend Zeit für eine Entgegnung. Mir fällt nur keine ein.

Die Schulpsychologin sei über die Situation im Bilde, behauptet der Rektor und nickt nach links, wo die Schulpsychologin sich erhebt.

Ja, doch. Die Schulpsychologin habe erfahren, dass es Roos schwerfalle, in aggressiven Situationen adäquat zu reagieren. Roos habe auch ganz allgemein gesehen ein geringes Selbstwertgefühl und würde, wenn die Verhältnisse dahin tendierten, dass sich eine Problematik der erwähnten Art unter gewissen Voraussetzungen entwickeln könnte, für die Rolle des Hackhuhns in Frage kommen. An dieser Schule bestünden die Voraussetzungen jedoch nicht. Nun... äh... im vergangen Schuljahr habe es gewisse

Gründe gegeben, Tendenzen zu befürchten. Die Schulpsychologin wolle aber daran erinnern, dass Roos damals auf ihre Veranlassung hin ins Sommercamp der Schule geschickt worden sei. Ob die erwähnte Problematik dort denn nicht beobachtet worden sei?

Der Scheff schüttelt den Kopf. Im Heiligenschein, der über seinem Kopf schwebt, steht geschrieben: Im Sommercamp gibt es keinen Schülerterror.

Na also! Das müsse doch eine ausreichende Bestätigung dafür sein, dass auch in der Schule nichts Beunruhigendes vorgefallen sei. Die Schulpsychologin breitet sich anschließend darüber aus, dass die beiden Jungen, die bedauerlicherweise als die Hauptschuldigen bezeichnet worden seien, ja ebenfalls im Sommerlager gewesen seien, nicht wahr? Wenn in einem solchen Milieu, das Stenberg, selbst als Leiter im Lager tätig, vertraut sei, in einem Milieu, wo sich reichlich Gelegenheiten ergeben müssten, wenn dort also keine Unregelmäßigkeiten erfolgt seien, könne sie, die Schulpsychologin, nicht begreifen, warum Stenberg sich einbilde, dass die erwähnte Problematik ausgerechnet in den wesentlich strenger kontrollierten Verhältnissen der Schule zum Ausbruch kommen solle. Nein, es sei vielmehr so, dass in der Klasse 2 d vielleicht keine einheitlich positive Stimmung vorherrsche, aber davon zu irgendeiner offenen Form der Feindseligkeit sei der Schritt doch sehr groß. Der größte Teil der Klasse stehe der aktuellen Problematik gleichgültig gegenüber.

Während die Schulpsychologin wieder Platz nimmt, entsteht eine Pause, eine Pause, in der ich ihre Worte entgräten und bedenken kann. Eine Antwort wird diesmal wohl kaum von mir erwartet?

»Und der Klassenlehrer?« Der Rektor nickt nach rechts.

Ein unbekanntes und bisher ungesehenes Gesicht beugt sich vor und fängt einen Augenblick lang meinen Blick ein. Dann verschwindet es wieder hinter den Reihen starr blickender Greise. Ich höre eine Stimme, die sich darüber beschwert, dass die Klasse ungewöhnlich laut sei. Aber so sei es eben. Das Alter, die Pubertät, Trotzverhalten und private Probleme. Viel sei wohl auf den häufigen Lehrerwechsel zurückzuführen, dem die Klasse ausgesetzt gewesen sei. »Ich bin selbst der achte Vertreter des Klassenlehrers in diesem Schuljahr!« berichtet die Stimme. »Und was im letzten Jahr los war, davon will ich gar nicht erst reden! So was hinterlässt Spuren!«

Der Vertreter des Klassenlehrers möchte jedoch darauf hinweisen, dass diese schwierige Klasse trotz ihrer vielen Probleme ihm so warm am Herzen liege, dass er willens sei, eine Kraftanstrengung zu machen, das heißt, wenn ihm freie Hand gelassen würde. Indes habe er mit Verwunderung und Bestürzung diese Anzeige über Unregelmäßigkeiten, über Schülerterror zur Kenntnis genommen. Natürlich sei die Klasse recht anstrengend, manchmal geradezu an der Grenze, aber so sei es nun einmal. Das Alter, die Pubertät, Trotzverhalten und private Probleme. In einer schwierigen Klasse mit so vielen Problemen privater Natur, sei es unvermeidlich, dass latent eine Hackhuhnproblematik mitschwinge. Aber soweit er es beurteilen könne, sei die Problematik im latenten Stadium geblieben. Allein die Tatsache, dass er sich der Möglichkeit bewusst sei, verringere das Risiko, ja, mache es geradezu minimal. Aber dass ausgerechnet dieser Roos der Betreffende sein solle, das verstehe er nicht, ja, wenn die Anwesenden verzeihen wollten, so gestatte er sich sogar, die vorliegenden Angaben zu bezweifeln, auch wenn Stenkivist hier sie in noch so guter Absicht vorgebracht habe.

Dies könnten ja auch Behauptungen sein, mit denen Roos sich interessant machen wolle. Oder vielleicht wolle Roos auch nur die Aufmerksamkeit von anderen Dingen ablenken, die ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnten, wenn sie ans Tageslicht kämen? In den Augen des Klassenlehrers sei Roos als unerträglicher Störenfried hervorgetreten, und wenn seine Mitschüler sich von seinen Dummheiten irritiert fühlten, wäre das nicht weiter verwunderlich, im Gegenteil, man könne ihnen kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihm mit Handgreiflichkeiten den Kopf zurechtsetzten. Der Klassenlehrer beteuert jedoch, dass er, nachdem er von der Anzeige dieses Sten-

lund erfahren habe, sicherheitshalber eine Umfrage unter den Kollegen gemacht habe. Hier sieht sich der Klassenlehrer nach den erwähnten Kollegen um, der einzig Anwesende ist jedoch Cowboy, der nickend sein Einverständnis ausdrückt: Der Klassenlehrer möge für sie alle reden.

Cowboy verdankt seinen Namen der offen zugegebenen Leidenschaft für Wildwest-Filme, aber der Name könnte auch von seinen Erziehungsprinzipien herrühren. Wichtiger als Wissen und Bildung ist ihm, dass die Jungen zu richtigen Männern erzogen werden. Imperien sollen von richtigen Männern gegründet und gelenkt werden. Richtige Männer, wert, später an den Schalthebeln der Macht zu sitzen, werden hier an dieser Lehranstalt herangezogen.

Jetzt nickt Cowboy zustimmend. Ja, der Klassenlehrer habe sich bei ihm erkundigt. Der Klassenlehrer fährt fort, dass die Umfrage seinen persönlichen Eindruck von diesem Roos bekräftigt und bestärkt habe. Von sämtlichen sei Roos als Nichtsnutz, Hanswurst und Zumutung bezeichnet worden. Vermutlich bezwecke Roos mit diesem Betragen, seine miserablen schulischen Leistungen zu kompensieren. Die Lehrer seien sich bemerkenswert einig in der Auffassung, dass Roos eher aus Versehen in der Lehranstalt gelandet sei. Und Roos selbst schiebe sein ganzes Schulversagen auf seine angebliche Wortblindheit...

»Wortblindheit!« ruft Cowboy dazwischen, ohne sich zu Wort gemeldet zu haben.

»Das heißt doch ganz schlicht DUMMHEIT !«

»Ja, äh!« räuspert sich der Klassenlehrer, aber da Cowboy sonst nichts anzuführen hat, fährt er damit fort, dass er der Vollständigkeit halber noch mit den Nebenfachlehrern gesprochen habe, das heißt, mit dem Zeichenlehrer, die übrigen habe er nicht mehr erreicht, es gebe auch Grenzen für das, was ein Mensch neben einem vollen Unterrichtsauftrag bewältigen könne. Nun wolle er seine Ausführungen gern damit zusammenfassen, dass er die Worte des Zeichenlehrers über die Klasse zitiere. Bei diesem Versprechen eines bevorstehenden Endes heben sich die schweren Köpfe der Anwesenden ein paar Zentimeter, und erwartungsvolle Blicke lesen von den Lippen des Klassenlehrers die Äußerung des Zeichenlehrers ab, die zugleich die Zusammenfassung des Klassenlehrers ist: »In dieser Klasse herrscht im Grunde eine offene und warme Stimmung. Selbst wenn irgendein Sonderling es vorziehen sollte, sich außerhalb der Gemeinschaft zu stellen, ist die von Stenman angedeutete Problematik ausgeschlossen.«

Gute Gelegenheit für eine Pause! Eine Pause, in der ich wieder die Möglichkeit erhalte, mich zu äußern. Also ergreife ich das Wort.

Ein wenig habe ich mittlerweile gelernt. Vorsicht habe ich gelernt, allerdings ist diese Lehre vielleicht zu spät gekommen. Wo ich vorhin mit »ich weiß« einhertrampelte, tripple ich jetzt auf Zehenspitzen einher mit »soweit ich verstanden habe«. »Unregelmäßigkeiten« und »Missverhältnisse«, etwas Schlimmeres darf nicht erwähnt werden – Misshandlung, Terror und Verfolgung, nackte, anstößige Bezeichnungen für unnennbare Aktivitäten kommen nicht vor. Ich verkneife es mir, den Klassenlehrer zur Rede zu stellen, weil er ein Hohlkopf ist, der einen verdammt schwachen Bericht vorgelegt hat. Nein, ich finde es nur »bedauerlich«, dass er bei seiner Umfrage keinen gefunden habe, der das Bild von Anders Roos etwas habe nuancieren können. Den Sportlehrer, zum Beispiel.

Da fährt der Rektor voller Verachtung und Ablehnung hoch. Die Beamten der Schule hätten es sich durch bittere Erfahrung abgewöhnt, auch nur den Versuch zu machen, in die geschlossene Welt des Sports einzudringen. »In dieser Welt wird Idealen gehuldigt, die hier bei uns zum Schulverweis führen würden, das haben wir ja gesehen. Wenn Roos' Probleme dort hingehören, müssen wir Stenberg empfehlen, auch die Lösung jenseits dieser Scheidelinie zu suchen.« Das wolle er nur erwähnt haben, danke, entschuldigen Sie die Unterbrechung, das soll nicht heißen, dass ich Redner zu unterbrechen pflege, aber hier schien mir doch ein klärendes Wort am Platz zu sein.

Dass ich, der schreckliche Mikael Stenberg, in dieser kurzen Zeit Vorsicht am Sitzungs-

tisch gelernt hätte, war demnach nichts als Einbildung. Inzwischen habe ich außerdem den Faden verloren, wenn ich überhaupt je einen hatte, denn das klärende Wort des Rektors war ganz richtig eine Unterbrechung. Ich ergreife sofort die Chance, mich noch unmöglicher zu machen, und frage, ob denn nicht das Risiko bestehe, dass es denjenigen, die für dieses System verantwortlich seien, für das Schulsystem, das heißt für die Aktivitäten in der Schule, in den Klassen, also auch in der Klasse 2 d, einfach schwerfalle, diese Art von Unregelmäßigkeiten einzugestehen?

Wenn die Anwesenden nicht zivilisierte Menschen wären, hätte diese infame Frage zu Handgreiflichkeiten geführt. Jetzt wird das lange Schweigen mit kultivierter, aber tiefer Missbilligung geladen, bevor der Rektor mit funkelnden nackten Brillengläsern zu erklären anhebt. Er erklärt, dass er als verantwortlicher Rektor dieser Schule, als dessen Oberhaupt also, nicht die Aufgabe habe, die Augen zu verschließen, auch nicht, die Dinge misszuverstehen, dass er auch nicht dafür bekannt sei, die Augen zu verschließen oder die Dinge misszuverstehen, seine Aufgabe sei vielmehr, in Situationen wie dieser wachsam zu beobachten, alles zu addieren und Konsequenzen zu ziehen. Diese gewaltige Aufgabe könne mitunter zuviel für einen einzelnen Menschen werden. Und da er auf eine Anklage wie jene, die soeben in diesem Raum gefallen sei, nicht ganz unvorbereitet gewesen sei, habe er einen sozusagen Außenstehenden hinzugerufen, jemanden, der nicht beschuldigt werden könne, seine eigenen Interessen innerhalb der Schule zu verteidigen, nur weil er keinen wahnwitzigen Phantastereien Gehör schenke.

Diesem sogenannten Außenstehenden erteilt der Rektor nun das Wort, indem er seinen Namen und Titel verschluckt. Ein Außenstehender, laut zuverlässiger Aussage, und, wie es sich rasch herausstellen wird, ein Spezialist. Meine Unverschämtheiten haben die Stimmung vorhin wohl zum Sieden gebracht. Jetzt fällt ein kühler Regen aus Soziologenjargon über den Sitzungstisch. Wörter, Daten und Zahlen. Es gibt Untersuchungen, ich habe nie geahnt, wie viele, und mit wie zuverlässigen Ergebnissen. Eine Untersuchung reiht sich an die andere, Umfragen mit Schulkindern, Lehrern und Eltern. Statistisch geordnetes Material. Bewiesene Behauptungen. Umgeworfene Hypothesen. Gruppenuntersuchungen. Individuelle Tests. Persönlichkeitsprofile des Hackhuhns und seines Gegenspielers, im mittleren Durchschnitt, aber auch in extremen Einzelfällen. Milieu und Hintergrund. Analysen vor, während und nach der Therapie, ja, auch ohne jegliche Therapie. Heute wissen wir mehr als gestern, morgen mehr als heute. Meine Beschreibung passe nicht in das statistische Schema. Die Kategorisierung der Schüler durch die Lehrer zeige einen wesentlichen Zusammenhang mit den Beziehungen, die durch Gruppenuntersuchungen unter den Schulkindern selbst festgestellt worden seien. Reliabilität und Validität. Signifikanzniveau.

Inzwischen müssten mir die Fakten doch endlich den Mund gestopft haben!

Aber ich halte meinen Mund nicht. Man könne den Einzelfall nicht mit dem Hinweis auf die Statistik abfertigen.

Oho, woher ich das denn habe! ?

Ich halte meinen Mund nicht. Warum nur, warum halte ich ihn nicht! Hier kann ich ja doch nichts ausrichten. Aber jetzt erwähne ich, dass man nicht auf Geist und Tradition verweisen könne, um danach die Augen davor zu verschließen, was tatsächlich geschehe. Man...

Die hartgeprüfte Geduld des Rektors ist erschöpft. Die Brille fliegt runter.

»Jetzt haben wir genug von Ihren Verdächtigungen gehört, Stenberg. Diese Art der Argumentation dient nicht dazu, unsere Gesprächsbereitschaft aufrechtzuerhalten. Keiner der hier Anwesenden trägt die Schuld daran, dass Sie einseitig informiert sind, Stenberg. Das einzige, was Sie vorbringen konnten, waren Anschuldigungen. Grundlose Anschuldigungen.«

Brille wieder auf die Nase.“³⁸

38 Peter Pohl, wie Anm. 33, S. 308-316.

Was Mikael Stenberg hier erfährt, ist das, was der Soziologe ULRICH BECK in ganz anderem Zusammenhang als „organisierte Unverantwortlichkeit“ bezeichnet hat.³⁹ Da Anders Roos sich nicht in der Schule, sondern in unmittelbarer Nähe seines Elternhauses das Leben genommen hat, werden sich die Teilnehmer dieser Konferenz in der Sicherheit wiegen, dass die Schule alles getan hat, nämlich sogar in einer eigens wegen Anders Roos einberufenen Konferenz über ihn die Aussprache gesucht zu haben. Pohl lässt seinen Erzähler Micke im Verlauf seines Erzählens nicht mehr auf die Reaktionen aus der Lehrerschaft oder der Schulleitung eingehen. Er begnügt sich damit, Micke den erwähnten Auftritt zu geben, den er vor Klassenkameraden des toten Anders Roos hinter sich bringt.

Als ein Beispiel, wie sich der westdeutsche Staat in Gestalt der Länder mit ihrem Bildungsauftrag nach der Gründung der Bundesrepublik 1949 in Szene gesetzt hat, sei hier aus der Landesverfassung von Rheinland-Pfalz zitiert:

„Die Schule hat die Jugend zur Gottesfurcht und Nächstenliebe, Achtung und Duldsamkeit, Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit, zur Liebe zu Volk und Heimat, zum Verantwortungsbewusstsein für Natur und Umwelt, zu sittlicher Haltung und beruflicher Tüchtigkeit und in freier demokratischer Gesinnung im Geiste der Völkerversöhnung zu erziehen.“ (Art. 33)⁴⁰

Abgesehen von der Zeitgebundenheit des hier verwendeten Vokabulars und der deutschen Einfärbung dürften sich in den nationalstaatlichen Verfassungen der europäischen Länder überall ähnliche Vorstellungen und Formulierungen schnell finden lassen. Mikael Stenberg würde sie zur Kenntnis nehmen, aber kaum mit dem in Verbindung bringen, was er um sich und Anders Roos herum erlebt hat. Den um ihn versammelten Konferenzmitgliedern ginge es sicher kaum anders. Aber solche hehren Verlautbarungen eignen sich sehr gut, ein schmeichelhaftes Selbstbild von sich selbst, vor allem aber vor der Öffentlichkeit zu entwerfen und sich wichtig zu fühlen. Sie haben außerdem für die Verantwortlichen die vorzügliche Eigenschaft, eine möglicherweise desillusionierende genaue Realitätsprüfung zu verhindern.

Es klaffen also rhetorische Verlautbarungen und Realitäten auseinander. Denn im Alltag der kolonialisierten Lebenswelt hat sich längst das System der *organisierten Verantwortungslosigkeit* etabliert, bei der alle Beteiligten in ihrem fragmentierten Verantwortungsbereich ihr gutes Gewissen behalten und kaum mehr merken, wie ab und zu Einzelne durch die Maschen fallen, weil niemand in seiner fragmentierten Welt auf ihn als jemanden aufmerksam wird, um den man sich zu kümmern hätte. Das nimmt auch Mikael Stenberg mit Schrecken an sich selbst wahr, sonst würde ihn Anders' Tod nicht zu diesem langen *self-monitoring*⁴¹ veranlasst haben.

So heißt es bereits in einer kritischen Beschreibung der westlichen Bildungseinrichtungen, die auf Leistungsbewertungen fußen, in den 1980er Jahren, dass sie ein fragwürdiges soziales System darstellen:

„Es muss einerseits konsequenterweise Versager und Erfolgreiche 'produzieren' und unterscheiden und dabei notwendig bei vielen Mitgliedern psychische Schäden

39 Ulrich Beck, *Gegengifte: Die organisierte Unverantwortlichkeit*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1988. – Als Autor dieser Seiten fühle ich mich von Peter Pohl lebhaftesten an eigene Erfahrungen in allen möglichen Schulgremien erinnert, in denen über Schulkonflikte, Schüler oder auch zu examinierende Referendare zu beraten war.

40 Vgl. hierzu <http://www.himmlers-heinrich.de/kolonialisierte-lebenswelt-buehne.pdf>, S. 6 ff.

41 Zum Verständnis siehe z. B. http://digisrv-1.biblio.etc.tu-bs.de:8080/docportal/servlets/MCRFileNodeServlet/DocPortal_derivate_00002879/Haarmann_Self-Monitoring.pdf.

*anrichten oder verstärken. Andererseits werden durch die Konzentration auf das Leistungsprinzip viele Tugenden, die den Menschen erst als 'charaktervoll' erscheinen lassen, systematisch ausblendet. Tugenden der Zivilcourage, der mündigen Kritik, der Hilfsbereitschaft und Solidarität können in einem solchen System nicht belohnungsrelevant werden. In ihm zählt nur die Tugend der Optimierung der eigenen Leistung, der individuellen Verantwortlichkeit und des Sorgens für sich selber sowie der Anerkennung spezifischer amtsgebundener Aufträge.*⁴²

Mikael Stenberg hat sein Leistungsverhalten in der Schule wie auch in den Sportwettbewerben nach diesen Prinzipien verfolgt. Da er zu den Erfolgreichen gehörte, hat er trotz seiner eigenen beschädigten Kindheit und frühen Jugend sich auf der Seite der erfolggekrönten Leistungsträger stehen sehen können. Deshalb war ihm ja die von Anders gesuchte Nähe zu ihm über weite Strecken hinderlich, wenn nicht seinen Jahrgangskameraden gegenüber sogar peinlich! Aber er ist sich selbst gegenüber sensibel und einsichtig genug, weshalb er vom „Scheff“ des Sommerlagers auch mehr als andere geschätzt wird, was Micke für sein Selbstwertgefühl sehr gelegen kommt. Der hinwiederum versagt in Micks Augen in der Konferenz völlig, als er Farbe zu bekennen gehabt hätte, aber als Krähe unter Krähen keiner ein Auge aushacken möchte.

Einen anderen Lernprozess macht Micke auch durch, und zwar einen, der sehr viel mit seiner mehr oder weniger verdrängten Vergangenheit und ihren Schmerzen zu tun hat: Er braucht lange, ehe er erkennen kann, dass Anders ihm die Wahrheit berichtet, wenn er erzählt, was sein Vater ihm für Schläge versetzt oder welche Qualen sich seine Klassenkameraden ausdenken und ihm antun, wenn sie sich von den Lehrern unbeobachtet fühlen. Er ist ja auch nie dabei, wenn es geschieht. Aber schließlich ist er so davon überzeugt, dass er nicht mehr nachvollziehen kann, wie sich das professionelle pädagogische Personal darauf versteift, Mikael Stenberg, dessen Namen sie der Reihe nach verändern, wenn sie ihn ansprechen, der maßlosen Übertreibung zu bezichtigen und ihn für unglaubwürdig zu halten.⁴³ Deutlich wird trotzdem, wie er am Selbstverständnis der Versammelten gekratzt hat. Denn sie müssen sich sehr anstrengen, ihn in die Schranken zu weisen, ehe sie als Sieger auseinandergehen. So hat Mikael Stenberg die Schule endgültig hinter sich gelassen und sich auch von dem lange verehrten „Scheff“ getrennt, der ihm nicht mehr in die Augen zu schauen wagen dürfte.

2.2.2 ZWÄNGE DER GRUPPENDYNAMIK UND ALLTAGSTUGENDEN

Mit dem Tod von Anders, so ist anzunehmen, ist das um ihn entfaltete Geflecht von Ausgrenzung und Quälerei mangels Auslöser in sich zusammengefallen und hat sich aufgelöst. Die Beteiligten dürften seinen Tod als etwas erfahren haben, was niemand gewollt hat und was sich deshalb unter

42 Helmut Fend in der Einleitung zu Robert Dreeben, *Was wir in der Schule lernen*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1980, S. XII. – Entscheidend ist auch etwas anderes, das Fend hervorhebt: „Gleichzeitig sind die Heranwachsenden in der Schule von einem totalen Zugriff insofern geschützt, als von ihnen lediglich verlangt werden kann, sich entsprechend bestimmter Kategorien der Erwartung zu verhalten. Wer diesen Erwartungen entspricht, der hat Anspruch auf institutionelle Belohnungen, auch wenn die persönliche Beziehung zu Lehrern negativ gefärbt ist“ (S. X).

43 Hier wäre an den polnischen Augenzeugen der NS-Verbrechen Jan Karski zu erinnern, dem es nicht gelang, bei Gesprächen in den USA im Juni 1943 dortige Politiker einschließlich Präsident Roosevelts von dem Gesehenen zu überzeugen: http://de.wikipedia.org/wiki/Jan_Karski. – Tzvetan Todorov äußert sich zu den Schwierigkeiten, Außenstehende von dem zu überzeugen, was Opfer im Lager – und unabhängig davon auch in anderen Zusammenhängen – erlebt haben und worüber sie vielleicht sogar aus Scham schweigen (siehe Anm. 45, S. 279 f.). Primo Levi berichtet in „Ist das ein Mensch?“ darüber (2. Auflage, Hanser, München 1989, S. 68). – Micke ist der Einzige, den Anders ins Vertrauen gezogen hat. Er zweifelt lange, ehe er von der Wahrheit überzeugt ist. Er braucht lange, bis er sich nicht mehr nur als nicht betroffener Außenstehender sieht und Konsequenzen daraus zieht.

ihnen so nicht wiederholen würde. Denn anders als den Lehrern ist den Jugendlichen seines Umfeldes das Gefühl unmittelbarer Betroffenheit nicht erspart geblieben, wie ihr Bedürfnis zeigt, Micke einzuladen, damit er den von ihnen gestifteten Erinnerungspokal „*Zum Andenken an Anders Roos*“ der Allgemeinheit im Gedenken übergebe. Als Zusatz zur großen Gravur um Anders enthält der Pokal die kleinere Inschrift: „*Für die beste Mannschaft der Sommercamp-Meisterschaften*“. In der war Anders nämlich Teilnehmer. Damit ist zugleich für die Betroffenen aus der Klasse der ganze Jahrgang einbezogen worden, der im Sommerlager war. So ist der bei Einzelnen unausweichlicherweise ausgelöste Schock über Anders' Freitod in eine diffuse Betroffenheitssolidarität übergegangen, und das Leid ist in der Vervielfältigung unter den Teilnehmern in ein Moment allgemeiner Rührung umgestaltet worden, ohne dass die Suche nach Verantwortlichen begänne. Dabei weiß jeder Einzelne, welche Rolle er gespielt hat!⁴⁴

Wenn der alte und einst beste Freund von Micke, Bigg, am Schluss sagt, dass diese Lösung zu billig sei, dass er Mickes Anspracheworte für „*verdammt perfekt*“ halte und dass sie, nämlich vor allem die zwei Hauptbeteiligten, *erfahren müssten*, „*was sie getan haben*“, dann bewegt er sich auf der Ebene der Rache. Micke packt ihn am Arm und versucht ihn zurückzuhalten: „*Lass sie in Ruhe!*“ Denn zu seinen Erkenntnissen gehört, dass Rache nichts löst, sondern *als Böses nur wieder Böses erzeugt*.

Peter Pohl zeigt in seinen Romanen immer wieder, wie das Gruppenverhalten des Einzelnen in der Nachbarschaft von Siedlungen oder im Rahmen von Klassen oder Sommerlagern nichts Statisches ist, sondern sich je nach Anlass, Stimmung, Stichwortgebern und Anführern jeweils dynamisch entwickelt und Hierarchien ausbildet. Fehlt einer der Anführer, kann sich schon etwas anderes ergeben, was für den gewohnheitsmäßig gewählten Sündenbock entweder eine Erleichterung oder, umgekehrt, eine Verschlimmerung bedeuten kann, weil nie genau festliegt, was ein bestimmter Anlass nach sich ziehen kann, und ob nicht derjenige, der sich auf einmal an die sonst vom gewohnten Anführer eingenommene Stelle setzt, der gefühlten Herausforderung und Bewährung halber meint, ein besonderes Beispiel von durchgreifender Machtpräsentation liefern zu müssen. Entscheidend scheint zu sein, dass es jemanden wie Anders Roos gibt, der schon durch sein Auftreten seine grundsätzliche Verunsicherung und seinen Mangel an Selbstwertgefühl signalisiert, worum es den anderen geht, nämlich um Selbstachtung und Anerkennung. Das wahrzunehmen ist in der Regel in den Erfahrungsschatz solcher Kinder/Jugendlicher eingebettet, die bereits spontan wissen, dass es guttut, anderen überlegen zu sein und darin ihre Anerkennung zu suchen, weil sie unentbehrlich erscheint, und die sie deshalb auch auf Kosten anderer zu erringen versuchen. Daraus spricht jedoch gleichzeitig die Tatsache, dass erst bestimmte Rollen vergeben und besetzt sein müssen, ehe sich eine Dynamik wie in „*Nennen wir ihn Anna*“ entfaltet.

Im Unterschied zu Golding agieren bei Pohl Kinder und Jugendliche in den Alltagszusammenhängen ihres sozialen Umfeldes in den Freiräumen, die sie außerhalb der Familien- und Berufswelt der Erwachsenen eingeräumt bekommen oder sich – z. B. in der Schule – hinter dem Rücken der verantwortlichen Erwachsenen selbst in den immer irgendwo aufzuspürenden unkontrollierten

44 „*Niemand spricht, aber alle hören die Stimme sehr genau, die sagt: Am Mittwochmorgen, den fünfundzwanzigsten Juni neunzehnhundertachtundfünfzig, um zwölf Minuten vor vier, seid ihr zu weit gegangen, viel zu weit. Das Risiko, entdeckt zu werden, ist groß, sehr groß! Es liegt bei annähernd hundert Prozent!*“ (Vgl. S.22.)

Zwischenräumen zu schaffen verstehen. Da kann es zu jeweils ganz anderen Abläufen kommen, als sie sich im Sommercamp um Anders Roos abspielen. Bedingung ist nur, dass die Freiräume immer dicht an den sozialen Gesamtzusammenhang der kolonialisierten Lebenswelt angrenzen. Denn die Kinder stellen ja das Regenerationspotential der Erwachsenenwelt dar. Diese Freiräume ergeben sich von selbst im Unterschied zu der von Golding geschaffenen Inselwelt, in der er die von ihm mit jeweils besonderen Eigenschaften ausgestatteten Rollenträger in einer vergleichsweise künstlichen Auffächerung zwischen 6 und 12 Jahren agieren lässt.

Spannend wird es nun, wenn man sich fragt, was denn in den Freiräumen der kolonialisierten Lebenswelten unter der Voraussetzung der Unhintergebarkeit von den auch für Kinder und Jugendliche einzulösenden ganz konkreten Menschenrechten für ein Klima herrschen müsste, damit jemand wie Anders Roos nicht durch die Maschen zu fallen hätte. Aber da es sich um Freiräume mit auf sie beschränkter Selbstregulierung der jeweiligen Akteure handelt, gibt es in ihnen so wenig wie auf Goldings Insel jemanden, der darüber so wacht, dass niemand Schaden leide. Diese Frage stellt sich jedoch eher bei Pohl als bei Golding, zumal bei Pohl ja schon Handlungsstränge in ähnliche Richtung weisen und die umgebende kolonialisierte Lebenswelt in der Regel zumindest verbal auf dem Fundament von Menschenrechten ruht und einige Sensible wie der „Scheff“ oder Micke vermuten, dass und wo etwas Verdecktes geschieht oder geschehen könnte.

TZVETAN TODOROV (*1939), aus Bulgarien stammend und seit 1963 in Frankreich ansässiger naturalisierter Schriftsteller und Gesellschaftswissenschaftler mit literaturwissenschaftlicher Orientierung,⁴⁵ hat das Thema der Menschenrechte unter besonderer Betonung der Anerkennung durch den Anderen zu seinem Lebensthema gemacht und berührt sich darin mit Peter Pohl, der ja in seiner Schriftstellerei die Verletzung des Einzelnen nicht nur durch **den** Anderen, sondern **die** Anderen, aber auch durch Einrichtungen wie Kindergarten und Schule in den Mittelpunkt seines Erzählens stellt.

TODOROV hat das Thema in zwei seiner größeren Werke, mit denen er bekannt geworden ist, behandelt und ihm z. B. im Buch über die Eroberung Amerikas Kapitel mit Überschriften wie „Verstehen, Nehmen und Zerstören“ oder „Sklaverei, Kolonialismus und Kommunikation“ gewidmet.⁴⁶ In seinem anderen bekannten Buch „Angesichts des Äußersten“ stellt er biographische Darstellungen von Überlebenden der NS- und GULAG-Lager⁴⁷ wie auch Aufzeichnungen und Verhöre von Tätern in der totalitären Lagerwelt vor und fragt sich, ob es Gemeinsames auf Seiten der überlebenden Opfer, auf Seiten der Täter wie auch insgesamt auf Seiten aller Beteiligten gibt.⁴⁸ Diese Fragen stellen sich in europäischem Zusammenhang umso selbstverständlicher als für die Eroberung Amerikas, da ja der Totalitarismus in Gestalt des Nationalsozialismus und Stalinismus mit ihrem jeweiligen kolonialistischen Expansionsbestreben eine Angelegenheit unter Europäern war.

45 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Tzvetan_Todorov.

46 *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, Suhrkamp, Frankfurt 1985, S. 155-176; 202-218; *Angesichts des Äußersten*, Wilhelm Fink, München 1993.

47 Tzvetan Todorov, *Angesichts des Äußersten*, Wilhelm Fink, München 1993, S. 314: „Das Lager ist keine Randerscheinung, keine Anomalie, sondern die logische Vollendung totalitärer Regime; **es ist ein Miniaturmodell der ganzen Gesellschaft** und zugleich das wirksamste Terrormittel, so sehr, dass man schließen könnte, eine Gesellschaft ohne Lager sei nicht wirklich totalitär“ (Hervorhebung von F. H.).

48 Folgende Namen seien aufgezählt: Jean Améry, Robert Antelme, Tadeusz Borowski, Margarete Buber-Neumann, Anne Frank, Jewgenia Ginsburg, Ety Hillesum, Heinrich Himmler, Rudolf Höss, Primo Levi, Jorge Semprún, Gitta Sereny, Warlam Schalamow, Alexander Solschenizyn, Franz Stangl u. a.

Ausgangspunkt in „Angesichts des Äußersten“ ist die Feststellung, dass der Totalitarismus auch in seinen bisher bekannten Extremformen keine zwischen der Russischen Revolution von 1917, dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Tod Stalins zu terminierende Angelegenheit war, sondern sich aus den strukturellen Gegebenheiten moderner Staatlichkeit heraus entwickelt hat, so dass heute z. B. der Versuch totaler globaler Überwachung von Seiten der USA durchaus auch als totalitär einzustufen und entsprechend zu benennen ist. In den Lebenswelten der in totalitäre Regime mündenden Gesellschaften müssen die in den Lagern zu beobachtenden Verhaltensweisen, zu denen am fatalsten die Bereitschaft zum Gehorsam, die Fragmentierung der Welt und der in ihr zu spielenden Rollen und die Entpersönlichung der menschlichen Beziehungen gehören,⁴⁹ bereits gegeben oder zumindest vorbereitet gewesen sein, sonst wären sie zumindest auf Täterseite nicht so leicht, schnell und zahlreich abzurufen gewesen.

Grundsätzlich gilt für Täter wie für Überlebende, dass zur Lebensbewältigung Alltagstugenden befolgt werden müssen. TODOROV benennt Sorge und Würde, die er in allen Dokumenten gefunden hat und die auch den Tätern nicht abzusprechen sind, solange sie den Anderen nicht den totalitären Vorgaben folgend in Gehorsam entpersönlicht haben, sondern wenigstens der eigenen Familie und Kameraden gegenüber es nicht an Respekt fehlen lassen. Da geht es nicht um heldenhafte Tugenden, sondern wie in der Sorge um eine Äußerungsform, die ein bestimmtes Du meint, dessen Wohlergehen ein Mensch über das eigene stellt. Dazu gehört überall beispielsweise das Teilen des letzten Stückes Brot oder die Mühe, einem anderen eine Arbeit abzunehmen. TODOROV beschreibt, wie in den Lagern zur (Für-)Sorge unter den Häftlingen sogar Neugeborene getötet werden konnten, um einer Mutter das Überleben zu ermöglichen.

Würde gehört zur Selbstachtung und geht der Fähigkeit zur Sorge voraus. Dazu kann schon das Aufrechterhalten der täglichen Hygiene gehören, soweit es die Umstände zulassen. Sie ermöglicht sogar in ganz eng gestecktem Rahmen selbstbestimmtes Handeln. Genauso wäre im Lager noch eher als anderswo bei jemandem, der sich selbst umbringt, nicht von Selbstmord, sondern von Freitod zu sprechen. Diese Tat zeigt den Tätern, dass sie nicht allmächtig sind, so dass sie überall gerade dieses Tun zu verhindern trachteten.⁵⁰ So ist Würde im Lager eine Haltung, die gegen die völlige Unterwerfung und Selbstaufgabe steht.

Außerhalb der Lager waren diese beiden Tugenden dort zu beobachten, wo Verfolgten geholfen wurde unter der Voraussetzung, dass es anonym im Verborgenen geschah. Damit konnte in beiden Regimen der Anspruch auf die totalitäre Allmacht unterlaufen werden. Dieser Ungehorsam gewährte denen, die ihm folgten, ohne Anspruch auf Heldentum⁵¹ die Genugtuung, nicht ganz zu instrumentalisieren zu sein.⁵²

Aber insgesamt verweist TODOROV auf eine alttestamentarische Erkenntnis, dass nämlich die Anzahl der Gerechten immer der der Mehrheit maßlos unterlegen ist: *„Hoffen kann man jedoch, dass wir die Not der anderen und ihre stummen Hilferufe wenigstens erkennen. Man erzählt, dass es den verfolgten Juden sehr schwerfiel, sich als Nichtjuden auszugeben: In ihrem Blick lag eine*

49 Tzvetan Todorov, wie Anm. 47, S. 326.

50 Eine ganz andere Bewandnis hat es mit der Auflage Himmlers 'seinen' SS-Männern gegenüber, nämlich dem Feind nicht lebendig in die Hände zu fallen, wie er sich selbst auch mit Kriegsbeginn mit Zyankaliekapseln versorgt hatte, eine in einer kiefernorthopädisch vorbereiteten Höhlung unterzubringen, eine zweite als Ersatz.

51 Das ist immer auf öffentliche Anerkennung aus.

52 Siehe hierzu die Zusammenfassung von Eva Auf der Maur: <http://www.freiburger-rundbrief.de/de/?item=201>

*tiefe Traurigkeit, dass man sie schon von weitem erkannte. Mögen wir im entscheidenden Moment für diesen Blick, auch wenn es der eines Unbekannten ist, empfänglich sein und Anteil nehmen; sonst wehe dem Fremden, der fern von den Seinen durchs Leben irrt...*⁵³

Außerhalb der Lager, wenn es um Rettung ging, war der Einzelne nach TODOROV auf jeden Fall bereits dann gestärkt, wenn er sich mit einem anderen zu einem Paar ergänzen konnte. Denn seiner Einsicht nach ist das vollständige moralische Wesen nicht das Individuum, sondern erst die Ergänzung durch einen Zweiten, weil ein Einzelner in einem sozialen Umfeld, in dem sich Rettung immer zu vollziehen hat, nur schwer die Eigenschaften in sich vereint, die es braucht, den Überblick zu behalten. *„Einer der beiden Partner wird vorrangig eine Moral der Prinzipien verkörpern und der Ansicht sein, dass man allen, die in Not geraten sind, helfen müsse, und nicht nur seinen nächsten Angehörigen; statt resigniert abzuwarten, wird er darauf drängen, aktiv einzugreifen. Der andere wird eher einer Moral der Sympathie folgen und nicht so sehr die hehren Prinzipien vor Augen haben, sondern einfach als Mensch die Not der anderen mitempfinden; ohne sich eigens dazu entschließen zu müssen, wird er denen, die seine Hilfe brauchen, tagtäglich Unterkunft und Nahrung geben. Ohne den zweiten würde die Absicht nicht in die rettende Tat umgesetzt; ohne den ersten gäbe es niemanden, der in ihren Genuss käme.“*⁵⁴

Mikael Stenberg hat aus den dargestellten Gründen nicht verhindern können, dass Anders im Freitod aus der Welt schied. Trotzdem hat er sich wie kein anderer sowohl im Sommercamp wie in der Schule zu ihm bekannt. Sein Gang in den Tod war die Folge einer Auseinandersetzung, in die er sich mit seiner Mutter verwickelt hatte, so dass es für sein weiteres Umfeld – vor allem die über ihn konferierende Lehrerschaft – leicht war, sich nicht direkt betroffen zu fühlen. Als Anders' Mutter ihn am Telefon fragt, ob er geahnt habe, dass *„so etwas passieren könnte“*, murmelt er, dass es Anzeichen dafür schon gegeben habe, *aber er hätte nie geglaubt...* Nach dem Auflegen versinkt er in starre Bewegungslosigkeit. Er hat als potentieller Retter keinen Zweiten in der fragmentierten Welt um sich herum mobilisieren können, ja hat nicht einmal daran gedacht, wie sehr er zunächst den „Scheff“ oder seinen alten Freund Bigg für mit impliziert gehalten haben mochte. Nach Anders' Tod geschieht dann genau das, was TODOROV als das häufige Schicksal von Rettern nach dem Krieg und der Überwindung des in ein direktes Herrschaftsverhältnis überführten Totalitarismus beschreibt: *„Da sie moralisch sensibler sind als der Durchschnittsmensch, entwickeln sie ähnliche Reaktionen wie die Überlebenden, empfinden Scham und fühlen sich schuldig. Das Böse war so groß, war so nah an sie herangerückt, dass sie sich unweigerlich in ihrem Inneren davon bedroht fühlen müssen: Wenn andere so handeln konnten, warum sollte ich es nicht auch können, sind es nicht Menschen gradeso wie ich? Wenn andere tot sind und ich nicht, habe ich dann nicht trotz allem egoistisch gehandelt?“*⁵⁵

53 Tzvetan Todorov, wie Anm. 47, S. 333.

54 Ebd., S. 270.

55 Ebd., S. 272. – Es gibt für den Verfasser neben Peter Pohl keinen anderen Autor, der mit so viel Empathie schildern kann, wie die kolonialisierte Lebenswelt sich gerade in der Jugend und in der für sie gedachten Institution Schule über alles hinwegsetzt, wofür sie sich als pädagogische Anstalt öffentlich immer wieder rühmen mag und um Ansehen buhlt.

3 JUGEND UNTER BESATZUNG BEI MARGUERITE DURAS UND AGOTA KRISTOF

Kinder oder Jugendliche, die den Quälereien von ihresgleichen ausgesetzt sind und ihnen wie Simon und Piggy erliegen, erleben im Sterben das Äußerste des Lebens wie alles Lebendige. Das kann sich auch immer wieder als Zwischenfall bei nicht ganz durchgeplanten Initiationsritualen in sogenannte Eliteeinrichtungen („*bizutage*“) oder beim Militär ereignen, wo es dann einigen Geschicks bedarf, das Geschehen gegenüber den betroffenen Familien oder der Öffentlichkeit gegenüber zu verbergen. Anders Roos fügt sich dieses Äußerste selbst zu, weil er sich dem sozialen Umfeld in Familie und Schule und den ihm zugefügten Erniedrigungen nicht mehr gewachsen fühlt. Mickes Erzählung unterstreicht, was Anders dabei für einen Willensakt vollbrachte (S. 341). Kinder und Jugendliche können dem sowohl in Friedens- wie in Kriegszeiten ausgesetzt sein, solange sie sich außerhalb der Erwachsenenwelt oder zumindest außerhalb ihrer Kontrolle befinden.

3.1 MARGUERITE DURAS, „HIROSHIMA MON AMOUR“ (1960 / DT. 1961): GESCHORENWERDEN

In Kriegszeiten sind Kinder und Jugendliche zusätzlichen Gefährdungen ausgesetzt. Was zum Beispiel in Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs einem Kind widerfahren konnte, hat Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen 1669 in seinem Roman „Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch“ zum Thema gemacht.⁵⁶ Was Kriegsläufe oder veränderte Verhältnisse im Allgemeinen für eine Rolle für die betroffene Zivilbevölkerung mit generationenlangen Folgen spielen können, fasst Carl Zuckmayer im ersten Akt seines Schauspiels „Des Teufels General“ 1946/1966 anekdotisch zusammen.⁵⁷ Unübersehbar geht es ihm dabei auch um eine Persiflage des Ariernachweises, der unter dem NS-Regime zu erbringen war:

„Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. Und dann kam ein griechischer Arzt hinzu, oder ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat vom Elsass, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant – das alles hat am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt und – und der Goethe, der kam aus demselben Topf, und der Beethoven, und der Gutenberg, und der Matthias Grünewald, und – ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt – wie Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen Strom zusammenrinnen. Vom Rhein – das heißt: vom Abendland. Das ist der natürliche Adel. Das ist ‚Rasse‘.“

Einem blonden Mädchen Latein beibringen ist eine scherzhafte Anspielung auf einen folgenreichen

56 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Der_abentheuerliche_Simplicissimus.

57 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Des_Teufels_General_%28Drama%29.

Vorgang – meistens von sich nicht betroffen fühlenden Männern mit Wohlgefallen vorgebracht, aber in Gedanken vielleicht an die Stelle des Lateinlehrers getreten. Seit den beiden Weltkriegen hat sich aber nach den Befreiungen vom Besatzungsregime – Franzosen im Ruhrgebiet in den 1920er Jahren, Deutsche dann bis mindestens 1944 überall in Europa – europaweit etwas anderes abgespielt, was im „Dritten Reich“ nach 1933 in anderem Zusammenhang schon an der Tagesordnung sein konnte.

In Deutschland hat sich Ebba D. Drolshagen einen Namen damit gemacht, seit 1998 in zwei Büchern darauf aufmerksam gemacht zu haben: „Nicht ungeschoren davonkommen. Das Schicksal der Frauen in den besetzten Ländern, die Wehrmachtssoldaten liebten“ (1998); „Wehrmachtsskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater“ (2005).⁵⁸ Inzwischen gibt es bemerkenswerte Arbeiten in Belgien, Frankreich oder Norwegen über das Schicksal von Besatzungskindern und ihren Müttern.



*„Naziterror 1942 in Glauchau: Drei Frauen wird von drei Männern der Kopf geschoren, auf Stühlen sitzend, mit Schildern behängt; im Hintergrund Zuschauermenge
Schildaufschrift: Ich bin aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen“⁵⁹*

Das hier Abgebildete hat sich auch woanders abgespielt, und zwar überall unter ähnlichen Bedingungen wie in den besetzten Gebieten außerhalb Deutschlands: den im Krieg zurückgebliebenen einheimischen jungen Frauen fehlten die eingezogenen jungen Männer, an deren Stelle die aus ihren Heimatländern zum Arbeitsdienst in Deutschland eingezogenen Männer getreten waren;⁶⁰ in den besetzten Ländern waren es eben die den *mannbaren* deutschen Frauen abhanden gekommenen deutschen Wehrmachtssoldaten, die die Männerlücke der internierten waffenfähigen Männer als potentiellen Aufständischen gegen die Besatzungsmacht bei mancher einheimischen Frau ausfüllen konnten.

Drolshagen hat nicht ins Blickfeld gerückt, was im „Dritten Reich“ im rassistischen Sinn an der

58 Vgl. insgesamt zum Hintergrund <https://de.wikipedia.org/wiki/Besatzungskind>.

59 Siehe http://museum.zib.de/sgml_internet/sgml.php?seite=5&fld_0=z0082812. – Sieht man, was sich ohne „Naziterror“ woanders abgespielt hat, fragt es sich, was es mit der heutigen Dauerverwendung dieses Wortes in Deutschland auf sich hat, solange es um die Zeit zwischen 1933 und 1945 geht.

60 Siehe Katharina Schuler, *Wie bei einem Festzug*: <http://www.taz.de/1/archiv/?dig=2003/08/16/a0247>.

Tagesordnung sein konnte und was die Bilder der Befreiung vom Besatzungszustand entweder nachstellt oder vorwegnimmt.⁶¹ Im Nürnberger Prozess wurde zum Beispiel über das 1938 erschienene Buch „Der Giftpilz – Ein Stürmerbuch für Jung u. Alt. Erzählungen von Ernst Hiemer. Bilder von Fips“ verhandelt. Einer der heimtückischsten Texte ist die Erzählung „Wie es Inge beim Judenarzt erging“.⁶² Während sich die am Arierideal orientierte extreme NS-Fantasie vorstellte, dass das Blut einer deutschen Frau auf ewig verdorben sei, wenn sie einen zum „Juden“ erklärten Mann zugetan war, genügte später ein französischer, polnischer usw. Zwangsarbeiter als Umgang, um als Frau aus der „Volksgemeinschaft“ ausgeschlossen, das heißt, geächtet zu werden. Die französische männliche Fantasie wie die in anderen europäischen Nationen war dem Anschein nach weniger rassistisch kapriziert, folgte aber dem gleichen Muster der für die eigene männliche Gesellschaft verloren gegangenen Frau, weil sie sich durch den Umgang mit einem Deutschen für die eigenen Männer für immer „verdorben“ hatte. Für eine Deutsche, eine Französin, eine Norwegerin dürfte es indessen gleichgültig gewesen sein, aus welchem Grund ihr von Männern das Haar geschoren wurde, bedeutete es für sie doch überall die gleiche Erniedrigung, die auch in einer europaweiten juristischen Tradition stand⁶³ und einem alten Glauben folgt, dass nämlich das Haar Sitz und Ausdruck der jugendlichen Fortpflanzungskraft sei. Wird das Haar geschoren, wie das auch Männern beim Eintritt ins Militär oder Mönchen usw. widerfährt, soll damit auf etwas Entindividualisierendes und die Fortpflanzungsbereitschaft einschränkendes gezielt werden. Insofern ist von einer „ritualisierten Tötung“ zu sprechen.

Marguerite Duras hat lange vor der Zeit, als das Thema sich nach einer Generation allmählich für die öffentliche Wahrnehmung erschloss, bereits 1960 in ihrem Drehbuch für Alain Resnais' Film „Hiroshima mon amour“ die Besatzungszeit in Frankreich, die Befreiung und die in der Regel jugendlichen oder jungen Frauen angetane öffentliche Haarschur zu einem einschneidenden Ereignis der weiblichen Hauptfigur gemacht. Der folgende Textauszug spielt in der zentralfranzösischen Stadt Nevers an der Loire. Die junge Ich-Erzählerin hilft ihrem Vater in der Apotheke:

„Wir stiegen in die Zimmer des ersten Stocks hinauf. Alle Filme waren deutsch, oder doch fast alle. Ins Kino durfte ich nicht. Das Marsfeld unter den Fenstern meines Zimmers wuchs in der Nacht ins Ungemessene. Auf dem Rathaus wehte keine Fahne. Ich musste an meine erste Kindheit zurückdenken, um mich brennender Straßenlampen zu entsinnen. Die Demarkationslinie⁶⁴ wurde überschritten. Der Feind rückte an. Deutsche Männer überquerten zu festgesetzten Stunden singend den Marsfeldplatz. Gelegentlich kam einer von ihnen in die Apotheke. Auch die Polizeistunde kam.

61 Siehe dazu Franco Ruault, «Neuschöpfer des deutschen Volkes». *Julius Streicher im Kampf gegen «Rassenschande»*, Peter Lang, Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien, 2006. Darin besonders Kapitel 7: „Ritualisierte Tötung: 'Prangeraktionen' gegen 'Rassenschänder'“ (S. 315 ff.).

62 Siehe *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal Nuremberg, 14 November 1945 – 1 October 1946*, Nürnberg 1958, S. 324-327. Dazu dann *Prangerumzüge im Nationalsozialismus*, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart*. Band 4: *Ereignisse, Dekrete, Kontroversen*. De Gruyter / Saur, Berlin 2011, S. 313 f.

63 Siehe Eduard Osenbrüggen, *Zur Interpretation des corpus juris civilis*. Kiel 1842, S. 10 f. (http://books.google.de/books?id=raJDAAAACAAJ&printsec=frontcover&dq=Eduard+Osenbr%C3%BCggen&hl=de&ei=Aao2TZ21Nc7AaswbT86iJAQ&sa=X&oi=book_result&ct=result&redir_esc=y#v=onepage&q&f=false).

64 Zwischen dem von Deutschen besetzten und dem von Vichy aus von einer Kollaborationsregierung geleiteten Frankreich.

Dann Stalingrad.⁶⁵

Auf den Festungswällen wurden Männer erschossen.⁶⁶

Andere Männer wurden deportiert. Andere flohen, um zur Resistance zu stoßen. Andere blieben, in Schrecken und Reichtümern. Am schwarzen Markt ging es hoch her. Die Kinder im Arbeiterviertel St... krepieren vor Hunger, während man im »Grand Cerf« Gänseleber aß.

Mein Vater gab Medikamente an die Kinder von St... Ich brachte sie ihnen zweimal die Woche, wenn ich zur Klavierstunde ging, sobald die Apotheke geschlossen hatte. Manchmal kam ich verspätet nach Hause. Mein Vater passte mich hinter den Fensterläden ab. Manchmal bat mich mein Vater abends, für ihn Klavier zu spielen.

Nachdem ich gespielt hatte, wurde mein Vater schweigsam, seine Verzweiflung gewann Oberhand. Er dachte an meine Mutter.⁶⁷

Nachdem ich gespielt hatte, abends, derart unterm Schrecken vorm Feind, packte meine Jugend mich an der Kehle. Meinem Vater sagte ich nichts davon. Er sagte mir, ich sei sein einziger Trost.

Die einzigen Männer in der Stadt waren Deutsche. Ich war siebzehn Jahre alt.

Der Krieg nahm kein Ende. Meine Jugend nahm kein Ende. Ich konnte nicht heraus, nicht aus dem Krieg, nicht aus der Jugend.

Schon verwirrten Moralen aller Arten meinen Geist.

Der Sonntag war ein Festtag für mich. Mit dem Fahrrad fuhr ich durch die ganze Stadt nach Ezy, die Butter zu holen, die zu meinem Wachstum nötig war. Ich fuhr die Nievre entlang. Manchmal machte ich unter einem Baum halt, kam außer Fassung über die Dauer des Krieges. Während ich doch heranwuchs gegen und wider den Besatzer. Gegen und wider diesen Krieg. Den Fluss sah ich immer mit Freuden.

Eines Tages kam ein deutscher Soldat in die Apotheke, sich seine verbrannte Hand verbinden zu lassen. Wir zwei waren ganz allein in der Apotheke. Ich verband ihm seine Hand, wie man es mich gelehrt hatte, in Hass. Der Feind dankte.

Er kam wieder. Mein Vater war da und bat mich, den Mann dranzunehmen.

Wieder verband ich seine Hand, diesmal in Anwesenheit meines Vaters. Ich hob die Augen nicht zu ihm, so wie man es mich gelehrt hatte.

An jenem Abend jedoch war ich des Krieges besonders müde. Ich sagte es meinem Vater. Er antwortete mir nicht.

Ich spielte Klavier. Dann haben wir das Licht gelöscht. Er bat mich, die Fensterläden zu schließen.

Auf dem Platz lehnte ein junger Deutscher mit verbundener Hand an einem Baum. Ich erkannte ihn im Dunkel wegen des weißen Fleckens, den seine Hand im Dunkel bildete. Es war mein Vater, der dann das Fenster schloss. Zum erstenmal im Leben wusste ich, dass ein Mann mir beim Klavierspielen zugehört hatte.

Dieser kam am folgenden Tag wieder. Da sah ich dann sein Gesicht. Wie hätte ich umhin können? Mein Vater kam auf uns zu. Er schob mich beiseite und kündigte diesem Feind an, seine Hand erfordere keinerlei Pflege mehr.

Am Abend jenes Tages bat mich mein Vater ausdrücklich, nicht Klavier zu spielen. Er trank viel mehr Wein als für gewöhnlich zu Tisch. Ich dachte, er sei ein wenig verrückt geworden. Ich dachte, er sei betrunken oder verrückt.

Mein Vater liebte meine Mutter tatsächlich und wie verrückt. Er liebte sie immer noch. Er litt sehr unter der Trennung von ihr. Seit sie nicht mehr da war, hatte er zu trinken begonnen.

Manchmal fuhr er weg, sie wiederzusehen, und überließ mir die Apotheke. Er fuhr am Tage weg, der auf jenen folgte, ohne auf den Auftritt vom Vorabend zurückzukommen. Am Tag darauf war Sonntag. Es regnete. Ich fuhr zu dem Bauernhof in Ezy. Meiner Gewohnheit gemäß machte ich, am Flussufer, unter einer Pappel halt.

65 Die Niederlage der Deutschen im Februar 1943, die in den besetzten Ländern Hoffnung aufkommen ließ.

66 Zur Einschüchterung der Bevölkerung, damit sie weiter die Deutschen als Besatzer akzeptierte.

67 Sie ist in den von den deutschen Truppen unbesetzten Teil Frankreichs jenseits der Demarkationslinie geflüchtet.

Der Feind traf knapp nach mir unter der gleichen Pappel ein. Auch er fuhr mit dem Rad. Seine Hand war geheilt.
Er ging nicht weg. Der Regen fiel dicht. Dann schien die Sonne, mitten im Regen. Er hörte auf, mich anzusehen, er lächelte, und er bat mich darauf zu achten, wie manches Mal im Sommer Sonne und Regen gleichzeitig da sein könnten. Ich habe nichts gesagt. Immerhin habe ich in den Regen gesehen.
Da sagte er mir, er sei mir bis hierher gefolgt. Er würde nicht weggehen. Ich bin weg. Er folgte mir.
Einen Monat lang folgte er mir. Ich machte nicht mehr halt am Flussufer. Nie mehr. Aber er hatte Posten da bezogen, abends, jeden Sonntag. Wie sollte ich ignorieren, dass er für mich dastand.
Ich habe meinem Vater nichts davon gesagt.
Ich begann, von einem Feind zu träumen, nachts, tags.
Und in meinen Träumen mischten sich Unmoral und Moral auf solche Art, dass die eine von der anderen bald nicht mehr zu unterscheiden war. Ich wurde zwanzig Jahre alt.
Eines Abends, im Vorort St..., als ich eben in eine Straße einbog, fasste mich jemand bei den Schultern. Ich hatte ihn nicht kommen sehen. Es war nachts, halb neun Uhr abends, im Juli. Es war der Feind.
Wir trafen uns in den Wäldern. In Scheunen. In Ruinen. Und endlich in Zimmern.
Eines Tages kam ein anonymes Brief an meinen Vater. Der Zusammenbruch war im Anzug. Wir schrieben Juli 44. Ich leugnete.
Und wieder unter den Pappeln am Ufer des Flusses hat er mir seinen Abmarsch angekündigt. Er sollte am nächsten Morgen weg, nach Paris, in einem Lastwagen. Er war glücklich, weil's das Ende des Krieges war. Er sprach zu mir von Bayern, wo ich ihn wieder treffen sollte. Wo wir heiraten sollten.
Schon schoss es in der Stadt. Die Leute rissen die schwarzen Vorhänge herunter. Die Radioapparate liefen Tag und Nacht. Achtzig Kilometer von dort lagen schon deutsche Wagenkolonnen in den Schluchten.
Ich nahm diesen Feind da aus von den anderen.
Es war meine erste Liebe.
Ich vermochte nicht mehr den geringsten Unterschied zu erkennen zwischen seinem Körper und dem meinen. Ich vermochte zwischen seinem Körper und dem meinen nur mehr eine schreiende Ähnlichkeit zu sehen.
Sein Körper war der meine geworden, ich vermochte sie nicht mehr auseinanderzuhalten. Ich war zur lebendigen Verneinung aller Vernunft geworden. Und alle Vernunftgründe, die man diesem Vernunftmangel hätte entgegensetzen können, hätte ich hinweggefegt, und wie! wie Kartenhäuser, und wie, nun eben, wie reine Scheingründe. Soll, wer es nie erlebte, so um sich selbst gebracht zu werden wie ich, den ersten Stein auf mich werfen. Ich hatte keine Heimat mehr außer der Liebe selbst.
Ich hatte ein paar Zeilen für meinen Vater hinterlassen. Ich sagte ihm, der anonyme Brief habe wahr gesprochen: seit sechs Monaten liebte ich einen deutschen Soldaten. Ich wolle ihm nach Deutschland folgen.
In Nevers hielt schon die Resistance sich hart am Feind. Polizei gab es nicht mehr. Meine Mutter kehrte zurück.
Er sollte am nächsten Tage weg. Es war abgemacht, er würde mich in seinem Lastwagen mitnehmen, unter den Tarnplanen. Niemals würden wir uns zu trennen haben, das bildeten wir uns ein. Noch einmal gingen wir ins Hotel. Morgens verließ er es, um in sein Quartier bei Saint-Lazare zurückzukehren.
Mittags sollten wir uns wieder treffen, auf dem Kai an der Loire. Als ich mittags auf dem Kai an der Loire eintraf, war er noch nicht ganz tot. Man hatte von einem Garten am Kai aus geschossen. Ich blieb den ganzen Tag auf seinem Körper liegen und die ganze folgende Nacht.
Am nächsten Tag kam man ihn aufzulesen und tat ihn auf einen Lastwagen. In dieser Nacht dann wurde die Stadt befreit. Die Glocken von Saint-Lazare erfüllten die Stadt.

Ich glaube schon es gehört zu haben.

Man brachte mich in ein Sammellager am Marsfeld. Dort sagten einige, man müsse mich scheren. Ich hatte dazu nichts zu sagen. Das Geräusch der Schere auf meinem Kopf ließ mich völlig gleichgültig. Als es getan war, führte ein Mann in den Dreißigern mich durch die Straßen. Es waren ihrer sechs um mich herum. Sie sangen. Ich empfand nichts. Mein Vater hat, hinter den Fensterläden, mich gewiss gesehen. Die Apotheke war wegen Entehrung geschlossen.

Man führte mich zurück zum Marsfeld. Man fragte mich, was ich zu tun gedächte. Ich sagte, ich könne dazu nichts sagen. Da riet man mir, nach Hause zu gehen.

Es war um Mitternacht. Ich kletterte über die Gartenmauer. Das Wetter war gut. Ich streckte mich im Gras aus, um zu sterben. Aber ich starb nicht. Ich froh.

Ich rief sehr lang Mutter... Gegen zwei Uhr morgens wurden die Fenster hell.

Man sagte mich tot. Und ich lebte im Keller der Apotheke. Ich konnte die Füße der Leute sehen, und nachts die weite Kurve des Marsfeldplatzes.

Ich wurde wahnsinnig. Aus Bosheit. Angeblich spuckte ich meiner Mutter ins Gesicht. Ich habe nur wenig Erinnerung an diese Zeit, während welcher meine Haare nachwachsen. Außer daran, dass ich meiner Mutter ins Gesicht spuckte. Einige Zeit später begann ich dann zwischen Tag und Nacht zu unterscheiden. Und dass der Schatten die Kellermauern gegen halb fünf Uhr erreichte und dass einmal doch der Winter zu Ende ging.

Nachts ganz spät ließ man mich manchmal mit einer Kapuze überm Kopf heraus. Und zwar allein. Auf dem Rad.

Meine Haare brauchten ein Jahr, bis sie nachwachsen. Ich glaube immer noch, dass wenn die Leute, die mich schoren, sich auf die Zeit besonnen hätten, die Haare brauchen, um nachzuwachsen, sie doch gezögert hätten, mich zu scheren. Mangels Vorstellungskraft der Menschen wurde ich entehrt.

Eines Tages kam meine Mutter, mir Nahrung zu bringen, wie sie es gewohnt war. Sie kündigte mir an, es sei nun der Augenblick gekommen, dass ich wegginge. Sie gab mir Geld.

Ich bin mit dem Rad weg nach Paris. Der Weg war weit, aber es war warm. Sommer. Als ich in Paris ankam, am Morgen des darauffolgenden Tages, stand das Wort Hiroshima auf allen Zeitungsblättern. Es war eine sensationelle Meldung.

Meine Haare hatten eine wohlanständige Länge erreicht.

Niemand wurde geschoren.“⁶⁸

Auch Eltern sind dem gegenüber machtlos, was sich in einem Gemeinwesen für Rachegefühle in Hetzstimmungen äußern, müssen erdulden, was ihren Kindern angetan wird, wenn sie es nicht sogar insgeheim billigen, und darüber hinaus trotzdem wegen Entehrung zum Beispiel die Apotheke schließen. Die Erzählerin glaubt zu wissen, dass ihr Vater hinter den Fensterläden beobachtete, was mit ihr geschah. Er verharrte in der Rolle, die dem geschuldet ist, was in heutiger Sozialforschung „bystander effect“ oder Zuschauereffekt genannt wird.⁶⁹

Mit GÜNTER ANDERS wäre diese sich in Frankreich und in anderen Ländern vielerorts wiederholende Szene der „Antiquiertheit des Menschen“ zuzurechnen.⁷⁰ Denn Marguerite Duras bringt nicht von ungefähr am Schluss ihres Textes den Abwurf der ersten Atombombe als eines Menschheitsverbrechens in Zusammenhang damit, was ihrer Protagonistin wegen der „falschen“ Partnerwahl zugefügt wurde. Es sei hier wiederholt: „[...] stand das Wort Hiroshima auf allen

68 Marguerite Duras, *Hiroshima mon amour*. Filmnovelle, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1973, S. 104-111.

69 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Zuschauereffekt>.

70 Fabrice Virgili geht davon aus, dass die von den Deutschen besiegten und besetzten Franzosen als eine um ihre Identität gebrachte Nation sich dieses Mittels vor allem aus nationalen Wiedergeburt- und Vergewisserungsgründen bedienten: *La France „virile“*. *Des femmes tondues à la libération*, Payot & Rivages, Paris 2000/2004.

Zeitungsblättern. [...] Niemand wurde geschoren.“

Und was für eine Naivität oder welcher Glaube an die Güte des Menschen steckt in folgenden Sätzen: „Ich glaube immer noch, dass wenn die Leute, die mich schoren, sich auf die Zeit besonnen hätten, die Haare brauchen, um nachzuwachsen, sie doch gezögert hätten, mich zu scheren. Mangels Vorstellungskraft der Menschen wurde ich entehrt.“ Duras Protagonistin kann nicht einmal in ihrer Fantasie zulassen, dass es genau die Fülle sadistischer Vorstellungskraft war, die die Männer dazu veranlasste, sie zu scheren und anschließend im „Prangerumzug“ durch die Straßen zu führen!⁷¹

3.2 AGOTA KRISTOF, „DAS GROSSE HEFT“ (1986 / DT. 1987): ÜBERLEBENSTRAINING

Für ihren Romanerstling „Das große Heft“, nach ihrer Flucht aus Ungarn 1956, als der Aufstand gegen die Sowjetunion niedergeschlagen war, in der französischsprachigen Schweiz in dem dort erlernten Französisch geschrieben, erhielt die inzwischen 50-jährige Agota Kristof 1987 den Preis als beste Autorin der französischsprachigen Länder außerhalb Frankreichs. Der Roman wurde durch zwei weitere zu einer Trilogie ergänzt: „Der Beweis“ (1988), „Die dritte Lüge“ (1991). „Das große Heft“ wurde zunächst für das Theater bearbeitet und 2013 auch verfilmt. Inzwischen gilt sie als eine der großen europäischen Autorinnen des 20. Jahrhunderts. Der Inhalt kann hier als vorausgesetzt betrachtet werden.⁷²

Hier sollen vier ausgewählte Kapitel vorgestellt werden.

„Der Schmutz

Bei uns zu Hause, in der Großen Stadt, wusch unsere Mutter uns oft. Unter der Dusche oder in der Badewanne. Sie zog uns saubere Kleider an, sie schnitt uns die Nägel. Zum Haarschneiden ging sie mit uns zum Friseur. Wir putzten uns die Zähne nach jeder Mahlzeit.

Bei Großmutter ist es unmöglich, sich zu waschen. Es gibt kein Badezimmer, es gibt nicht einmal fließendes Wasser. Man muss das Wasser aus dem Brunnen im Hof pumpen und es in einem Eimer tragen. Es gibt keine Seife im Haus, auch keine Zahnpasta oder Waschpulver für die Wäsche.

Alles ist schmutzig in der Küche. Der holprige rote Fliesenboden klebt unter den Füßen, der große Tisch klebt unter den Händen und Ellbogen. Der Herd ist völlig schwarz vor Fett, auch die Wände ringsum, wegen des Rußes. Obwohl Großmutter das Geschirr spült, sind die Teller, die Löffel, die Messer nie ganz sauber, und die Töpfe sind mit einer dicken Dreckschicht bedeckt. Die Putzlappen sind grau und stinken.

Anfangs mögen wir nicht einmal essen, besonders wenn wir sehen, wie Großmutter das Essen zubereitet, ohne sich die Hände zu waschen, und dabei in ihren Ärmel schneuzt. Später achten wir nicht mehr darauf.

Wenn es warm ist, baden wir im Fluss, wir säubern uns das Gesicht und die Zähne am Brunnen. Wenn es kalt ist, ist es unmöglich, sich ganz zu waschen. Es gibt im Haus kein Gefäß, das groß genug ist. Unsere Laken, unsere Decken, unsere Badetücher sind verschwunden. Wir haben den großen Karton, in dem unsere Mutter sie mitgebracht hat, nie wiedergesehen.

71 Zu dem, was Frauen im Krieg in der Regel widerfahren kann, Susan Brwonmiller, *Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft*, Fischer, Frankfurt a. M. 1980.

72 Siehe zum Beispiel die ausführliche Inhaltsangabe bei Dieter Wunderlich: <http://www.dieterwunderlich.de/Kristof-grosse-heft.htm>.

Großmutter hat alles verkauft.

Wir werden immer schmutziger, auch unsere Kleider. Wir holen saubere Kleider aus unsern Koffern unter der Bank, aber bald gibt es keine sauberen Kleider mehr. Diejenigen, die wir tragen, zerreißen, unsere Schuhe nutzen sich ab, werden löchrig. Wenn es geht, laufen wir barfuß und tragen nur eine Unterhose oder eine Hose. Unsere Fußsohlen werden hart, wir spüren die Dornen und Steine nicht mehr. Unsere Haut wird braun, unsere Beine und Arme sind voller Schrammen, Schnittwunden, Krusten, Insektenstichen. Unsere Nägel, die nie geschnitten werden, brechen ab, unsere Haare, die wegen der Sonne fast weiß sind, reichen uns bis zu den Schultern.

Die Toilette ist hinten im Garten. Es gibt nie Papier. Wir wischen uns mit den größten Blättern bestimmter Pflanzen ab.

Wir riechen nach einer Mischung aus Mist, Fisch, Gras, Pilzen, Rauch, Milch, Käse, Schlamm, Schlick, Erde, Schweiß, Urin, Schimmel.

Wir stinken wie Großmutter.“

„Schmutz“ ist das vierte der kurzen Kapitel, als deren Erzähler die anfangs 9-jährigen Zwillinge auftreten, die ab dem zweiten Band die Namen Claus und Lucas tragen. Sie haben sich nämlich kurz nach ihrer Ankunft bei ihrer Großmutter außerhalb der *Kleinen Stadt* zur nüchternen Aufzeichnung ihres Lebens entschlossen, womit sie ihrem Lernen ohne Schule eine disziplinierte Ordnung geben wollen. Ihre einander vorgelesenen, kontrollierten und dabei von allem Sentimentalen gereinigten Aussagen schreiben sie dann in ein großes Heft. Was sie erleben, spielt sich in einem Geschehen um die *Kleine Stadt* und das Haus ihrer Großmutter ab. Ein geographisch nicht genau verortbarer Krieg tobt, manchmal eher als Bürgerkrieg, manchmal als Aufstand gegen die Besatzung durch eine fremde Macht wahrzunehmen, zeitlich ohne genaue Bestimmung. Am ehesten ist wohl an ein mitteleuropäisches Schlachtfeld⁷³ im 20. Jahrhundert zu denken, wie es der ungarischen Herkunft der Autorin am nächsten gelegen haben könnte. Als der Kriegszustand vorüber ist, wird von der „Befreiungsarmee“ gesprochen, den „neuen Fremden“, die die Kontrolle in der *Kleinen Stadt* übernehmen.

Die Zwillinge werden anfangs von ihrer Mutter zwar zu deren Mutter begleitet, um sie aus der bedrohlichen Lage in der *Großen Stadt* in Sicherheit zu bringen, haben aber bis dahin nichts von der Existenz ihrer Großmutter wahrgenommen. Ihr Vater ist Kriegsberichterstatte. Beide Eltern werden im Lauf der Handlung bei ihnen auftauchen und ums Leben kommen, wie auch die Großmutter am Schluss tot sein wird, aber gestorben in ihrem Bett, wobei ihr die Enkel auf ihr Geheiß mit Gift nachgeholfen haben werden.

Bei Großmutter lernen sie sich auf die Härte des Lebens vorbereiten: „*Ich werde euch zeigen, wie man lebt!*“, sagt sie ihnen mit lautem Lachen, als ihre Mutter sich verabschiedet hat. Sich auf hartes Arbeiten und auf den Schmutz einzulassen sind anfangs die härtesten Prüfungen. Dass die Zwillinge dem Schmutz ein eigenes Kapitel widmen, zeigt, wie weit sie sich selbst aus dem zivilisierten Leben in der *Großen Stadt* herausgefallen fühlen.⁷⁴ Sie dürften sich in einer Situation befinden, wie man sie ähnlich für Goldings Jungengruppe auf der Insel annehmen kann, ohne dass

⁷³ Es sollte daran erinnert werden, dass sich ein Land wie Tschechien, vom Westen aus leichthin als osteuropäisch angesehen, mitten in Europa befindet, in seinem Herzen, wie Tschechen gern betonen.

⁷⁴ Ich selbst erinnere mich an Entlausungsaktionen von Flüchtlingstreichs am Ende der Vertreibung, als ich als 4-Jähriger zwischen den Beinen erwachsener nackter Frauen einer Behandlung mit DDT ausgesetzt wurde, ehe meine noch vaterlose 5-köpfige Familie in einem kleinen Dorf im Thüringer Wald zu Beginn des Winters 1945 bei einem Bauern einquartiert wurde. Periodisch wurde ich dann mit meinen beiden Brüdern mit Einläufen entwurmt, weil die Ernährungssituation der Familie über Jahre prekär blieb und alles Mögliche neben Erbetteltem den Weg in unsere Bäuche fand. Usw. Siehe dazu auch <http://www.braun-in-wolfratshausen.de/49.html>.

Golding sich auf die Belange ihrer körperlichen Notdurft weiter eingelassen hat.

Dieses Kapitel ist besonders einprägsam – wie auch die Episoden um das Nachbarsmädchen *Hasenscharte* –, weil beim Leser gerade auf der Ekelebene besonders ausgeprägte Wahrnehmungsreaktionen ausgelöst werden und für das Leben der Zwillinge Unzumutbares erreicht scheint, obwohl es die Lebenswelt ihrer Großmutter prägt und schließlich auch die Zwillinge zu hygienefernen Jungen werden, aber im Bewusstsein, dass sie stinken, und zwar wie Großmutter, die für Hygiene ihr Leben lang keine Wahrnehmung und kein ausgeprägtes Körperbewusstsein zu entwickeln brauchte. Zur kolonialisierten Lebenswelt gehört indessen spätestens seit dem 19. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Mikrobiologie, der Bekämpfung des Kindbettfiebers und der Einrichtung von Lehrstühlen für Hygiene eine gesteigerte Aufmerksamkeit auch gerade in der Kinderstube. Die hohe Auflagen erreichenden Handbücher des „guten Tons“ beinhalten regelmäßig entsprechende Hygienekapitel.⁷⁵ Gerade in den sich seit der zweiten Hälfte entwickelnden Kolonialwissenschaften nahm der Hygienebereich – mündend in Rassenhygiene – einen immer breiteren Raum ein.⁷⁶

Zu bemerken bleibt, dass gerade dieses Kapitel Vorurteile bei einer westlich orientierten Leserschaft bestärken mag. Denn in Deutschland hatte sich in der Nachbarschaft von Slawen – Ungarn galten in der Überlieferung als Nachfolger der Hunnen, denen Ähnliche zugeschrieben wurde – eine Tradition gebildet, in der zum Bild des Slawen der Schmutz gehörte. Kein Schriftsteller wie der folgenreiche Gustav Freytag hat in seinen Erfolgsbüchern niederträchtiger als er im Bild vom Slawen das Hunnengesicht in Erscheinung treten lassen und in den Deutschen die Europäer gesehen, deren historische Aufgabe es sei, alles „Slawisch-Hunnische“ weiter in den Osten zu drängen.⁷⁷ Noch zu den Aufzeichnungen Ernst Jüngers aus dem Zweiten Weltkrieg – „Strahlungen“ betitelt und als sein Beitrag zur Literatur des Zweiten Weltkriegs ausgegeben – gehört es, das von ihm diagnostizierte Kulturgefälle von West nach Ost mit der Evozierung von Geruchsqualitäten und Verfall nachvollziehbarer zu machen. Er reist nämlich in Wehrmachtsauftrag, ohne einer Truppe zugeteilt zu sein, hinter der Front durch Russland, um im Kaukasus die Stimmung deutscher Soldaten zu erkunden.⁷⁸

„Übung zur Abhärtung des Körpers

Großmutter schlägt uns oft mit ihren knöchigen Händen, mit einem Besen oder einem nassen Lappen. Sie zieht uns an den Ohren, sie packt uns an den Haaren.

Auch andere Leute geben uns Ohrfeigen und Fußtritte, wir wissen nicht einmal, warum.

75 Vgl. dazu <http://de.wikipedia.org/wiki/Hygiene> und http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsches_Hygiene-Museum. Zum guten Ton: <http://www.zeno.org/Kulturgeschichte/M/Kallmann,+Emma/Der+gute+Ton>, Kapitel 6: „Wohnräume“. (Im J. D. Salinger gewidmeten Kapitel wird später in Zusammenhang mit seinem Protagonisten Holden Caulfield und dessen Sensibilitäten noch einmal ausführlicher auf Hygienisches zu sprechen zu kommen sein.)

76 Pascal Grosse, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850 – 1918*, Campus, Frankfurt a. M. 2000; für Frankreich: Olivier Le Cour Grandmaison, *L'Empire des hygiénistes. Vivre aux colonies*, Fayard, Paris 2014.

77 Siehe <http://www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf>, S. 57-63.

78 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Strahlungen_%28Ernst_J%C3%BCnger%29#Kaukasische_Aufzeichnungen. – Zum Nachlesen empfohlen die Aufzeichnungen zwischen dem 21. November 1942 und dem 31. Dezember 1942. Zuletzt war viel von der fehlenden „Augenhöhe“ zwischen Putin und dem Westen zu lesen und zu hören. Da schlägt die Vorstellung von einem Kulturgefälle vom Westen in den Osten durch und die Neigung zur Herablassung auf Seiten der Westler. Betty Mahmoody hat in ihrem Longseller „Nicht ohne meine Tochter“ mit inzwischen 62 Auflagen allein in Deutschland einen unübertroffenen Beitrag zur mit Geruchs- und Schmutzqualitäten und Toilettenbeobachtungen in Teheran unterlegten Vorstellung von einem minderwertigen, unhygienischen Osten vorgelegt, dieses Mal auf der Linie zwischen USA und dem Iran zu verfolgen.

Die Schläge tun weh, sie bringen uns zum Weinen.

Die Stürze, die Schrammen, die Schnittwunden, die Arbeit, die Kälte und die Hitze verursachen ebenfalls Schmerzen.

Wir beschließen, unseren Körper abzuhärten, um den Schmerz ertragen zu können, ohne zu weinen.

Wir beginnen damit, uns gegenseitig Ohrfeigen zu geben, dann Faustschläge. Als Großmutter unser geschwollenes Gesicht sieht, fragt sie:

- Wer war das?

- Wir selber, Großmutter.

- Ihr habt euch geprügelt? Weswegen?

- Wegen nichts, Großmutter. Machen Sie sich keine Sorgen, es ist nur eine Übung.

- Eine Übung? Ihr seid völlig übergeschnappt! Na ja, wenn's euch Spaß macht...

Wir sind nackt. Wir schlagen uns gegenseitig mit einem Gürtel. Wir sagen jedesmal:

- Es tut nicht weh.

Wir schlagen fester, immer fester.

Wir halten unsere Hände über eine Flamme. Wir schneiden unsern Schenkel, unsern Arm, unsere Brust mit einem Messer ein und gießen Alkohol auf unsere Wunden. Wir sagen jedesmal:

- Es tut nicht weh.

Nach einiger Zeit spüren wir tatsächlich nichts mehr. Es ist jemand anderes, der Schmerzen hat, es ist jemand anderes, der sich verbrennt, sich schneidet, leidet.

Wir weinen nicht mehr.

Wenn Großmutter wütend ist und schreit, sagen wir zu ihr:

- Hören Sie auf zu schreien, Großmutter, schlagen Sie lieber. Wenn sie uns schlägt, sagen wir zu ihr:

- Weiter, Großmutter! Schauen Sie, wir halten die andere Backe hin, wie es in der Bibel heißt. Schlagen Sie auch die andere Backe, Großmutter.

Sie antwortet:

- Hol euch der Teufel mit eurer Bibel und euren Backen!“

„Übung zur Abhärtung des Geistes

Großmutter sagt zu uns:

- Hundesöhne!

Die Leute sagen zu uns:

- Hexensöhne! Hurensöhne! Andere sagen:

- Schwachköpfe! Spitzbuben! Rotzbengel! Esel! Ferkel! Schweine! Gesindel! Luder! Kleine Scheißer! Galgenstricke! Mörderbrut!

Wenn wir diese Wörter hören, wird unser Gesicht rot, unsere Ohren dröhnen, unsere Augen brennen, unsere Knie zittern.

Wir wollen nicht mehr rot werden und zittern, wir wollen uns an die Beschimpfungen, an die verletzenden Wörter gewöhnen.

Wir setzen uns einander gegenüber an den Küchentisch und sagen uns, uns in die Augen sehend, immer grässlichere Wörter.

Der eine:

- Mistkerl! Arschloch! Der andere:

- Drecksack! Schweinehund!

Wir machen so lange weiter, bis die Wörter nicht mehr in unser Hirn dringen, nicht einmal mehr in unsere Ohren. Wir üben täglich etwa eine halbe Stunde, dann gehen wir durch die Straßen spazieren.

Wir richten es so ein, daß die Leute uns beschimpfen, und wir stellen fest, dass es uns schließlich gelingt, gleichgültig zu bleiben.

Aber es gibt auch die alten Wörter.

Unsere Mutter sagte zu uns:

*- Meine Lieblinge! Meine Süßen! Mein Glück! Meine allerliebsten Babys!
Wenn wir uns an diese Wörter erinnern, füllen sich unsere Augen mit Tränen.
Diese Wörter müssen wir vergessen, weil uns jetzt niemand solche Wörter sagt und
weil die Erinnerung an sie eine zu schwere Last für uns ist.
Daher setzen wir unsere Übung auf andere Weise fort.*

Wir sagen:

*- Meine Lieblinge! Meine Süßen! Ich liebe euch... Ich werde euch nie verlassen... Ich
werde nur euch lieben... Immer... Ihr seid mein ganzes Leben...
Durch vieles Wiederholen verlieren die Wörter allmählich ihre Bedeutung, und der
Schmerz, den sie in sich tragen, lässt nach.“*

In diesen beiden Abschnitten wird eine Abrichtung beschrieben, die dem Leser den Atem verschlägt. Es handelt sich um eine wechselseitige körperliche und psychische Folter mit dem Ziel, sich selbst zu spalten und auf ein Rollenspiel vorzubereiten, aus dem die Qualitäten und Bedürfnisse des Selbst vertrieben sind und nur noch in Gestalt ihrer im Rollenkostüm getragenen Umwandlung in Härte in Erscheinung treten. Die Zwillinge haben das Programm einer Selbstkolonialisierung unmittelbar an sich selbst vollzogen, um in der von ihnen als brutal und entfremdenden/entfremdeten Welt zu überleben. Am schmerzlichsten in diesem Programm, wie sie die Erinnerung an die liebenden Worte ihrer Mutter so abschleifen, dass auch die Liebesworte im Nichts sagenden sich auflösen. Aber – entscheidend – wenig später werden sie einmal sagen: „*Wir vergessen nie etwas.*“

„Theater

Manchmal, wenn die Leute aufmerksam sind, nicht zu betrunken und nicht zu laut, zeigen wir ihnen eines unserer kleinen Theaterstücke, zum Beispiel >Die Geschichte vom Armen und vom Reichen<.

Einer von uns spielt den Armen, der andere den Reichen.

Der Reiche sitzt an einem Tisch, er raucht. Der Arme tritt auf:

- Ich habe Ihr Holz fertig gehackt, mein Herr.

- Gut so. Übung tut gut. Sie sehen sehr gesund aus. Ihre Backen sind ganz rot.

- Meine Hände sind eiskalt, mein Herr.

- Kommen Sie näher! Zeigen Sie! Ekelhaft! Ihre Hände sind voller Schrammen und Furunkel.

- Es sind Frostbeulen, mein Herr.

- Ihr Armen habt dauernd widerwärtige Krankheiten. Ihr seid schmutzig, das ist das Schlimme an euch. Nehmen Sie das da, für Ihre Arbeit.

Er wirft dem Armen ein Päckchen Zigaretten zu, dieser zündet sich eine an und beginnt zu rauchen. Aber da, wo er steht, an der Tür, gibt es keinen Aschenbecher, und er traut sich nicht, an den Tisch zu gehen. Also klopft er die Asche seiner Zigarette in seine hohle Hand ab. Der Reiche, der gern möchte, dass der Arme weggeht, tut so, als sehe er nicht, dass der Mann einen Aschenbecher braucht. Aber der Arme kann nicht gleich von hier weggehen, weil er Hunger hat. Er sagt:

- Es riecht gut bei Ihnen, mein Herr.

- Es riecht nach Sauberkeit.

- Es riecht auch nach warmer Suppe. Ich habe heute noch nichts gegessen.

- Das hätten Sie tun sollen. Was mich betrifft, so werde ich im Restaurant essen, denn ich habe meinem Koch freigegeben.

Der Arme schnuppert:

- Trotzdem riecht es hier nach schöner warmer Suppe. Der Reiche schreit:

- Es kann bei mir nicht nach Suppe riechen; niemand kocht Suppe bei mir; es muss von den Nachbarn kommen, oder es riecht in Ihrer Einbildung nach Suppe! Ihr Armen denkt bloß an euren Magen; deswegen habt ihr nie Geld; alles, was ihr verdient, gebt

ihr für Suppe und Wurst aus. Ihr seid Schweine, ja, Schweine, und jetzt versauen Sie mein Parkett mit Ihrer Zigarettenasche! Raus hier, und kommen Sie mir nicht mehr unter die Augen!

Der Reiche macht die Tür auf, versetzt dem Armen einen Fußtritt, so dass er der Länge nach auf den Gehsteig fällt.

Der Reiche macht die Tür wieder zu, setzt sich vor einen Teller Suppe und sagt, die Hände faltend:

- Dank, Herr Jesus, für alle deine Wohltaten.“

Im Theaterspiel lassen die Zwillinge fortleben, was sie immer wieder an sich selbst schmerzlich erfahren, womit sie aber nicht leben wollen. Das Schauspiel gibt ihnen dann die Gelegenheit, in die Rollen zu schlüpfen, die sie im wirklichen Leben nicht mehr darstellen wollen. Ihre Selbstentfremdung braucht so nur ein Teil ihres Alltagslebens zu werden, bleibt aber gewissermaßen auf dem Schirm des *Selbst-Monitoring* gegenwärtig und abrufbar. Im Schauspiel als Kunstform tritt es dann wieder in Erscheinung, so dass sie es in anderer Gestalt aufbewahrt haben und sogar den persönlichsten Schmerz nun in der Öffentlichkeit entäußern können, so dass er Teil des Erlebens ihrer Zuschauer wird, wenn sie sich davon erschüttern lassen.

„Die Menschenherde

Wir sind ins Pfarrhaus gekommen, um unsere saubere Wäsche zu holen. Wir essen mit der Magd Butterbrote in der Küche. Wir hören Schreie auf der Straße. Wir legen unsere Brote hin und gehen hinaus. Die Leute stehen vor ihren Türen; sie schauen zum Bahnhof. Aufgeregte Kinder kommen schreiend angerannt:

- Sie kommen! Sie kommen!

An der Straßenecke erscheint ein Militärjeep mit fremden Offizieren. Der Jeep fährt langsam, gefolgt von Soldaten, die ihr Gewehr quer über der Brust tragen. Hinter ihnen eine Art Menschenherde. Kinder wie wir. Frauen wie unsere Mutter. Alte Männer wie der Schuster.

Es sind zweihundert oder dreihundert, die vorwärtsgehen, eskortiert von Soldaten. Einige Frauen tragen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, auf der Schulter oder an ihre Brust gedrückt. Eine von ihnen fällt hin; Hände ergreifen das Kind und die Mutter; man trägt sie, denn ein Soldat hat schon sein Gewehr angelegt.

Niemand spricht, niemand weint; die Augen starren auf den Boden. Man hört nur das Geräusch der genagelten Schuhe der Soldaten.

Genau vor uns ragt ein magerer Arm aus der Menge, eine schmutzige Hand streckt sich aus, eine Stimme bittet:

- Brot.

Lächelnd macht die Magd eine Geste, wie um den Rest ihres Butterbrots herzugeben; sie nähert es der ausgestreckten Hand, dann, laut lachend, zieht sie das Stück Brot zurück, zu ihrem Mund, beißt hinein und sagt:

- Auch ich habe Hunger!⁷⁹

Ein Soldat, der alles gesehen hat, gibt der Magd einen Klaps auf den Hintern; er zwickt sie in die Backe, und sie winkt ihm mit ihrem Taschentuch nach, bis wir nur noch eine Staubwolke in der untergehenden Sonne sehen.

Wir gehen ins Haus zurück. Von der Küche aus sehen wir den Herrn Pfarrer vor dem großen Kruzifix in seinem Zimmer knien. Die Magd sagt:

- Esst eure Brote auf. Wir sagen:

- Wir haben keinen Hunger mehr.

Wir gehen in das Zimmer. Der Pfarrer dreht sich um:

⁷⁹ Im nächstfolgenden Kapitel erfahren die Kinder, dass Großmutter den Zug auch hat vorbeiziehen sehen und den Menschen half, indem sie aufgesammelte Äpfel aus ihrer Schürze zwischen die Beine der Vertriebenen rollen ließ. Sie erhält dabei einen Kolbenhieb auf den Kopf, weswegen sich die Zwillinge um sie kümmern müssen.

- Wollt ihr mit mir beten, Kinder?
 - Wir beten nie, das wissen Sie. Wir wollen verstehen.
 - Ihr könnt nicht verstehen. Ihr seid zu jung.
 - Aber Sie sind nicht zu jung. Deshalb fragen wir Sie: Wer sind diese Leute? Wo bringt man sie hin? Warum?
- Der Pfarrer steht auf, kommt auf uns zu. Er sagt, die Augen schließend:
- Die Wege des Herrn sind unerforschlich.
- Er öffnet die Augen, legt seine Hände auf unsere Köpfe:
- Bedauerlich, daß ihr ein solches Schauspiel mit ansehen musstet. Ihr zittert ja an allen Gliedern.
 - Sie auch, Herr Pfarrer.
 - Ich, ich bin alt, ich zittere.
 - Und wir frieren. Wir sind mit nacktem Oberkörper gekommen. Wir werden eines der Hemden anziehen, die Ihre Magd gewaschen hat.
- Wir gehen in die Küche. Die Magd gibt uns unser Paket mit sauberer Wäsche. Wir nehmen jeder ein Hemd heraus. Die Magd sagt:
- Ihr seid zu empfindlich. Am besten vergesst ihr, was ihr gesehen habt.
 - Wir vergessen nie etwas. Sie schiebt uns zum Ausgang:
 - Nun beruhigt euch! Das alles hat nichts mit euch zu tun. Euch wird so was nie passieren. Diese Leute sind nichts weiter als Tiere.“

Unter anderen geografischen und zeitlichen Umständen wird hier Ähnliches demonstriert, was in den früher geschilderten „Prangerumzügen“ stattfand, aber bereits angelegt ist in dem, wie Peter Pohl Anders Roos' Schicksal in der Schule beschreibt oder in welcher Weise Simon und Piggy in „Herr der Fliegen“ zu Tode gebracht werden: Die Zwillinge erleben aus direkter Nähe, wie fremdes Leid noch zum Gegenstand des Schabernacks werden kann und christliche Nächstenliebe höchstens eine Angelegenheit der abgezählten eigenen Gemeinde bleibt. Angesichts dessen gerinnt die demütige Haltung des Pfarrers in heuchlerischem Getue. Die Magd des Pfarrhauses bringt das, was die Zwillinge beobachten, am Schluss auf den Punkt, dass nämlich die offensichtlich vertriebenen Menschen nicht mehr der menschlichen Gattung angehören, den *unerforschlichen Wegen des Herrn* überantwortet und schließlich ausdrücklich als Tiere bezeichnet werden, denen gegenüber jedes herabwürdigende Verhalten gerechtfertigt scheint. Die Zwillinge geben zu erkennen, was ihre gezielte Selbstabhärtung überdauert, wahrscheinlich sogar erst ermöglicht hat und was sie dem Priester überlegen macht:⁸⁰ „Wir beten nie, das wissen Sie. Wir wollen verstehen. [...] Wir vergessen nie etwas.“⁸¹

Agota Kristof bringt in der Schilderung der Zwillinge etwas zur Erscheinung, was HELMUT FEND in der Schule als Sozialisationsagentur als ihr Eigentümliches beschreibt, dass nämlich „die Heranwachsenden in der Schule von einem totalen Zugriff insofern geschützt [sind], als von ihnen lediglich verlangt werden kann, sich entsprechend bestimmter Kategorien der Erwartung zu verhalten“.⁸² Die Zwillinge entwickeln eine Unabhängigkeit gegenüber den sie umgebenden sozialen Zwängen, Begegnungen und Situationen, denen sie nicht entgehen können, weil sie eben auch in ihrem jugendlichen Alter und im Leben bei Großmutter ohne Schule außerhalb des

80 Offen bleibt, ob der Pfarrer lediglich seinem Bild von der Berufsrolle und der zurechtgelegten Aufgabe in der Gemeinde folgt, wenn sein Rollenverhalten auch entscheidend für den sozialen Zusammenhang ist. Seine mögliche grüblerische Selbsterforschung macht Agota Kristof nicht zu ihrem Thema. Sie ist nicht handlungsrelevant!

81 Im Kapitel „Die anderen Kinder“ helfen sie *Hasenscharte*, als diese einer Horde von Jungen ausgeliefert ist, indem sie taktisch geschickt die Jungen mit blitzschnellem Eingreifen in die Flucht schlagen. Sie haben allerdings solange gewartet, bis sie sahen, dass *Hasenscharte* von sich aus keinen Ausweg mehr fand.

82 Vgl. Anm. 41.

unmittelbar rollengebundenen Lebensvollzugs in der *Kleinen Stadt* gestellt sind.⁸³ Insofern hat die selbstbestimmte Selbstkolonialisierung den Zwillingen ein Freiheitspotential der Erkenntnis eröffnet, von dessen Umsetzung „Das große Heft“ aber nicht weiter berichtet. Der Roman endet damit, dass einer der beiden die mit Minen gesicherte Grenze in ein anderes Land überwindet. Wie die folgenden Bände zeigen, muss das latente Freiheitspotential in kein glücklicheres Leben führen, in dem es sich entfalten kann, da Individuen als Rollenträger mit auferlegten Zwängen die gesellschaftliche Basis im Zufluchtsland genauso prägen und dort in einem komfortableren, sichereren Umfeld auch keine entscheidende Änderung ansteht.

Das von den Zwillingen entwickelte Potential zur freien Erkenntnis könnte letzten Endes erst im Sozialen positiv entfaltet werden, wenn die Selbstkolonialisierung ihre Schleusen öffnet und der Andere als der Nächste als jemand erfahren werden kann, bei dem man sich wie in der Mutterliebe in Vertrauen geborgen fühlen kann.⁸⁴ Wird Selbstkolonialisierung nicht durchbrochen, ist sie in diesem Blickwinkel nicht mehr als vorseilender Gehorsam einer Gesellschaft gegenüber, die von absolutem Machtgefälle und Vereinzlung determiniert ist. Für Freiheit bleibt dann die Gelegenheit, Liedchen wie „*Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten [...] Man kann ja im Herzen stets lachen und scherzen und denken dabei: die Gedanken sind frei*“ vor sich hinzusummen und sich den Text dazu zu denken. Insofern hat Agota Kristof ein erschreckend realistisches literarisches Bild einer erbarmungslosen Welt entworfen. Ob nun Krieg, Bürgerkrieg oder ein Besatzungsregime herrschen, die Zwillinge müssen sich in diesem Dauerzustand einrichten, der für die Großmutter das ganze Leben ausgefüllt zu haben scheint. Für die Zwillinge gibt es nicht mehr als vergleichsweise unauffällige Nischen zur Regeneration und zur Erholung. Sie schaffen sie sich im Umfeld des Anwesens ihrer Großmutter in Verstecken und geheimen Zufluchtsorten; dazu gehört auch das Aufsatzschreiben für das große Heft. Auch im öffentlichen Raum stöbern sie die Nischen auf, die ins allgemeinen Chaos zufällig eingelassen sind: Sie gehen gelegentlich in die Gastwirtschaften der *Kleinen Stadt*, bringen zwischen den trinkenden Gästen kleine Stücke zur Aufführung, machen Musik oder zeigen auf dem Marktplatz artistisch Clowneskes. Damit haben sie ihre Möglichkeiten bis an die Grenzen abgeschritten und ausgekundschaftet, aber wahrscheinlich ein reicheres Erfahrungsfeld, als es vielen in die westlichen Länder der Gegenwart integrierten Kindern und Jugendlichen im Unterschied etwa zu hier angekommenen Migranten gegeben ist.

83 Als in dem von der „*Befreiungsarmee*“ besetzten Land die Schule wiedereröffnet wird, gelingt es den Zwillingen mit Hilfe ihrer Großmutter und gekonnter Schauspielerei den Schulinspektor davon zu überzeugen, dass sie von der weiteren Schulpflicht dispensiert werden. (Offenbar will die Autorin zeigen, dass das von den Zwillingen bis dahin im Umfeld der *Kleinen Stadt* gelebte Leben durch eine Institution wie die Schule nicht mehr in den Schatten zu stellen ist und aufgewogen werden kann.)

84 Die kleinen Szenen, in denen sie anderen helfen, zeigen, dass sie zu zweit zu spontanem und mutigem Zupacken bereit sind, zum einen Großmutter gegenüber, aber auch als *Hasenschartes* Mutter nach ihrer beider Vergewaltigung durch die *Befreier* darum bittet, getötet zu werden. Ihre Liebesfähigkeit wird noch nicht auf die Probe gestellt und steht auf einem anderen Blatt, nämlich in Band 2 und 3 der Trilogie.

4 JUGEND IM ÜBERGANG BEI ROMAIN GARY UND J. D. SALINGER

4.1 ROMAIN GARY, „KLEIDER OHNE LEUTE“ (1949 / DT. 1951): NEU EINPENDELN ÜBER DEN SCHWARZMARKT

Romain Gary hat als Schriftsteller das Erwachsenwerden wiederholt zum Thema seines Erzählens gemacht, auch unter seinem Pseudonym Émile Ajar. Das ist der Fall in seinem ersten Roman „Europäische Erziehung“, in „Kleider ohne Leute“, „Du hast das Leben noch vor dir“ und in seinem letzten Roman „Gedächtnis mit Flügeln“. Dabei sind die jugendlichen Protagonisten in der Regel auf sich selbst gestellt, weil sie die Eltern durch irgendwelche widrigen Ereignisse – etwa Erster oder Zweiter Weltkrieg – früh verloren haben. Zur Figurenkonstellation gehört aber neben dem Jugendlichen immer mindestens ein Führer aus der Erwachsenenwelt, während schulische Erziehung nur eine Rolle am Rande spielt wie in „Gedächtnis mit Flügeln“.

In „Europäische Erziehung“ ist auch Zosia, die Geliebte der Hauptfigur Janek und an Erfahrungen reiche spätere Frau,⁸⁵ zu diesen Führungsfiguren zu zählen. Sie denkt einmal, als sie des Hungers und ihres Überlebens halber sich prostituiert, über einen idealistischen Satz von Janek nach und erdet ihn: *„Sie betrachtete die Bäume und beneidete sie um ihre harte Rinde; sie dachte an ihre Mutter und entdeckte, dass sie ihr Gesicht vergessen hatte, an Janek, und seine Stimme drang in ihre Ohren: 'In Stalingrad kämpfen die Menschen dafür, dass es keinen Krieg mehr gebe.' Aber sie wusste schon, dass das nicht stimmte, dass die Menschen sich nie wegen einer Idee bekriegten, dass die Gewalt des Soldaten nicht aus seiner Entrüstung stammt, sondern aus seiner Gleichgültigkeit und dass die Überbleibsel der Zivilisationen immer die Ruinen bleiben werden“* (Kap. 27).⁸⁶

Trotzdem hat Gary auf ein hoffnungsgetränktes Potential gesetzt, das er in der überlieferten Gestalt von Jesus in Erscheinung treten sah. In Jesus sieht er vor allem den ersten Menschen in der Geschichte der Zivilisationen, der mit einer weiblichen Stimme gesprochen habe. Er habe *„geschissen auf Gewalt, Härte und Grausamkeit, auf Faustrecht, auf Blutvergießen“*.⁸⁷

In „Kleider ohne Leute“ – französisch „Le grand vestiaire“ – wird der Leser in die unmittelbare Nachkriegszeit in Paris versetzt. Die Hauptfigur ist der zu Beginn 14-jährige Luc Martin als Ich-Erzähler, der am Schluss der Handlung 18 Jahre alt sein wird. Er ist auf dem Land im nicht näher bezeichneten wohl eher östlichen als südöstlichen Frankreich groß geworden und verliert nach seiner Mutter bei Kriegsende auch seinen Vater, der sich als Lehrer der Widerstandsbewegung angeschlossen hatte und erschossen wurde. Als Kriegswaise wird er zum Mündel des französischen

85 Eine parallele Konstellation schildert Gary in „Gedächtnis mit Flügeln“ mit der Jugendliebe und späteren Frau der Hauptfigur Ludovic, der polnischstämmigen Lila Bronicki, die sich mit deutschen Besatzern einlässt und bei der Befreiung geschoren wird. Zu ihrer Hochzeit mit Ludovic sechs Wochen nach der Haarschur lässt sie sich noch einmal vom gleichen Friseur eine Glatze scheren und lässt sich im gleichen Ort mit betreten dreinblickenden Gästen im Standesamt trauen.

86 In „Pour Sganarelle“, seinem Exkurs in die Voraussetzungen seines Schreibens, schreibt er 1965: *„Mit DEM Menschen verhält es sich wie mit dem Paradies: Man kommt nicht lebendig dorthin. Das ist nur ein Zukunftskult, der nach menschlichen Opfern riecht. Es handelt sich um einen Aasgeier. In seiner Gestalt wird das Glück zu einem posthumen Begriff“* (Pour Sganarelle, Gallimard, Paris, 1965, S. 288).

87 So in Kap. 16 in „Gedächtnis mit Flügeln“. – So äußert sich Gary noch einmal jenseits alles religiös Angehauchten und ohne konfessionelle Fixierung in „Le sens de ma vie. Entretien“ (Gallimard, Paris, 2014), S. 98 ff.

Staates und in Paris an Gustave Vanderputte vermittelt, der schon ein verwaistes Geschwisterpaar in seine große Junggesellenwohnung aufgenommen hat. Der um die 60 Jahre alte Vanderputte lässt die Kinder auf den Straßen von Paris Handel mit amerikanischen Soldaten treiben, Diebstähle und Einbrüche begehen und ihre Beute auf dem Schwarzmarkt umsetzen. So hält er sich selbst über Wasser und kann seiner Leidenschaft nachgehen, nämlich in seiner Wohnung alles an alten Gebrauchsgegenständen und Garderobe zusammentragen, was er zur „Möblierung“ seines Junggesellenlebens braucht. Als die wieder funktionsfähig werdenden französischen Autoritäten sich für die unmittelbare Vergangenheit zu interessieren beginnen, gerät Vanderputte ins Visier ihrer Ermittlungen. Denn er bewohnt die Wohnung eines denunzierten und an die Deutschen ausgelieferten jüdischstämmigen Franzosen und war zu einem Spitzel der Gestapo geworden. Das war aber erst geschehen, nachdem er sich der *Résistance* angeschlossen hatte, von den Deutschen jedoch aufgespürt und gefoltert und zu einem Kollaborateur und Denunzianten geworden war. Luc Martin ist ihm auf der Flucht vor der Polizei behilflich und möchte ihn bis nach Spanien begleiten. Heftige Zahnschmerzen Vanderputtes zwingen dann zu einer Unterbrechung, damit sie einen Arzt suchen können. In diesem Zusammenhang erschießt Luc Martin seinen Pflegevater.

Zur beispielhaften Verfolgung und Veranschaulichung der Romanhandlung werden hier vier Auszüge vorgestellt: 1. Szene in der Wohnung, als Vanderputte mit seinen drei Waisenzöglingen Luc Martin, Leonce und seiner Schwester Josette Waren aus US-amerikanischen Armeebeständen für den Schwarzmarkt vorbereitet und dazu sein Weltverständnis an die jungen Leute weitervermittelt; 2. Luc Martin als Schwarzhändler in einer Apotheke und Zeuge der zynischen Kommentierung der Weltereignisse durch den Apotheker mit anschließender Bestandsaufnahme seiner eigenen Tätigkeit im Vergleich mit dem Vermächtnis seines Vaters, einer mit handschriftlichen Randbemerkungen versehenen Ausgabe der „Pensées“ von Blaise Pascal; 3. Luc beobachtet von einem Wartezimmer des Krankenhauses aus, in dem Josette gerade an Tuberkulose stirbt, was für kostümierte Menschen er auf der Straße vorbeiziehen sieht; 4. das Ende Vanderputtes vor der spanischen Grenze.

4.1.1 ROMANAUSZÜGE

1.

Teil I, Kap. IV:

„Er packte eilig ein paar Gummis aus dem einen Umschlag in den andern.

»Was sind das für Dinger?« fragte ich.

»Der ist noch jung und unverdorben«, sagte das Mädchen.

»Na, na!« sagte der Alte. »Ein wenig Haltung, wenn ich bitten darf.«

»Damit verhindert man, dass zuviel solche Typen in der Welt rumlaufen wie du und ich«, sagte Leonce. »Eigentlich sollten die Dinger obligatorisch sein. Wenn ich die Regierung wäre, kriegte jeder eins von Staats wegen, wie jeder Hund einen Maulkorb. Und wer ihn nicht benutzt, kommt ins Kittchen.«

Er sah ganz wütend aus.

»Reg dich nicht auf«, sagte der Alte. »Man muss nicht engherzig sein, sondern die Dinge im großen sehen, aus der Entfernung. Sich niemals mit schäbigen Kleinigkeiten abgeben. Das ist die Hauptsache, wenn man angenehm durchs Leben kommen will. Abstand nehmen, sich über den Trödel des Alltags erheben, großzügig über den Dingen schweben, das ist mein Prinzip.«

Er packte rasch zwei kleine Umschläge um.

»Erlaube mir, junger Freund, dir einen Rat zu geben: Erhebe dich übers Tägliche. Schweb, mein Freund! Öffne deine Flügel und versenke all deine kleinen Probleme in

der astralen Unendlichkeit, im Metaphysischen; dann wirst du sehen, dass sofort alle Dinge ihre richtigen Proportionen erhalten, die – glaub mir's – infinitesimal sind. Hör gut zu!« – er hob seinen Finger –: »In-fi-ni-te-si-mal! Verrat, Heldenmut, Verbrechen, Liebe – in der nötigen Entfernung und mit der nötigen Horizontweite wird alles, buchstäblich alles, erschütternd durch seine Bedeutungslosigkeit. Null und nichtig. Es existiert einfach nicht mehr.« Er lehnte sich zu mir hinüber.

»Hauptsache ist, die Dinge auf einem gewissen Niveau zu tun und sie von einem andern zu betrachten! Nimm zum Beispiel die Verantwortung: eine harte und drückende Angelegenheit, nicht wahr? Nimm einmal an, du hättest eine ganze Familie vergiftet, mit Pilzen etwa, wenn du nichts dagegen hast. Wenn du nun deine Tat als staubgeborener Mensch betrachtest, so fühlst du dich natürlich einigermaßen bedrückt und kriegst Gewissensbisse und rührst keinen Pilz wieder an. Aber erhebe deinen Geist ein wenig, gib ihm Horizonte, setz ihn in die Sterne und sieh dir dann unten die Erde an: dein Gefühl ist erloschen. Es gibt keine Verantwortung mehr, und weder Pilze noch Menschen; vielleicht bleibt eine Art Nebel zurück, wenn du dir die Menschheit so durch meine metaphysische Brille betrachtest, ein Wölkchen, das man mühelos beseitigt. Und dann, junger Freund, fühlst du dich mit einem Schlag völlig unbeschwert und frei von aller Verantwortung und kannst tun, was du willst – alles, ganz egal, was, ich brauche nicht deutlicher zu werden. Das ist dann die wahre Freiheit. Du fühlst nichts mehr, absolut nichts, vielleicht eine Art vages Wohlwollen – der Ganges, das Nirwana! Wenn du mal älter bist und dann gelegentlich durch ein gewisses seltsames Kitzeln merkst, dass irgendwas an deine Verantwortung appelliert, so kneif nicht, sondern setz dich zur Wehr. Ich empfehle dir schon jetzt die Metaphysik: sie gibt einem Recht und vertreibt die Zeit. Eine Gesellschaftsordnung wie die unsere mit ihren grandiosen Leistungen und sanitären Einrichtungen badet förmlich in dieser Metaphysik – der Ganges, mit einem Wort! – und trinkt sie mit allen Poren; und was sie nicht trinkt, das schwitzt sie aus! Ich selber produziere von früh bis spät Metaphysik für meine kleinen persönlichen Bedürfnisse – und wenn ich mich richtig vollgesogen habe damit, bin ich glücklich. Aber nimm mir meine Metaphysik, so bleibt mir weniger als nichts.«

Er zuckte die Schultern.

»Was bleibt? sage mir's! Ein alter Esel, der vors Schwurgericht gehört und vermutlich ins Kittchen. Man muss wählen zwischen Polizei und Metaphysik... ich rede nicht etwa von mir; ich rede ganz allgemein... metaphysisch!«

Er schwieg. Die jungen Vanderputtes sahen ihn voll Erstaunen an. Sie waren solche Ergüsse offenbar nicht gewöhnt. Der Alte nahm einen von den kleinen Gummiringen in die Hand und besah ihn voll Verachtung.

»Es ist, wie ich sagte«, murmelte er. »Die Hauptsache bleibt, die ursprünglichen Proportionen der Dinge wiederzufinden, sich ins Unendliche, ins Astrale, in Gott zu projizieren – dies Wort im allerweitesten Sinne genommen. Es gibt keine höhere Heiterkeit als das gelassene Bewusstsein der eigenen Nullität. Die Bruderschaft der Nullen, in der jede einzelne Null die anderen durch ihre eigne Einsamkeit unterstützt, die wechselseitige Liebe der Nullen untereinander, das Nichts, die Leere – man kann sagen, was man will, ich finde das im höchsten Grade ermutigend!«

Er schwieg, beleckte sorgfältig einen Umschlag, klebte ihn zu, schnupfte sich ohne Ergebnis aber dröhnend aus und ließ unruhig seine trüben kleinen Augen umherwandern, als überraschten ihn plötzlich seine eigenen Reden.

»Hm! hm!« machte er. »Wo war ich denn stehengeblieben, Leonce?«

»Keine Ahnung«, sagte Leonce und sah ihn aufmerksam an. »Das weiß man bei Ihnen nie; dafür ist alles viel zu verwickelt und zu versteckt, so dass man nicht mehr weiß, was oben und unten, rechts und links ist...«

»Nicht wahr?« meinte der Alte und streichelte sichtlich geschmeichelt seinen Schnurrbart.

»Sie verwischen Ihre Spuren so gründlich, teurer Papa, dass man Ihnen nie folgen

kann. Sie führen einen an der Nase im Kreis, und wenn man Sie zu haben glaubt, sind Sie schon nicht mehr da.«

Der Alte nickte zustimmend mit dem Kopf, während er mit dem schwarzen Nagel des linken Zeigefingers den schwarzen Nagel des rechten Zeigefingers reinigte.

»Nie kriegt man Sie zu fassen. Sie sind überall und nirgends und wischen einem wie ein Aal durch die Finger – stimmt's, Josette?«

»Es stimmt«, sagte das Mädchen. »Und manchmal, wenn man Sie betrachtet, fühlt man, dass man das lieber nicht tun sollte, und es wird einem ganz unbehaglich.«

»Das kommt daher«, sagte der Alte und hob triumphierend seinen tabakbraunen Zeigefinger, »dass ich keineswegs geschaffen bin, um betrachtet zu werden. Man soll mich nicht betrachten, das ist gegen die Natur. Wir alle sind nebenbei durchaus nicht geschaffen, um betrachtet zu werden. Solange man lebt, kommt alles darauf an, dass man unbemerkt bleibt...«⁸⁸

Er schob seine Mütze zurück, strich sich eilig den Bart und richtete seinen schmutzigen Nagel auf mich, während er zugleich sorgsam an mir vorbeisah.

»Lerne von heute an eines von mir, junger Freund: im Leben kommt es vor allem darauf an, dass man im entscheidenden Augenblick nicht da ist – weiter nichts. Man muss sich geschickt zwischen den Jahren hindurchschlängeln, mit eingezogenem Bauch und ohne einen Schatten zu werfen, sonst wird man gezwickt. Das ist das Leben. Und dann muss man natürlich allein bleiben, absolut allein! Das gilt fürs Leben wie für den Mord: man darf keine Mittäter haben. Vor allem, sich niemals in flagranti dabei erwischen lassen, dass man lebt! Du wirst es vielleicht nicht glauben, junger Mann, aber es gibt Millionen, die's fertig kriegen und die in einem geradezu unvorstellbaren Maße unbemerkt bleiben. Aus dem allereinfachsten Grunde: das sogenannte Schicksal kommt für sie nicht in Frage. Sie rutschen durch! Das >Schicksal des Menschen< – du kennst diesen Ausdruck? – läuft an ihnen ab wie laues Wasser, sie werden nicht mal nass. Sie sterben an Altersschwäche, an allgemeinem Verfall, im Schlaf und triumphierend. Sie haben die ganze Welt betrogen, und niemand ist ihnen auf die Spur gekommen. Das ist erstaunlich! Das ist große Kunst! >Seine Spuren verwischen!< Lerne das von heute abend an, junger Freund! Den Kopf einziehen; horchen, ob's regnet, ehe man seine Nase raussteckt. Sich dreimal umsehen, ob auch keiner hinter einem hergeht, und sich klein, ganz klein, winzig klein machen! Im vollsten Sinne des Wortes ein staubgeborener Mensch sein. Ich bin fest überzeugt, wenn man wirklich sehr genau aufpasst, bemerkt einen nicht mal der Tod, sondern geht vorbei. Er verfehlt einen. Ein Mensch, der sich gut versteckt, ist schwer zu finden. Man kann sehr alt werden und alle Freuden genießen – aber natürlich nur im verborgenen. Das Leben, mein Freund, ist lediglich eine Frage der Tarnung. Merke dir das ein für alle Male. Handle danach, und alle Hoffnungen sind erlaubt. Ein schöner Greis beispielsweise ist immer jemand, der es verstanden hat, der Jugend aus dem Wege zu gehen. Jugend ist eine höchst gefährliche Sache; und es ist überaus schwer, ihr auszuweichen, aber es geht. Ich zum Beispiel, so wie du mich hier siehst – ich hab's geschafft. Hast du dir jemals überlegt, mein Junge, wieviel, wie unendlich viel Vorsicht und Überlegung dazu gehören, um auch nur fünfzig Jahre auszuhalten? Ich habe sechzig auf dem Buckel – das will was heißen! Denn das Leben lauert dir ständig auf, verfolgt dich, stellt dir Fallen, lockt dich und überfällt dich – bums! da ist es! Du beginnst zu leben, zu atmen, es gefällt dir, du machst weiter – und plötzlich bist du perdu!... Es gibt Leute, mein Kind, die sich so hoffnungsvoll ins Leben verlieben, dass sie lieber sterben wollen als aufs Leben verzichten. Dein Vater – – – aber lassen wir das. Ich behaupte natürlich nicht, man müsse alle Beziehungen abbrechen – das ist eingeständenermaßen unmöglich –, aber man muss sie auf ihr Mindestmaß einschränken. Nur grade so viel atmen, dass man nicht erstickt. Die Luft, das ist der

88 An drei anderen Stellen reagiert Vanderputte heftig darauf, wenn er bemerkt, dass man ihn beobachtet. Das ist etwas, worauf Gary auch woanders die Aufmerksamkeit lenkt, zumal im Roman „Europa“ (Vgl. <http://www.himmlers-heinrich.de/kolonialisierte-lebenswelt-buehne.pdf>, S. 75 f.).

Feind! Mit der Luft fängt einen das Leben, mit ihr macht es einen betrunken. Wenn man die Lunge so recht voll Luft hat, so stürmt man los — und bums, ist man perdu! Und dann die Sonne! Sie ist einfach fürchterlich, eine gigantische Falle. Sie heizt dir die Eingeweide ein, macht dich gierig, jagt dir das Blut durch die Adern, du stürmst voran mit offenen Armen – und bumstig, bist du perdu. Und der Frühling? Hast du schon mal über den Frühling nachgedacht, mein junger Freund? Als Falle unübertriffen, dieser sogenannte Frühling; und das Gemeinste daran ist, dass er gleich nach dem Winter kommt! Mit einem Schlag ist er da und hat dich beim Wickel! Du kriegst die bedenklichsten Gefühle, möchtest dich hingeben, singen und springen, an den Knospen und an den kleinen Blümchen riechen; und weiß Gott, junger Mann, du kriegst sogar Lust, zu lieben! Lieben – hast du gehört, was ich sagte: lieben! Du weißt natürlich genau, was das für eine Falle ist, die Liebe! Bums, sitzt man drin und ist wieder mal perdu. Hüte dich vor der Liebe, mein Kind, und vorm Frühling. Sie arbeiten sich gegenseitig in die Hände, und das Leben hält sich im Hintergrund. Aufgepasst, sonst erwischt's einen. Man kann nicht beides zugleich: leben und durchhalten. Das sind zwei einander absolut widersprechende Begriffe. Nimm zum Beispiel deinen Vater – aber lassen wir das.

Um noch mal auf den Frühling zurückzukommen – es ist schon im Winter schwer genug, allein zu bleiben. Im Frühling aber ist es so gut wie unmöglich, außer wenn man Prinzipien und Überzeugungen hat. Es steht fest, dass dann irgendwas vorgeht; man möchte aus seinem Loch herauskriechen und überall herumlaufen wie eine Küchenschabe. Aber vergiss nicht, dass der Frühling ein aufgelegter Schwindel ist und eine plumpe Falle. Es ist die Jahreszeit der hochherzigen Schwüre – – – und im Hintergrund wartet die Polizei... Am besten fährt man so gegen Mai irgendwo in die Provinz, nimmt sich ein Hotelzimmer, und wartet unter falschem Namen den Herbst ab...«

Er schwieg und ließ seine kleinen, blassblauen, feuchten Augen zwinkernd in die Runde gehen. Dann nahm er seine Mütze ab und wischte sich lange den kahlen Schädel mit seinem karierten Taschentuch. Seine spärlichen Haare waren sorgfältig pomadisiert und von einem peinlich graden Scheitel durchzogen, der hinten breiter wurde und schließlich in die rosafarbene Tonsur einer Glatze mündete. Er versuchte mir grade ins Gesicht zu sehen, aber im selben Augenblick wichen seine Augen aus. Er machte große Anstrengungen, sie zu zwingen, sie gleichsam an der Leine zurückzuzerren. Aber es gelang ihm nicht. So drehte er uns denn den Rücken und ging wortlos zur Türe, wohin es seine Augen gezogen hatte.“

2.

Teil I, Kap. VIII:

„Wenn ich mir heute die folgenden Monate ins Gedächtnis zu rufen versuche, so machen sie mir den Eindruck einer unermesslichen Verwirrung. Was ich tat, begriff ich größtenteils überhaupt nicht, sondern lebte dahin wie ein mechanisches Spielzeug, das erwachsene Hände ein für allemal in Gang gesetzt hatten und nur gelegentlich wieder aufzuziehen brauchten. Ich erinnere mich besonders und mit allen Einzelheiten an eines meiner allerersten >Geschäfte<. Ich sehe mich noch, wie ich mit einem großen Paket unterm Arm eine kleine Apotheke betrat, die hinter der Oper lag und ein Schild trug: >Tag und Nacht geöffnet<. Sie war leer. Die ringsum auf den Tischen und längs der Wände bis zur Decke aufgehäuften Medikamente, all die Tuben, Flaschen, Töpfe, die bunten Kapseln und jodfarbenen Schalen verbreiteten eine so eindringliche Krankenluft, dass einem übel wurde. Ganz von hinten kam über den Ladentisch das Geräusch einer ziemlich heftigen Unterhaltung.

»Die Menschen«, sagte eine düstre Stimme, die ausgezeichnet zu den Ausdünstungen der zahllosen patentierten Medikamente passte, »die Menschen sind das, was sie bewundern, und die Kulturen das, was an ihnen zu bewundern ist. Die unsere...«

»Ich verbiete Ihnen, mich in diese Sache hineinzuziehen. Sprechen Sie gefälligst für

sich allein!«

»Gestatten Sie, lieber Freund! einen Augenblick!« sagte schlecht gelaunt die erste Stimme. »Es gibt immerhin die Möglichkeit, zwischen der Atombombe und dem genialen Vater der Völker⁸⁹ nicht wählen zu müssen!«

Die zweite Stimme schrie grell und voll Empörung: »Bitte sehr, kein Kneifen! Ich fordere Sie auf zu wählen!«

»Mein lieber Freund, Sie sehen mich in einiger Verlegenheit... Außerdem hat's, glaube ich, an der Tür geklingelt – offenbar ein Kunde, der auf Sie wartet.«

»Soll er warten! Meinetwegen kann er krepieren. Dutillon, wenn Sie sich weigern zu wählen, verleugne ich Sie! Ich weigere mich, noch weiterhin mit einem lauen, neutralen gleichgültigen Individuum freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten. Ein Idiot, ein armseliger verkommener Kerl, meinetwegen... aber obendrein auch noch gleichgültig – das dulde ich nicht! nie und nimmer! Wählen Sie! nehmen Sie Partei! handeln Sie! Und zwar sofort!«

Es wurde still. Dann schwoll die dürftige Stimme derartig an, dass Töpfe und Tuben zitterten und ich den Eindruck hatte, jeden Augenblick würde jemand hinter dem Ladentisch unter dem Geklirr von tausend zerbrechenden Gläsern explodieren.

»Dutillon, ich speie Sie aus meinem Munde! Meine Wahl ist getroffen. Ich wähle die Atombombe. Ruhe! Kein Wort mehr! Ich stelle mich auf die Seite des Fortschritts, des Westens. Ich gehe sogar noch weiter. Sehen Sie her! ich nehme Ihre Atombombe und schmeiße sie Ihnen auf Moskau, auf New York, auf Kalkutta, auf Nanking.«

Jeder Name war begleitet von einem furchtbaren Faustschlag, und die Tuben und Töpfe bebten immer heftiger.

»Attila«, sagte sanft die erste Stimme; »da ist ein Kunde, der etwas Vaseline haben möchte.«

»Wie gesagt, ich wähle die Atombombe! Denn seien wir doch mal vernünftig: ich habe nichts gegen die Russen, und die Amerikaner hängen mir zum Halse heraus. Aber ich bin fürs Individuum. Ich will nicht von der Masse erdrückt werden. Als Individuum, als Erbe von vierzig Königen, die in tausend Jahren Frankreich geschaffen haben, mit einem Wort als Pinette, als Roland Pinette, bin ich fürs Gepflegte, fürs Nuancierte, fürs Vollkommene, fürs Handgearbeitete: kurz und gut, Dutillon, ich bin fürs Individuum, für den >homo sapiens< in Gottes Namen! Und nun hält dies Individuum zum erstenmal in der Geschichte endlich eine ganz phantastische Chance in der Hand. Im selben Augenblick, wo die Massen sich anschicken, es zu unterdrücken, zu zerstören und auszulöschen von dieser Erde wie einen verfehlten Kreidestrich – da macht das Individuum eine geradezu miraculöse Entdeckung, die ihm erlaubt sich endlich zu verteidigen und seinerseits die Massen zu vernichten, sie auszulöschen, wegzuradiieren, sich ihrer mit einem einzigen Schlag dieses Zauberstabes zu entledigen. Sie begreifen ja wohl den demographischen Aspekt des Problems?«

»Ich begreife ihn.«

»Die demographische Hochflut wird endlich gestoppt. Das Reich der Kaninchen ist endlich vorbei. Der Geist triumphiert übers Tier; die Eliten sind endlich außer Gefahr und können sich frei entfalten. Kein Zweifel, Dutillon, die Atombombe setzt das Individuum wieder ein in seinen alten angeborenen Rang!«

Plötzlich tauchte er auf aus dem Haufen patentierter Medikamente.

Es war ein kleiner kahler Mann von etwa sechzig Jahren, der schnell und scheu wie eine Maus herumtrippelte. Er trug eine weiße Jacke und eine Lavallière-Krawatte und einen kleinen, offenbar schwarz gefärbten Schnurrbart über dem zerdrückten Zigarrenstummel. Er sah mich misstrauisch an, während er nochmals wiederholte.

»Wie gesagt, ich wähle die Atombombe. Was wünschen Sie, junger Mann?«

»Brauchen Sie vielleicht fünfhundert original amerikanische Präservative?« sagte ich meine Lektion auf, genau so wie Vanderputte mir's beigebracht hatte.

89 Einerseits die US-Amerikaner als die Ersten im Besitz der A-Bombe, andererseits Stalin mit der ironischen Bezeichnung als „genialer Vater der Völker“.

»Schlag mich einer tot!« rief der Apotheker. Er drehte sich zum Ladentisch, kreuzte die Arme über der Brust und brachte es sogar fertig, seinen Stummel wieder in Brand zu setzen und noch zwei bis drei ganz anständige Züge zu tun.

»Dutillon«, sagte er mit offensichtlicher Genugtuung, »sehen Sie sich bitte die absolute Verkommenheit an, in der wir bis zum Halse stecken. Sehen Sie sich die moralische Zersetzung unserer Jugend, unserer Sitten, unserer Gesellschaft an.«

Er rieb sich behaglich die Hände.

»Wie alt bist du, mein junger Freund?«

»Das geht Sie nichts an.«

»Da haben Sie nun ein zwölfjähriges Kind, das mir fünfhundert Präservative verkaufen will, die es den Amerikanern gestohlen hat.«

»Ich hab sie nicht gestohlen.«

»O Zeit, o Säkulum, o Sitten!« rief der Apotheker in bester Laune. »Wenn ich bedenke, dass zwanzig Jahrhunderte, glorreich unter allen, auf diese Weise zu meinen Füßen verenden, so möchte ich auswandern, so möchte ich mit der Kultur, die mich umgibt, zugrunde gehen. Ein zwölfjähriges Kind, das...«

Er rieb sich die Hände und schien ganz begeistert zu sein.

»Wenn das der Marschall Pétain wüsste, würde er vor Kummer sterben. Ich will in Brasilien weiter leben. Wie teuer sind sie?« fragte er schroff.

»Viertausend die Schachtel zu hundert.«

»Bist du verrückt? Der Schlag soll mich treffen! Ich schäme mich für mein Land. Dunkelrot könnte man werden. Ich gebe dir zweitausend pro Schachtel.«

»Dreitausend«, beharrte ich. »Sie sind aus Nylon.«

»Nylon?«

»Nylon.«

»Zeig her.«

Er prüfte sorgfältig die Ware und schien überzeugt zu sein. Er bezahlte mich brummend und zählte die Scheine mit lauter Stimme auf den Tisch, während der erloschene Zigarrenstummel an seiner Lippe auf und ab wippte.

»Zweitausendneunhundert . . . dreitausend. Was für eine Zeit!«

Er nahm das Paket und trug es nach hinten, indem er ohne weiteres die Unterhaltung dort wieder aufnahm, wo sie unterbrochen wurde: »Wie gesagt, die Atombombe!«

Er verschwand mit dem Paket, das er triumphierend hochhielt.

Ich machte in der nächsten Zeit ausgezeichnete Geschäfte mit ihm. Insbesondere verkaufte ich ihm für fast hunderttausend Francs Sulfonamide,⁹⁰ in einem Augenblick, wo es nirgends welche gab. Er nahm mich schließlich wie einen alten Freund in seinem Laden auf.

»Was bringst du mir heute, junger Freund?«

»Penicillin.«

»Sieh mal da... ist es wenigstens frisch?«

Ich zeigte ihm die Flaschen, die er misstrauisch betrachtete. »Weißt du denn nicht, du Unglückswurm, dass Penicillin in einer besonderen Temperatur aufbewahrt werden muss, weil es sich sonst zersetzt? Wenigstens wirst du mir einen Spezialpreis machen ... die Menschen heute sind völlig verkommen.«

Er besaß weder Verwandte noch Kinder; und ich glaube, dass er sich auf diese Weise rächte für seine Vereinsamung, seinen Laden, sein ganzes Leben, das so anders hätte sein können, wenn er's besser verstanden hätte...

Dies waren meine ersten Schritte und meine erste Fühlungnahme mit den Stadtratten. Ich war zu jung, um Gut und Böse unterscheiden zu können, wenn sie sich diabolisch und so kompliziert manifestierten. Aber ich war nicht glücklich. Nachts, vorm Einschlafen, dachte ich lange nach über alles, was ich erlebte; ich suchte nach einem Grund, einem Sinn, einer Erklärung ... Ich streichelte Roxane,⁹¹ die mein Bett mit mir teilte:

90 Wichtige Substanz zur Bekämpfung von Syphilis: <http://de.wikipedia.org/wiki/Sulfonamide>.

91 Das ist der Hund, den er aus seiner Heimat mitgenommen hat.

mit ihr wurde ich wieder Kind. Roxane war jetzt mein einziges Band mit der Vergangenheit, und manchmal bekam ich Lust sie zu fragen, was sie von alledem denke, und ob sie mit mir zufrieden sei. Ich fühlte mich schuldig, wusste aber nicht: weswegen; ich kannte die menschlichen Gesetze nicht, gegen die ich mich verging. Ich nahm die Welt, die mich umgab, hin, wie sie war: ich kannte keine andere. Ich tat einfach nach, was ich die Stadtratten tun sah, und nahm ihre Gewohnheiten an. Sicher war ich so nicht glücklich; aber ich sagte mir, dass ich wohl nicht der einzige wäre; und vielleicht war es das Grundgesetz für alle Stadtratten: dass niemand glücklich sein durfte...

»Es ist nicht normal, wie wir leben«, sagte ich einmal vorsichtig zu Leonce.

»Natürlich nicht; normal leben nur Tiere.« Er spuckte verächtlich aus.

»Weißt du, die Ollen⁹² sind wirklich eine üble Sorte.«

[...]

Ich wachte nachts immer häufiger auf: eine tiefe Angst und schreckliche, obschon unbegriffene Gewissensbisse quälten mich und hielten mich wach. Wenn ich dann auf meinem Bettrand saß und versuchte, mir klarzumachen, was mich aus dem Schlaf gerissen hatte, so merkte ich, dass es mein Vater war: er war in mein Zimmer gekommen, hatte sich über mich gebeugt und mir in die Augen geblickt, als wolle er mich zwingen aufzuwachen. Warum war er fortgegangen und hatte mich mit leeren Händen zurückgelassen? Manchmal jedoch kam es mir vor, als hätte mein Vater mich doch nicht aufgegeben, sondern wäre immer noch da und käme nachts zu mir, um mir den Schlüssel zu geben, der mir endlich das Geheimnis der Welt aufschließen sollte. Ich wünschte damals, er möchte wiederkommen; ich hoffte, er würde eines Nachts die verbotene Grenze überschreiten und mir laut und deutlich das Lösungswort nennen. Aber er sagte nie etwas. Er blieb reglos wie eine Statue, aufrecht, breitbeinig, auf sein Gewehr gestützt, mit ruhigem Gesicht. Es war ein junges Gesicht; ich wusste nicht, wie alt er wirklich war, hatte auch nie daran gedacht, ihn danach zu fragen; und jetzt war es zu spät. Ich versuchte mir die Einzelheiten seines Gesichts, die Form seiner Schultern, seine starken Arme und Hände ein für allemal einzuprägen; aber wenn ich ihn zu genau betrachtete, so wachte ich auf. Ich versuchte auch, mich an seine Stimme zu erinnern, in der Hoffnung, auf diese Weise die Worte wiederzufinden, die er gesagt hatte. Denn er war mir irgendwie eine Erklärung schuldig: sicherlich war er für etwas gestorben; und vielleicht hatte nicht er sich geirrt, sondern die Leute, die nach ihm gekommen waren. Sicherlich war er nicht für Vanderputte gestorben und für diese ganze unverständliche Welt um mich herum. Er war Lehrer, dachte ich, und wusste also, was er tat; ich weigerte mich, klein beizugeben und einzuräumen, dass er weggegangen sei, ohne ein Wort zu sagen, und dass er den Schlüssel zur Welt mitgenommen und mich allein in der Patsche zurückgelassen habe. Dann versuchte ich mit aller Kraft, mich an das rätselhafte Wort zu erinnern und es aus der Vergessenheit herauszuziehen, in die ich es achtlos hatte gleiten lassen; manchmal glaubte ich auch, es auf der Zunge zu haben, wenn ich nur noch eine letzte Anstrengung machte... aber es war nichts. Manchmal ging ich auch an meinen Koffer und besah mir die wenigen Dinge, die früher meinem Vater gehört hatten: ein paar Pfeifen, eine Briefftasche mit falschen Papieren, ein kleiner Lederband: Pascals >Gedanken<. Auf dem Vorsatzpapier des Bändchens hatte mein Vater angefangen, etwas aufzuschreiben: >Wofür ich kämpfe...< stand da, und weiter unten: >Maquis im Véziers⁹³, November 1943<.

92 Das sind die Erwachsenen.

93 Keine auffindbare geografische Bezeichnung, Ansatzweise für Vézier im Singular: Habitant de [La Vèze](#), commune française située dans le département du [Doubs](#).

Leider hatte er seinen angefangenen Satz nicht beendet; so wie er da stand, hatte er keinen Sinn. Es gab noch andere Sätze, sogar ganze Paragraphen, die an den Rand des Textes gekritzelt waren. >Es ist unmöglich, sich allein zu ändern. Wir können unser Gesicht nur ändern, wenn wir uns die veränderten Gesichter der andern vorstellen ...< Und auf einer anderen Seite: >Eh dass jemand zum Verräter wird, muss er viel Liebe verschwendet haben, und viele vergeblich ausgestreckte Hände gehen dem Verrat voraus.< Das alles hatte keinen rechten Sinn. Ich untersuchte den kleinen Band genau, ob er nicht eine verborgene Tasche enthielte, wo mein Vater vielleicht eine Botschaft, ein Testament, eine Liste der geheimnisvollen Dinge, für die er kämpfte, für mich hinterlassen hatte. Aber ich fand nichts. Es war ein Buch wie alle andern, ohne ein Versteck und ohne irgendein Geheimnis. Ich drehte es um und um und versuchte sogar, es zu lesen; aber es war zu kompliziert und ganz uninteressant. Trotzdem trennte ich mich nicht wieder von dem Buch, das die Hände meines Vaters so oft durchblättert hatten. Ich trug es immer bei mir; und wenn ich ein besonders heikles und gefährliches >Geschäft< vorhatte, berührte ich heimlich das Buch in meiner Tasche, wie einen Talisman. Ich fühlte mich auch weiterhin verloren und suchte einen Weg, den ich gehen, eine Spur, der ich folgen könnte. Ich fuhr fort, in meinen Erinnerungen nach der Vergangenheit zu graben: den Hof im Véziers zu beschwören, den Geruch des gespaltenen Holzes, den Wachtelzug, das eisige Wasser frühmorgens, und die Besuche meines Vaters in einem Lastauto, das er mich fahren lehrte; insgeheim hoffte ich, dass eines der so wiedergefundenen Erlebnisse mir eines Tages eine vergessene Einzelheit verraten würde, eine Spur, ein paar, vielleicht nur zufällig gesprochene Worte, die ich damals nicht verstanden hatte in ihrer wirklichen Bedeutung. Ich beugte mich über meine Jugend, wie sich in den Filmen, die ich sah, der Polizist Dick Marlow⁹⁴ über das verröchelnde Opfer beugte, in der Hoffnung, es würde ihm mit seinem letzten Atemzug den Namen des Mörders verraten; aber wenn man den letzten Atemzug tut, hat man wohl keine Lust, noch irgend jemand anzuklagen. Wahrscheinlich muss man nur einfach versuchen, noch etwas länger zu atmen, noch etwas weiter zu leben, noch einmal den Wald zu sehen, den Himmel, einen fliegenden Vogel, ein Gesicht: sicherlich war mein Vater so gestorben. Manchmal aber brachte ich doch von meinen Tauchersprüngen ins Gewesene irgendein vergessenes Wort mit zurück an die Oberfläche. So erinnerte ich mich an einen Herbsttag im Jahre 1942; mein Vater besuchte mich auf dem Hof, und ein paar Stunden später hatte man ihn gewarnt: es sei eine deutsche Patrouille im Dorf und käme auf unser Haus zu. Es war Mittag; die Frau kochte das Essen, und der Bauer sagte mit einer zornig bebenden Stimme, die ich noch heute höre: »Man kocht die Suppe und weiß nicht, ob man sie essen wird.« Später, als wir um die gerettete Suppe saßen und als Roxane ihr schmutziges dampfendes Fell vorm Feuer trocknete, fragte ich dann meinen Vater: »Was wird aus mir, wenn sie dich töten?« Und mein Vater antwortete ruhig: »Dir bleiben all die andern Menschen.« All die andern Menschen: tagelang schleppte ich diese Worte überall mit mir herum und wiederholte sie mir immer wieder, während ich jedes Gesicht, das mir begegnete, mit einer ganz neuen Neugier betrachtete, als hätte ich noch nie ein menschliches Gesicht gesehen. All die andern Menschen. Durfte man wirklich niemand von dieser erstaunlichen Brüderlichkeit ausschließen, an die mein Vater offenbar glaubte, und die ihn dann doch nicht vorm Tode bewahrt hatte? Heute weiß ich, dass alle Brüderlichkeit einseitig und alle Gemeinschaft eine Gabe ist und kein Austausch. Heute weiß ich's, damals aber wusste ich's nicht. Ich glaubte an jene äußerste Unmöglichkeit: für mich selber leben zu wollen, zu meinem eigenen Vergnügen, wie man so sagt. Ich irrte weiter umher in dem Labyrinth, ohne das Ende des weißen Fadens zu finden, den mein Vater ausgeworfen hatte, um meine Schritte zu

94 Wahrscheinlich ist an Philip Marlow gedacht, die Detektivfigur bei Raymond Chandler. Im Film wurde er von Dick Powell verkörpert: http://de.wikipedia.org/wiki/Murder,_My_Sweet. Gary könnte versehentlich die beiden Namen kombiniert haben. Denn Luc Martin geht gern mit seinen 'Geschwistern', besonders mit Josette, in amerikanische Kriminalfilme.

lenken. Indessen ließ mir die Frage, die ich mir so zum erstenmal stellte, keine Ruhe mehr – ich meine jene stumme, angstgetriebene Frage nach dem Sinn und Schlüssel dieser feindlichen Welt. Ein kleiner emsiger Wurm, ein nagendes bohrendes Insekt war aus dem Dunkel herausgekrochen und wollte nicht wieder in die Nacht zurücktauchen, sondern fuhr fort zu bohren und zu graben.“

3.

Teil II, Kap. XV:

»Glaubst du, dass es überhaupt Menschen gibt?«

»Hör bloß auf! Lass mich in Ruh!«

Wo waren sie eigentlich, diese sogenannten Menschen, von denen mein Vater mir geredet hatte, von denen alle Welt so viel redete? Manchmal verließ ich meinen Sessel, trat ans Fenster und betrachtete sie. Sie gingen auf den Trottoirs, kauften Zeitungen, nahmen den Autobus – lauter kleine wandelnde Einsamkeiten, die grüßend einander ausweichen; kleine verlassene Inseln, die nicht an Kontinente glauben... Mein Vater hatte mich belogen: es gab die Menschen nicht; und was ich auf den Straßen sah, war nur ihre Garderobe, eine gespenstisch wimmelnde Kleiderkammer. Die Menschheit war ein einziger riesiger Monsieur Gestard-Feluche⁹⁵ mit leeren Ärmeln, aus denen keine brüderliche Hand sich mir entgegenstreckte. Die Straße war voller Jacken, Röcke und Hosen, voller Hüte und Schuhe – lauter abgelegte Kostüme, die sich mit einem Namen, einer Adresse, einer Idee aufspielten und die Welt hinters Licht führen wollten. Es half mir nichts, dass ich meine heiße Stirn an die Fensterscheibe drückte und nach denen suchte, für die mein Vater gestorben war – ich sah nichts als den lächelnden Mummenschanz der tausend und aber tausend Gesichter, die das menschliche Antlitz verhöhnerten, indem sie es nachzuahmen suchten. Das Blut meines Vaters wachte auf in mir und pochte gegen meine Schläfen; es trieb mich an, einen Sinn in meinem abenteuerlichen Dasein zu suchen; aber es gab niemand, der mir hätte antworten können: dass man das Leben nicht um seinen Sinn befragen, sondern nur selber ihm einen Sinn geben kann; dass diese Leere um uns her nichts anderes ist als unsere Weigerung sie auszufüllen, dass eben dieses Leben und nur dieses Leben, das uns mit leeren Händen entgegentritt, das uns aber auch beschenkt und verwandelt wieder verlassen kann, unserem hiesigen Abenteuer seine ganze und einzige Größe gibt. Ich war eine Ratte, eine armselige Ratte, die sich in einer zusammengeschrunpften sinnenleerten Epoche in ihr Loch geflüchtet hatte; und es gab keinen Menschen, der den Deckel von meinem eingebildeten Gefängnis hätte heben und mich befreien können, indem er mir einfach erklärt hätte: dass die einzige Tragödie des Menschen nicht darin beruht, dass er leidet und stirbt, sondern dass er sich selber seine Schmerzen und sein Sterben als Grenzen setzt...“

4.

Teil III, Kap. IV:

„Wir fanden Vanderputte unter den Rosen. Er lag ausgestreckt auf dem Rücken, die nackten Füße weit auseinander, und versuchte mit gleichgültiger Hand eine Wespe von seinem Gesicht wegzuscheuchen. Sein starres Auge folgte gebannt ihren Bewegungen. Sein schiefer Mund stand offen und jappete und stöhnte. Der Doktor nahm seine Hand.

»Oho«, sagte er. »Das Ungeheuer hat Fieber.«

Er kniete sich neben ihn und befühlte die Backe.

»Au! drücken Sie nicht so!« schrie Vanderputte.

»Schön still halten«, sagte der kleine Doktor streng. »Wir werden ein braves Unge-

95 Monsieur Gestard-Feluche ist ein respektabler Pariser Bourgeois, der nach seinem Eintritt in den Ruhestand und vor seinem Umzug an die Côte d'Azur seinen Hausstand auflöste, so dass seine Garderobe bei einem Altwarenhändler in die Hände Vanderputtes überging. Luc bezeichnet ihn deswegen zuweilen einfach als Gestard-Feluche, wenn er dessen alte Kleider trägt.

heuer sein, ein artiges, geduldiges Ungeheuer, nicht wahr?»

Er stand auf, zog seinen Rock aus, hing ihn an einen Stock mit weißen Rosen und krepelte die Ärmel auf.

»Wir werden die kleine Geschwulst öffnen, und zwar durchs Zahnfleisch. Das Ungeheuer wird nichts fühlen, weil wir ihm eine kleine Spritze geben werden. Aber ich muss kochendes Wasser haben.«

Er ging ins Häuschen.

»Wird er mir weh tun?« jammerte Vanderputte.

»Aber nein, Sie werden gar nichts merken. Es ist gleich vorbei.«

Der kleine Doktor kam zurück.

»Ich habe das Wasser aufgesetzt. Das Ungeheuer muss noch ein wenig Geduld haben.«

Ich glaube, dass in diesem Augenblick der Gedanke, dass er endlich seine Schmerzen loswerden sollte, bis zu Vanderputtes verdunkeltem Bewusstsein vorgedrungen war. Er hörte auf zu stöhnen, nahm sich zusammen und richtete sich mit seinen Ellbogen auf. Ein Regen von gelben Rosenblättern ging über ihn nieder.

»Herr Doktor«, rief er.

Es gelang ihm, sich aufrecht hinzusetzen. Er sah verängstigt und fast demütig aus. Er begriff, dass die Menschen endlich etwas für ihn taten, und versuchte auf seine Weise sich ihnen zu nähern und ihre Sprache zu sprechen.

»Ich will Ihnen was sagen...« Der kleine Doktor roch grade an einer großen Rose.

»Was denn? Nur zu!«

»Ich bin nicht so schuldig, wie man behauptet. Ich weiß genau, da war diese unselige Geschichte in Carpentras – das Messer saß mir an der Kehle... aber sonst...«⁹⁶

Er suchte in seinem verwirrten Gedächtnis nach einer stichhaltigen Entschuldigung, nach einem geläufigen Grunde, der seine Wirkung nicht verfehlen konnte... er versuchte die Sprache der Menschen zu reden...

»Man kann nicht sagen, dass ich wirklich ein Verräter war. Ich habe keinen Franzosen verraten, wissen Sie, nur Juden...«

Der kleine Doktor stand mit dem Rücken gegen uns. Ich sah, wie seine Schultern sich zusammensogen, wie die Hand, mit der er die Rose hielt, sich langsam öffnete... Er wandte sich zu uns. In dem alten, plötzlich verfallenen Gesicht voll schmerzlicher Falten sah ich, eine Sekunde lang, den verfolgten, entsetzten Ausdruck tausendjähriger Erinnerung an eine ewige Gefahr auftauchen. Die Lippen verzogen sich zu einem Schmollen – einem kindlichen Schmollen, das doch so lächerlich wirkte zwischen all diesen Falten und über diesem grauen, heftig zitternden Spitzbart. Dann verschanzte er sich hinter seiner Würde. Er richtete sich auf, sah uns eisig und von oben herab an, strich langsam seine Ärmel herunter, nahm seinen Rock aus den Rosen und zog ihn mit energischer Bewegung an. Er ließ uns nicht aus den Augen, als wolle er sich überzeugen, dass keine seiner hochmütigen Gesten uns entginge. Er bückte sich, nahm seine Tasche... und erst jetzt verlor er seine Beherrschung. Er ging auf uns zu, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und ballte die Faust.

»Antisemiten!« schrie er. »Elende Antisemiten!« Einen Augenblick blieb er so vor uns stehen, bleich, zornglühend, stumm, mit geballter Faust und mit dem Ausdruck hoffnungsloser Angst in den Augen.

»Und dann kommen Sie zu mir, ausgerechnet zu mir, nach alledem, was sie mir angetan haben! Zum Narren wollen sie mich halten, auch jetzt noch!«

Er drehte uns den Rücken und lief eilig davon. Ich hörte seine wütende Stimme im Hause und das Zuschlagen einer Tür... Ich sah das Auto vorbeifahren und sah im gleichen Augenblick, wie der Bahnwärter die Chaussee hinunterlief. Er rannte so schnell er konnte, die Ellbogen am Leib; hin und wieder drehte er den Kopf und warf angstvolle Blicke nach seinem Garten... Es gab nun keine Hoffnung mehr. Ich wandte mich zu Vanderputte. Er saß unter dem Rosenstrauch, die Hand auf der Backe, den

96 Hier geriet er als Angehöriger der Résistance in die Hände der Gestapo und gab deren Druck nach.

Mund weit offen vor Erstaunen, das Auge starr vor Schreck. Auf seinen Haaren lagen gelbe Rosenblätter. Erst als das Geräusch des Motors auf der Chaussee verstummt war, geschah das Erstaunliche. Er richtete sich auf und schrie:

»Er beleidigt mich! Alle beleidigen mich!«

Er schlug sich heftig mit der Faust auf die Brust.

»Niemand hat das Recht, mich zu beleidigen. Niemand! Hast du's gehört? Niemand hat das Recht, mich so zu behandeln, mein Gesicht so durch den Dreck zu ziehen! Was hab ich denn in aller Welt nur getan, dass man mich so erniedrigen darf?«

Das Leben war stehengeblieben, wie in einem Film, der plötzlich das erstarrte Bild einer grotesken, absurden Bewegung festhält, die nicht für unsere Augen bestimmt war. Und ich glaube nicht, dass es Mitleid war, was mich handeln ließ, sondern das tiefe Gefühl der Niederlage, der Erniedrigung. Ich glaube, ich gab schließlich meiner Verbitterung nach, meiner grenzenlosen Müdigkeit, meinem Verlangen: endlich das zu tun, was Millionen Menschen von mir erwarteten. Ich sah mir dieses Gesicht an, mit seinen tiefen Falten, mit seinem aufgerissenen starren Auge, das nicht begriff, mit seiner kleinen rot geäderten Nase und mit seinen Tränen – seinen menschlichen Tränen, denn es gibt keine anderen. Aber es hatte jeden persönlichen Zug für mich verloren. Diese Karikatur eines Menschen war zugleich eine Verkörperung des Menschlichen und verkörperte in ihrer Schuldhaftigkeit eine andere, eine größere Schuld, die einzige Schuld, die nicht vergeben werden konnte. Das, was ich hatte retten wollen, wofür mein Vater gestorben war, schien mir sinnlos geworden und unwirklich, verraten von allen und aufgegeben seit langem. Es gab nichts mehr zu verteidigen. Es blieb mir nur noch übrig, nachzugeben und zurückzukehren in den Schoß einer feigen Zustimmung, einer großen Mitschuld, die alle herzlich willkommen hieß. Erst heute finde ich begreiflicherweise diese Erklärung für mein Tun, und diese Worte für meine namenlose, tiefe Verbitterung. Damals war mir nichts bewusst als die süßliche Luft voll summender Insekten, die mich umgab; außerdem erinnere ich mich, dass jener Satz Vanderputtes, als wir im Auto zur Bahn fuhren, mir plötzlich wieder einfiel: >Die Menschen vergeben einander nicht!<

Ich nahm den Alten beim Arm. »Kommen Sie.«

Ich ging bis zur Mauer des Häuschens.

Er trottete vertrauensvoll wie ein Hund hinter mir her. Ich stellte ihn gegen die Wand. Es war eine weiße, saubere, noch nie benutzte Wand. Vanderputte sah mich an mit seinem runden Auge, die eine Hand auf der Backe, die andere am Handkoffer. Erst als ich den Revolver zog, begriff er plötzlich den Sinn der ganzen Zeremonie. Er schrie auf, machte einen kleinen Satz und versuchte zu fliehen. Ich hielt ihn fest gegen die Wand gedrückt wie ein eingefangenes Huhn und hob ein wenig den Revolver. Vanderputte wehrte sich und schielte mit schiefem Kopf nach dem Lauf der Waffe, als wolle er sehen, was darinnen sei. Er nieste nervös, vier-, fünfmal nacheinander. Ich hörte im Häuschen das Radio, das Summen der Insekten, ich sah mit erstaunlicher Genauigkeit die weiße Mauer, den blauen Himmel und das alte Gesicht, von dem ich Abschied nahm. Plötzlich wurde der Alte ganz ruhig; nur seine Brust fuhr fort keuchend zu atmen. Ein triumphierendes Lächeln erschien auf seinem Gesicht.

»Nicht so, mein junger Freund«, sagte er. »Nicht so!«

Er hob seinen Finger: »Ins Genick, wie alle andern.«

Schnell drehte er mir den Rücken und kniete hin. Ich hörte ein Auto auf der Chaussee vorbeifahren. Im Häuschen des Bahnwärters spielte das Radio ein Nocturne von Chopin. Ich sah Gestard-Feluche⁹⁷ in der Sonne spiegeln; sah die grauen Haare, die über den Kragen hingen, der voller Schinnen⁹⁸ war... und hörte, wie er plötzlich laut und klar im Angesicht der Rosen sagte: »Saubande!«

... Ich hatte ein Gefühl, als bebte die Erde, und sah, wie Gestard-Feluche das Köfferchen fallen ließ und mit der Nase in die Rosen fiel, die Ärmel vorneweg, als hätte

97 Siehe Anm. 89.

98 Norddeutsch für Kopfschuppe.

er im letzten Augenblick gefürchtet sich zu verletzen.
Jetzt konnte ich zurückkehren zu den Menschen.“

4.1.2 KOMMENTIERUNG

1. Vanderputte

In der amerikanischen Ausgabe des Romans „The Company of Men“ (1950) heißt es im Umschlagtext, dass man es bei Gustave Vanderputte mit einem modernen Fagin zu tun habe.⁹⁹ Das ist eine Figur aus Charles Dickens' berühmtem „Oliver Twist“¹⁰⁰. Oliver Twist ist ein Waisenkind wie Luc Martin. Wie David Bellos nachweist, erschöpfen sich darin nicht die Parallelen, so dass der Roman in seiner englischen Fassung ein größeres Publikum erreichte als in Frankreich, obwohl es zu dieser Zeit keine große Resonanz für französische Literatur gegeben habe. Gary hatte aber von seinem Kriegseinsatz bei *La France libre* mit Sitz in London Beziehungen in die anglo-amerikanische Welt. So ist der Roman seiner ersten Ehefrau, der englischen Schriftstellerin Lesley Blanch Gary¹⁰¹, gewidmet. Darüber hinaus entfaltet Amerika bei Gary für die jungen Leute eine große Faszination sowohl im Umgang mit GIs wie in den Filmen mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall oder den Dollars, die der Franc-Währung vorgezogen werden. In Frankreich kam hinzu, dass Gary unangenehme Seiten der jüngst vergangenen französischen Geschichte zur Sprache brachte. In Deutschland brachte es der Roman nach der Hardcover-Ausgabe immerhin zu zwei Taschenbuchauflagen bei Fischer mit 1982 40.000 Exemplaren Auflage. Aber Spuren hat er wie viele andere längst vergriffene Werke Garys in Deutschland kaum hinterlassen.

Allerdings kann es nicht darum gehen, Vanderputte und andere Figuren durch den Vergleich mit „Oliver Twist“ als ausgeschöpft anzusehen. Denn Gary hat ja ein anderes Thema seine Anleihen bei Dickens überlagern lassen, nämlich was sich in einem durch den Krieg und die Besetzung erschöpften Frankreich für Strukturen im großstädtischen Raum chaotisch ausbreiten, um den Lebensbedürfnissen der Bevölkerung wenigstens im Größten zu genügen.¹⁰² Es könnte in meinem Verständnis durchaus schon sein Bewenden damit haben, wenn man zum schnellen Verständnis Vanderputte einen *Duckmäuser*, einen *Spießbürger* nennen würde. Auch *Coach-Potato* könnte in einer zeitgenössischeren Version in Frage kommen.¹⁰³ Denn Gary möchte in ihm ja einen Typ vorstellen, der etwas sehr Zeitgemäßes darstellt und für den es kaum einen Unterschied ausmacht, ob die Besatzungszeit andauert oder in die Nachkriegszeit übergegangen ist. Denn sowohl unter den Deutschen wie unter den befreiten Franzosen gerät er unter umgekehrten Vorzeichen gleichermaßen unter Druck, so dass die im Textauszug vorgestellte Selbstporträtierung die Schattenseite weglässt, die eine Figur, die eigentlich gar keinen Schatten haben möchte, auf einmal doch zu ihren Charakteristika zählen muss.

Denn der *metaphysische Blick*, den er als seine bevorzugte Sichtweise auf den Lauf der Welt und seine Rolle in ihr zu richten vorgibt, erhält ja sein Fragezeichen, wenn er sich dem Blick seines Nächsten ausgesetzt fühlt, so dass er aus der Fassung gerät. Stellt man sich vor, dass man neben

99 David Bellos, *Oliver Twist à Paris, Romain Gary à New York: Le grand vestiaire et les tabous de l'après-guerre*, S. 175, in: Julien Roumette (Hg.), *Romain Gary: l'ombre de l'histoire*, Littératures 56, 2007, Presses du Mirail, Toulouse 2007, S. 173-181.

100 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Oliver_Twist.

101 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Lesley_Blanch.

102 Siehe dazu auf Französisch http://fr.wikipedia.org/wiki/March%C3%A9_noir.

103 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Couch-Potato>.

einen Bomberpiloten zu sitzen kommen könnte und würde ihn so ansehen, wie Vanderputte nicht möchte, dass er angeschaut wird, käme man auf die Idee, sich zu fragen, ob der Pilot aus seiner professionellen Routine gebracht werden könnte. Könnte er durch diesen Blick auf einmal den Menschen nahe gerückt werden, die er höchstens, wenn er sich denn anstrengen wollte, als winzige Punkte erkennen könnte? Denn der *metaphysische Blick* in Vanderputtes Verständnis ist der der absoluten Entpersönlichung und gleichzeitig damit der der höchsten Vereinsamung. Er möchte es sogar als eine Naturbestimmung ansehen, dem Blick des Anderen nicht ausgesetzt sein zu müssen: „*Man soll mich nicht betrachten, das ist gegen die Natur. Wir alle sind nebenbei durchaus nicht geschaffen, um betrachtet zu werden.*“ Das erfährt dann seine Ergänzung darin, dass er selbst anderen in die Augen zu blicken vermeidet. Nach seinem langen Sermon stellt Luc nämlich fest, nachdem Vanderputte zu Anfang seiner ausdrücklich an Luc gerichteten Rede schon *sorgsam* an ihm vorbeischaute: „*Er versuchte mir grade ins Gesicht zu sehen, aber im selben Augenblick wichen seine Augen aus. Er machte große Anstrengungen, sie zu zwingen, sie gleichsam an der Leine zurückzuzerren. Aber es gelang ihm nicht.*“

Für den Leser und auch seine jugendlichen Zuhörer wird die Verdrängungsleistung Vanderputtes fühlbar, die ihm der *metaphysische Blick* abverlangt. Denn er hat die jungen Leute ja nicht wegen seiner *metaphysischen Blickweise* zu sich geholt und gewährt ihnen – zu was für eigenartigen Bedingungen auch immer – ein Heim mit allem, was sie zum Leben brauchen. Er teilt also durchaus sein Leben bei allem, was ihm die Jugendlichen durch ihr kriminelles Handeln einbringen. Aber ohne *Metaphysik* treten auf einmal in seiner Vorstellung sehr schnell die Polizei und das Schwurgericht auf den Plan und fragen nach der von ihm in Abrede gestellten Verantwortung. Wie leicht er den Gedanken an Verantwortung verschwinden lassen kann und darin, wenn er sich weit genug *metaphysisch* nach oben befördert hat, gleichzeitig die ganze Menschheit als kaum mehr wahrnehmbaren Nebel beschreibt, der weggewischt werden kann, zeigt er mit solchen Worten: „*Es gibt keine Verantwortung mehr, und weder Pilze noch Menschen; vielleicht bleibt eine Art Nebel zurück, wenn du dir die Menschheit so durch meine metaphysische Brille betrachtest, ein Wölkchen, das man mühelos beseitigt.*“

Es ist also gewiss keine überzogene Schlussfolgerung, wenn man in seiner Weigerung, sich anschauen zu lassen, die Weigerung erkennt, sich zu einer werthaltigen, sozial ausgerichteten Lebenshaltung zu bekennen, obwohl er schon mehr als andere seiner Zeitgenossen tut, indem er für drei Waisen nach außen hin den sozial engagierten Verantwortungsträger abgibt. Diesen Verantwortungsträger füllt er aber nur so aus wie seine von anderen abgelegten Kleider, in denen er selbst zu jemandem wird, der er nicht ist (vgl. Anm. 89). So sagt eines seiner Mündel mit einer Verehrungsbeteuerung, bei der nicht zu ermessen ist, wie viel Heuchelei in ihr unbemerkterweise geronnen ist oder sich in ihr verbergen mag: „*Sie verwischen Ihre Spuren so gründlich, teurer Papa, dass man Ihnen nie folgen kann. Sie führen einen an der Nase im Kreis, und wenn man Sie zu haben glaubt, sind Sie schon nicht mehr da.*“

– INTERMEZZO: EIN ANDERER WUNSCH-VANDERPUTTE IN BERTOLT BRECHTS
LESEBUCH FÜR STÄDTEBEWOHNER 1927 –

Bertolt Brecht:

VERWISCH DIE SPUREN

*Trenne dich von deinen Kameraden auf dem Bahnhof
Gehe am Morgen in die Stadt mit zugeknöpfter Jacke
Suche dir Quartier, und wenn dein Kamerad anklopft:
Öffne, oh, öffne die Tür nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!*

*Wenn du deinen Eltern begegnest in der Stadt Hamburg oder sonstwo
Gehe an ihnen fremd vorbei, biege um die Ecke, erkenne sie nicht
Zieh den Hut ins Gesicht, den sie dir schenkten
Zeige, oh, zeige dein Gesicht nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!*

*Iß das Fleisch, das da ist! Spare nicht!
Gehe in jedes Haus, wenn es regnet, und setze dich auf jeden Stuhl, der da ist
Aber bleibe nicht sitzen! Und vergiß deinen Hut nicht!
Ich sage dir:
Verwisch die Spuren!*

*Was immer du sagst, sag es nicht zweimal
Findest du deinen Gedanken bei einem andern: verleugne ihn.
Wer seine Unterschrift nicht gegeben hat, wer kein Bild hinterließ
Wer nicht dabei war, wer nichts gesagt hat
Wie soll der zu fassen sein!
Verwisch die Spuren!*

*Sorge, wenn du zu sterben gedenkst
Daß kein Grabmal steht und verrät, wo du liegst
Mit einer deutlichen Schrift, die dich anzeigt
Und dem Jahr deines Todes, das dich überführt!
Noch einmal:
Verwisch die Spuren!*

(Das wurde mir gelehrt.)

4.1.2 KOMMENTIERUNG (FORTSETZUNG)

2. Der Ich-Erzähler als Schwarzhändler und die Erinnerungen an seinen Vater

Im Apotheker Roland Pinette trifft Luc auf einen Erwachsenen, der sich in seiner Rolle wichtiger fühlt als Vanderputte. Dutilion, offenbar sein Angestellter, nennt ihn Attila, womit er offenbar auf Pinettes an fantasiierter Gewalttätigkeit kaum zu übertreffenden Standpunkt anspielt. Pinette gibt seinem Ekel an den zu vielen Menschen um ihn herum Ausdruck, was Leonce bereits Luc gegenüber tat, als er ihm erklärte, dass das, was sie unter den Augen Vanderputtes für den Schwarzhandel umtüteten, Präservative seien. Bei Leonce drückt sich jedoch aus, dass er sich wie auch Luc als überflüssig ansieht und lieber nicht geboren wäre, wohingegen Pinette einen radikal individualistischen Standpunkt vertritt, der seiner Junggesellenrolle entgegenkommt, aber auch ein Ausdruck verzweifelter Einsamkeit ist, wie sie die Mündel bei Vanderputte beobachten können: *„Er besaß weder Verwandte noch Kinder; und ich glaube, dass er sich auf diese Weise rächte für seine Vereinsamung, seinen Laden, sein ganzes Leben, das so anders hätte sein können, wenn er's besser verstanden hätte...“*

Wenn sich Vanderputte aus seinem Dasein *metaphysiert* und aus abstrakter Höhe auf die Welt blickt, erscheint ihm die Menschheit als ein Nebel, den man leichthin wegwischen kann. Das ist in gewisser Weise ein ästhetisiert-zerstörerisches Traumbild, das sich beim Apotheker im Abwurf der Atombombe materialisiert, wobei Pinette sich in der Illusion wiegt, dass er nicht Opfer seiner eigenen Vernichtungsfantasien werden würde, weil er meint, die Atombombe sei nur für die anderen da. In seiner Verzweiflung und wie er sich mit ihr im Alltag einrichtet, ähnelt er jedoch Vanderputte. Denn er ergänzt ja als Kunde das Schwarzhandelsnetz der „*Stadtratten*“ und ist sehr an Luc als seinem jungen „*Freund*“ und seinen Diensten interessiert, nachdem er ihn zunächst als ein Beispiel des Niedergangs aller Moral apostrophiert hat. Das tut er mit dem größten zynischen Wohlgefallen und genüsslichem Händereiben, ehe er Luc wegen seines Geschäftsinteresses auf Augenhöhe begegnet und selbst zur „*Stadtratte*“ wird.

Für Luc macht es also keinen Unterschied, ob er Vanderputte als seinen Pflegevater und gewissermaßen als Bandenchef anerkennt oder jemanden wie Pinette mit Schmuggelgut versorgt. Beide Erwachsenen machen sich des Missbrauchs unmündiger Jugendlicher schuldig, indem sie sie tun lassen, was sie selbst zu tun in ihrer dargestellten Rolle weit von sich weisen würden, während Luc nicht durchschaut, was überhaupt um ihn herum geschieht und welche Fantasien die „*Ollen*“ umtreiben. Wie es ihm geht, fasst er so zusammen: *„Ich fühlte mich schuldig, wusste aber nicht weswegen; ich kannte die menschlichen Gesetze nicht, gegen die ich mich verging. Ich nahm die Welt, die mich umgab, hin, wie sie war: ich kannte keine andere. Ich tat einfach nach, was ich die Stadtratten tun sah, und nahm ihre Gewohnheiten an. Sicher war ich so nicht glücklich; aber ich sagte mir, dass ich wohl nicht der einzige wäre; und vielleicht war es das Grundgesetz für alle Stadtratten: dass niemand glücklich sein durfte...“* Was es mit den „*menschlichen Gesetzen*“ jenseits der Gewohnheiten von „*Stadtratten*“ auf sich hat, verbirgt sich in seiner dumpfen Ahnung, dass er gegen sie verstößt. Die „*Ollen*“ gehören alle zu einer „*üblen Sorte*“, in deren Diensten sie stehen. Als Kriegswaise gelten sie trotzdem als von der Nation betreut, in eine Familie vermittelt und damit als ordentlich versorgt. So sind sie immerhin mehr als obdachlose Straßenkinder. Dass Luc bei allem trotzdem an einer Vorstellung von Glück festhält, in der er sich nicht mehr ausgeschlossen fühlen muss, setzt einen wichtigen Akzent in sein Lebensgefühl *„wie ein*

mechanisches Spielzeug, das erwachsene Hände ein für allemal in Gang gesetzt hatten und nur gelegentlich wieder aufzuziehen brauchten“.

Was ihm fehlt und worin sich Glücksspuren andeuten, erfährt er, wenn er in seinen Erinnerungen an seinen Vater und seine Heimat versinkt. Da sucht er nicht nur nach Trost und neuem Mut, sondern auch nach einem Losungswort für ein Leben, das er dort zu finden hofft, weil er meint, er habe es möglicherweise nur vergessen. Es ist nicht nur eine Suche nach der verlorenen Zeit, aber doch meint er von seiner Heimat her Zugang für ein gelingendes Leben zu finden, in dem er seine unbefriedigende Gegenwart hinter sich lassen kann und sich Zukunft aufschließt. Als Zwischenlösung bieten sich die Erinnerungsstücke an, die er in einem Koffer mitgebracht hat. Am intensivsten findet er seinen Vater in dem Handexemplar der „Gedanken“ von Pascal wieder. Denn seine Stimme und seine Gesichtszüge verlieren, je mehr er nach deutlicher Vergegenwärtigung sucht, mehr und mehr ihre Konturen. Aber was sein Vater zu Pascal anmerkte, bleibt ihm unverständlich, und er kann in ihm noch keine Handreichung für seine Lebensführung erkennen. Ein Satz seines Vaters, der ihm auf einmal einfällt, treibt ihn in die völlige Desillusion: *„Später, als wir um die gerettete Suppe saßen und als Roxane ihr schmutziges dampfendes Fell vorm Feuer trocknete, fragte ich dann meinen Vater: »Was wird aus mir, wenn sie dich töten?« Und mein Vater antwortete ruhig: »Dir bleiben all die andern Menschen.«“*

Sein Vater, erfüllt vom Gedanken an Brüderlichkeit und der Erkenntnis, nicht in Unfreiheit unter deutscher Besatzung leben zu können, hatte im Kampf für eine befreite Welt sein Leben gelassen. Luc weiß inzwischen so viel, dass diese befreite Welt nicht die ist, in der er mit seinen Waisengeschwistern bei Vanderputte lebt, und dass Vanderputte und die anderen „Ollen“ in der Welt der „Stadtratten“ keine Brüderlichkeit mit menschlichem Antlitz verkörpern. So bleibt Luc einstweilen an die feindliche Welt gefesselt, in der er sein Auskommen für sich allein suchen muss, ohne dass er Brüderlichkeit als seine „Gabe“ an andere los werden kann.¹⁰⁴

Luc und die ihn umgebende Welt leben ein Leben, das nicht lebt und, wie der Buchtitel mitteilt, nur als eine große Kleiderkammer überdauert, in der die Menschen sich als Rollenträger mit den von ihnen bevorzugten Utensilien ausstaffieren. Rollen werden weiter gespielt, aber von Hüllen, die eine vereinsamte Seele verbergen. Die kolonialisierte Lebenswelt ist wegen der Kriegsereignisse auf eine Schwundstufe zurückgesunken. Was übrig bleibt, ist trotz der Kriegsverluste der Eindruck von einer übervölkerten Welt, zu deren Eindämmung gewissermaßen an die Atombombe geglaubt wird. Sogar die parzellierte Verantwortung als wichtiges Charakteristikum der kolonialisierten Lebenswelt ist noch nicht organisiert. Einstweilen herrschen die Schwarzmarktvorgaben.

3. Kleider ohne Leute

Josette, die junge Frau als Lucs Waisenschwester, der er wie niemandem sonst zugetan ist, ist mit Tuberkulose im Endstadium im Krankenhaus. Vanderputte verbirgt sich jetzt vor ihr, flüchtet sogar aufs Land, weil er fürchtet, dass Josettes Hospitalisierung ihn in eine unangenehme Lage bringen könnte und etwas von seinen Machenschaften ruchbar wird. Luc verbringt mit Leonce, Josettes Bruder, die letzten Tage vor ihrem Tod wartend im Hospital. Sie werden nicht mehr zu Josette ans Krankenbett gelassen. Sie spüren, dass etwas geschieht, das sie wie nichts sonst in Mitleidenschaft

¹⁰⁴ Es sei an eine Notiz seines Vaters erinnert: *„Eh dass jemand zum Verräter wird, muss er viel Liebe verschwendet haben, und viele vergeblich ausgestreckte Hände gehen dem Verrat voraus.“*

zieht. Luc teilt seine Einsamkeit und seinen Schmerz mit Leonce. Dabei tritt er ans Fenster und schaut auf eine belebte Straße. Der Satz seines Vaters, dass ihm die anderen Menschen bleiben, wenn er sterben sollte, gibt den Hintergrund für das ab, was er auf der Straße sich abspielen sieht. *„Es half mir nichts, dass ich meine heiße Stirn an die Fensterscheibe drückte und nach denen suchte, für die mein Vater gestorben war – ich sah nichts als den lächelnden Mummenschanz der tausend und aber tausend Gesichter, die das menschliche Antlitz verhöhnnten, indem sie es nachzuahmen suchten.“*

Für den inzwischen 16-jährigen Luc wird der Blick aus der Höhe des Krankenhausfensters zu einer Erfahrung dessen, was seine ganze Zeitgenossenschaft ausmacht. Er verklärt dies aber nicht wie Vanderputte zu einer *metaphysischen* Abgehobenheit gegenüber allem Irdischen, sondern es blüht gewissermaßen Zorn in ihm auf, mit dem er nicht nur Josettes Leben, sondern auch sein eigenes einklagt. Denn der Blick auf diesen Maskenzug zeigt ihm mit der sterbenden Josette hinter der nächsten Tür, worum es zu gehen hätte, nämlich um *„dieses Leben und nur dieses Leben, das uns mit leeren Händen entgegentritt, das uns aber auch beschenkt und verwandelt wieder verlassen kann, unserem hiesigen Abenteuer seine ganze und einzige Größe gibt“*. Da taucht auf einmal wieder etwas auf, was Leonce auf einem Foto mit sich trägt: der schneebedeckte Kilimandscharo, der die Wolken durchbricht; Afrika mit seinen Elefantenherden...¹⁰⁵ Andererseits hat Luc seinen Hund Roxane schon einem GI, der in die Staaten zurückkehren will, mitgegeben, weil der Hund zum Unterpfand seiner eigenen Ausreise in die USA werden könnte.

Als er dann, nachdem die Ärzte Josette aufgegeben haben, an ihr Sterbebett tritt, die die Augen noch geöffnet hat, ergreift er ihre Hand und weiß nur noch, *„dass ich stundenlang so stehen blieb“*. *„Jemand sprach mit mir, jemand zog mich im Arm mit sich fort, und ich höre noch meine eigene Stimme, die mit grenzenloser Rachsucht in den nassen Schal schluchzte: 'Yep. Yep. Yep.'“*

Die Wohnung Vanderputtes als Kleiderkammer und Museum und der öffentliche Raum mit den in ihren Kleidern verborgenen und fast unsichtbar gewordenen Menschen bleiben echolos, so dass der Wunsch nach Rache in den nassen Schal geschluchzt stecken bleibt. Denn es gibt offenbar niemanden, der für irgendetwas verantwortlich zu machen wäre, weil die Stellen zur Neuordnung und zur Rekolonialisierung der Lebenswelt erst wieder geschaffen und besetzt werden müssen.

4. Lucs zwielichtige Rückkehr zu den Menschen

Die Flucht Vanderputtes vor den französischen Behörden gestaltet sich schwierig. Luc ist jedoch bereit, alles für seinen Pflegevater zu tun, und hilft ihm von Beginn an. Sie reisen mit dem Zug in Richtung Spanien. Vanderputte bekommt heftige Zahnschmerzen und glaubt sich im Zug von einem Mitreisenden erkannt und setzt seine Flucht zu Fuß mit Luc fort. Von einem Bahnwärterhaus aus möchte Luc unter Androhung von Gewalt – aus seiner *Stadtrattentätigkeit* verfügt er noch über eine Pistole – einen Zahnarzt ausfindig machen. Er findet einen Arzt mit Namen Lejbovitsch, der sich als ein aus der Deportation in Deutschland zurückgekehrter und in Paris als denunzierter jüdischer Franzose zu erkennen gibt, nachdem er von Luc über den flüchtenden Vanderputte informiert worden ist. Nur der Menschlichkeit halber, aber mit der Versicherung, dass er nicht zum Verzeihen bereit sei, erklärt sich der Zahnarzt bereit, Luc zu Vanderputte zu begleiten. Der hat sich neben dem

105 Das wird das Thema in Garys Goncourt-gekrönten Roman „Die Wurzeln des Himmels“ sein.

Bahnwärterhäuschen in den Rosen versteckt.

Die deutsche Übersetzung von Richard Moering bei Fischer überspielt zwei wichtige Passagen, die in den letzten Sätzen des hier wiedergegebenen Romanendes ihre Fortsetzung finden. Und zwar hat der Ich-Erzähler an einer Stelle, als er seiner Stellung in der Welt wie auf einer Insel oder auf einem Floß inne wird und sich nach lebensvollen Abenteuern mit anderen Menschen sehnt, den Eindruck, dass es seinem Vater nicht anders gegangen sein könne, als er sich der *Résistance* anschloss: „*J'eus soudain l'impression que mon père, lui aussi, avait vécu isolé des hommes et que c'est en essayant de les rejoindre qu'il avait perdu sa vie*“¹⁰⁶ (Ich hatte plötzlich den Eindruck, dass auch mein Vater isoliert von den Menschen lebte und dass er beim Versuch, sich ihnen wieder anzuschließen, sein Leben verlor.) Wenige Seiten später beschreibt der Erzähler, wie er wegen Vanderputtes von der Polizei vernommen wird. Der wird nämlich inzwischen wegen seiner Verräterrolle unter der Besatzung gesucht. Aus der Polizei vorliegenden Notizen geht hervor, warum Vanderputte sich zunächst im Dezember 1941 der *Résistance* anschloss, bevor er im Januar 1943 von der Gestapo verhaftet wird: „*J'ai toujours vécu seul dans mon coin, mais je crois, cher ami, que cette fois, le moment est venu de... comment dirais-je? de rejoindre les hommes*“¹⁰⁷ (Ich habe immer allein in meinem Winkel gelebt, aber ich glaube, lieber Freund, dass genau jetzt der Augenblick gekommen ist ... wie soll ich sagen? ... mich den Menschen wieder anschließen). Als Luc Vanderputte am Ende in Selbstjustiz hinrichtet, heißt es in der Vorbereitung: „*Il ne restait plus qu'à me soumettre et retourner enfin au sein d'une lâche complicité, d'une grande culpabilité accueillante.*“ / „Es blieb mir nur noch übrig, nachzugeben und zurückzukehren in den Schoß einer feigen Zustimmung, einer großen Mitschuld, die alle herzlich willkommen hieß.“; und zuletzt: „*Je pouvais maintenant retourner parmi les hommes.*“ / „Jetzt konnte ich zurückkehren zu den Menschen“.

„*Rejoindre*“ wie „*retourner*“ können im Sinne des Wiedererlangens als Synonyme für eine wie immer geartete Rückkehr oder einen Anschluss benutzt werden, wären aber im Text von Gary nicht einfach gegeneinander auszutauschen, denn bei „*retourner*“ bekommt das Zurückkehren Nuancen eines Zurückfallens, eines Regredierens, was bei „*rejoindre*“ nicht der Fall ist. Da Gary „*rejoindre*“ und „*retourner*“ aufeinander folgen lässt, werden in diesem Verständnis die „*Menschen*“ dann zu Synonymen für „den Schoß einer feigen Zustimmung, einer großen Mitschuld“.

Ein deprimierendes Ende für Lucs Suchbewegungen nach einem Leben, in dem Glück eine Rolle spielen sollte. Das ist jedoch nicht Garys letztes Wort, wie seine wiederholten Anläufe zum Schildern des Lebensweges von Jugendlichen in schwierigen Zeiten zeigen.

Gary war Pilot bei der von de Gaulle vom Ausland aus angeführten *France libre* und flog Kriegseinsätze. In „*Chien blanc*“ sagt er als Ich-Erzähler, dass er selbst getötet habe.¹⁰⁸ Das ist auch Los seiner jugendlichen Protagonisten in „*Europäische Erziehung*“ und in diesem Roman, als Luc seinen Pflegevater erschießt.

Sich den Menschen anschließen und seine Einsamkeit hinter sich lassen kann also durchaus heißen, dass sich aus der angestrebten Brüderlichkeit die Situation ergibt, dass die mit den Brüdern im „Wir“ geteilte Überzeugung einen Gegner bei den Anderen identifiziert, der die eigene Überzeugung nicht teilt oder sie verraten hat.¹⁰⁹ Das ist das Einfallstor für Gewalt, die zum Töten des

106 Romain Gary, *Le grand vestiaire*, Gallimard (Folio), Paris 1985, S. 241.

107 Romain Gary, wie Anm. 105, S. 251.

108 Romain Gary, *Chien blanc*, Gallimard (Folio), Paris 2014, S. 94 f.

109 Angesichts solcher Zusammenhänge beschreibt Gary in „*Chien blanc*“, wie ihn immer wieder die Versuchung

Anderen führen kann.

Den Pflegevater erschießen geht in Richtung Vaternord als einem der ruchlosesten Verbrechen in traditioneller Betrachtung. Hier tritt es als Exekution inszeniert in Erscheinung: Luc als Richter und Vanderputte als standrechtlich Verurteilter.

Luc muss sich durch den Vorwurf des Zahnarztes, dass er es nur mit Antisemiten zu tun habe, mit angesprochen fühlen, Teilhaber an einem Verbrechen zu sein, an dem sich nicht nur Deutsche beteiligten, sondern viele Europäer mitwirkten, eben auch Franzosen, auch solche, die sich der *Résistance* zugehörig fühlten und die so sprechen können, wie sich Vanderputte in der Gegenwart des ihm unbekanntem Zahnarztes rechtfertigend äußert, nämlich keine Franzosen, sondern „*nur Juden*“ verraten zu haben.

Luc fühlt sich wie einer, der alles verraten hat, woran sein Vater glaubte. Im Unterschied zu Vanderputte, der sich gegen die ihm zuteil werdende Beschimpfung wehrt und sich zu Unrecht verunglimpft und erniedrigt fühlt, glaubt Luc zutiefst zu wissen, dass alles, was er nicht erst nach dem Auftauchen des Zahnarztes tut, sondern in seinem Leben als „*Stadtrate*“ hinter sich brachte, ihn zu Recht in die tiefste Erniedrigung stößt. Die Exekution Vanderputtes ist dann der endgültige Schritt in die Erniedrigung, und zwar in den Schoß einer Menschheit, die nichts lernt, auch nicht in der Gestalt der Richter – hier der am Schluss 18-jährige Luc –, die Todesurteile verhängen. Der Triumph Vanderputtes besteht dann noch darin, dass er Luc dazu bringt, ihm einen Genickschuss zu geben, so dass sie bis zum Ende einander nicht von Angesicht zu Angesicht begegnen und seine Gestard-Feluche-Hülle das Wichtigste an ihm bleibt. Luc macht er mit einem heftigen Ausruf zu einem Stellvertreter der „*Saubande*“. Da bleibt ein Verräter dem anderen nichts schuldig.¹¹⁰

Luc hat jetzt das Leben noch vor sich, was immer seine Tat für Folgen haben und er für Richter finden wird.¹¹¹ Das verfolgt Gary jedoch nicht mehr weiter, außer dass er in der Abschlusszene eine weitere Retrospektive des Romans einbaut – siehe weiter vorn S. 60 f. –, als er den Ich-Erzähler sagen lässt: „*Erst heute finde ich begreiflicherweise diese Erklärung für mein Tun, und diese Worte für meine namenlose, tiefe Verbitterung. Damals war mir nichts bewusst als die süßliche Luft voll summender Insekten, die mich umgab; außerdem erinnere ich mich, dass jener Satz Vanderputtes, als wir im Auto zur Bahn fahren, mir plötzlich wieder einfiel: >Die Menschen vergeben einander nicht!<*“ Eine tiefere Einsicht in das Geschehen, als er sie Luc in den Mund legt, kann wohl kaum gefunden werden.

Gary gibt mit dem Ende des Romans zu verstehen, dass das, was in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Gerechtigkeit in Erscheinung tritt, die Europäer weiterhin als erniedrigte zeigt, und zwar erniedrigt durch sich selbst, und zwar dem Talionsprinzip¹¹² ausgeliefert, das Jesus in der Bergpredigt in der Nächstenliebe als überholt ausgeben wollte.

überfällt, sich absolut zurückzuziehen. Denn eigentlich fühle er sich grundsätzlich als „*minoritaire-né*“, als „*geborener Minderheitler*“.

110 Trotzdem gilt gerade auch für Vanderputtes und Luc Martins Verrat, was Lucs Vater an den Rand seiner Pascal-Ausgabe notiert hat: „*Eh dass jemand zum Verräter wird, muss er viel Liebe verschwendet haben, und viele vergeblich ausgestreckte Hände gehen dem Verrat voraus.*“

111 Siehe den Textauszug „**3. Kleider ohne Leute**“, S. 60, mit seinem euphorischen Vertrauen in das Leben in den Zeilen 22-25.

112 Siehe <http://www.glauben-und-bekennen.de/besinnung/begriffe-1/lex-talionis.htm>.

Am Ende von „Éducation européenne“ heißt es, dass die Ameisen weiterkrabbeln und sich nichts daraus machen, was europäische Erziehung heißen könnte. Aber Janek hat mit Zosia aus ihrer gemeinsamen Partisanenzeit einen 3-jährigen Sohn. Entscheidend bleibt nämlich für Gary, dass sinnvolle Rollen noch nicht erschöpft sind, solange sie mehr sind als Maskerade oder introvertierte Nabelschau. Aber in „Kleider ohne Leute“ tritt etwas Sinnvolles erst in der Retrospektive in Erscheinung aus einem Bewusstsein, das offensichtlich über das Talionsprinzip hinausgekommen ist und auch nicht mehr an dem festhält, dass es eine Schuld gebe, für die eine Vergebung unmöglich sei. Damit kann, wenn ich Gary richtig verstehe, nur der Verstoß gegen die als absolutes Gebot verstandene Menschlichkeit gemeint gewesen sein, an das sich Luc zu diesem Zeitpunkt in Erinnerung an seinen Vater in dieser Abstraktion noch gebunden fühlt. Für Luc ergibt sich in dieser Situation jedoch, dass er umso haltloser in den Strudel *feiger Zustimmung und großer Mitschuld* gerät. Gary lässt also den älter gewordenen Luc aus der Sicht reiferen Alters und erfahrungssatter einen erlösenden Blick auf den Luc des Romanendes werfen. Wenn heute auch der Grundsatz gilt, dass Verbrechen gegen die Menschlichkeit nicht verjähren,¹¹³ so bedarf es doch genügend großer, ja beispielloser Macht, um dem Geltung zu verschaffen. Dem konnte ein jugendlicher Luc nicht gewachsen sein. Der älter gewordene Luc erbarmt sich seiner, weil er in der Retrospektive offenbar an das menschlichere Maß der Vergebung und Versöhnung glaubt, und so hält er sich in der Wandlung die Treue.

Mit diesem Bewusstsein bleibt er bis in seinen letzten Roman von 1980 dem Gedanken verpflichtet, dass die europäische Kultur ein Versprechen transportiert, das mehr beinhaltet, als die Geschichte bisher zur Erscheinung gebracht hat, wiewohl er bis 1980 am Menetekel als Begleiterscheinung festhält: „*Il y aura de grands massacres. / C'est ta mère qui te le dit.*“¹¹⁴

4.2 J. D. SALINGER, „DER FÄNGER IM ROGGEN“ (1951 / DT. 2003): SUCHE NACH ANSCHLUSS

Auf die Idee zu kommen, Romain Gary und J. D. Salinger miteinander zu vergleichen, liegt neuerdings offenbar nahe.¹¹⁵ Ich werde mich allerdings nicht auf linguistische Analysen in komparativer Absicht einlassen, um irgendwelchen akademischen Forschungsvorgaben zu genügen, sondern den bisher begangenen Weg meiner Untersuchung weiterverfolgen.

Salinger war fünf Jahre jünger als Gary, ist zwar in den USA geboren, reicht aber mit seinen väterlichen Wurzeln ebenfalls nach Litauen zurück und hielt sich schon vor dem Krieg längere Zeit in Europa auf. Auf Seiten der Amerikaner nahm er dann an der Befreiung Frankreichs 1944 teil und soll seinen Roman „Der Fänger im Roggen“ in Deutschland zu schreiben begonnen haben. Garys und Salingers Roman haben also von der Erfahrung ihrer Verfasser her einen ähnlichen zeitgeschichtlichen Hintergrund, wobei Salinger den Schauplatz seines Romangeschehens an die Ostküste der USA und zum großen Teil nach New York legt. Die Protagonisten sind ebenfalls fast gleichaltrig, Luc etwa 1931 geboren, Holden Caulfield 1933. Während Gary jedoch Luc über vier

113 Vgl. <http://www.un.org/depts/german/internatrecht/roemstat1.html>.

114 Romain Gary, *Gedächtnis mit Flügeln*, Aufbau-Verlag, Berlin-Weimar 1989, S. 359: „*Es wird große Massaker geben. / Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.*“

115 Hier wird Salingers „Fänger im Roggen“ mit Romain Garys / Émile Ajars „Du hast das Leben noch vor dir“ verglichen: <http://dumas.ccsd.cnrs.fr/dumas-00702582/document>.

Jahre verfolgt und die Handlung etwa bis 1949 reicht, wird Holden Caulfield an drei Tagen von Samstag bis Montag nach dem vierten Verweis von einer Schule kurz vor Beginn der Weihnachtsferien gegen die Jahreswende 1949/50 hin vorgestellt.

Der Inhalt des weltweit bekannten Romans braucht hier nicht wiedergegeben zu werden. Im Internet finden sich zahlreiche Darstellungen.¹¹⁶ Dieter Wunderlich schreibt in seiner Besprechung: „Wir erleben die verzweifelte Suche eines Heranwachsenden nach jemand, der ihm zuhört, seinen Abscheu vor der Welt der Erwachsenen, die er für falsch und verlogen hält, seine erwachende Sinnlichkeit und zugleich seine Angst vor der Sexualität und dem Erwachsenwerden.“ Das könnte, grob gesehen, auch eine kurze Zusammenfassung der Lebensverhältnisse von Luc Martin sein, der allerdings nicht mit einer angstvollen Einstellung dem Sexuellen gegenüber ausgestattet ist und auch das Erwachsenwerden nicht fürchtet, wiewohl er von den „Ollen“, wie beschrieben, nichts hält. Da Luc nicht über den Schonraum verfügt, wie er Holden durch sein wohlhabendes Elternhaus gewährt wird, hat er sowieso einen viel direkteren Zugang zur Welt der Erwachsenen, ja ist durch seine Tätigkeit ein Teil von ihr, zumal er mit Schulbildung nichts mehr zu tun hat. Trotzdem hat er in anderer Weise nichts mit dieser Erwachsenenwelt zu tun, obwohl er seine Jugend in einem Erwachsenenhabitus mit Gangstermanieren und Mauserpistole übertüncht.¹¹⁷ Denn im Unterschied zu dem, was er bei den „Ollen“ beobachtet, verspricht er sich Chancen auf ein sinnerfülltes Leben, wie er es durch den väterlichen Pascal-Talisman gewährleistet sieht, und zwar mit einem Sinn, den er selbst findet, obwohl er am Schluss des Romans durch Vanderputte zunächst auf eine Probe gestellt wird, in der er gänzlich versagt.

Holden schreibt seine Aufzeichnungen während eines Aufenthalts in einem Sanatorium nahe Hollywood, wo er in psychologischer Behandlung ist, nachdem er unmittelbar nach seiner Heimkehr krank geworden ist. Seinem Bruder D. B., der ihn jedes Wochenende besucht, hat er schon über seinen vorzeitigen Weggang vom Internat und seinen Aufenthalt in New York erzählt. Dass er jetzt noch einmal alles aufschreibt, scheint ein Auftrag seines Psychoanalytikers zu sein, denn er soll sich darauf vorbereiten, im nächsten Herbst die Schule weiter zu besuchen. Das heißt, er soll überhaupt erst wieder schulfähig gemacht werden, weiß aber noch nicht, ob daraus etwas werden kann.

Schule hat also für das familiäre Umfeld Holdens äußerste Priorität: ohne entsprechenden Schulabschluss kein Heil! Das ist jedoch immer noch etwas, was er für sich noch nicht nachvollziehen kann. Denn am ehesten schwebt ihm zu Weihnachten vor, einfach in den Westen abzuhausen und zu sehen, was aus ihm werde, vielleicht ein Taubstummer in einer Hütte, der, ohne jemandem zuhören oder mit ihm sprechen zu müssen, mit einem Job das Lebensnotwendige verdient.

Holden lässt die an ihn herangetragenen Rollenerwartungen einstweilen unerfüllt. Bild dafür ist, dass er seine Jagdmütze, am Samstag Morgen außerhalb der Schule erstanden, verkehrt herum aufsetzt. Als er am Montag seinen Lieblingslehrer an einer früheren Schule aufsucht, gibt ihm aber auch dieser zu verstehen, dass er seine Schulbildung zum Abschluss bringen und mit einer akademische Ausbildung fortsetzen solle. Das geht an Holden vorbei und erreicht ihn nicht, wie ihn aus der Erwachsenenwelt sowieso nichts mehr erreicht und er am entschiedensten auf Flucht setzt, bis seine 10-jährige Schwester Phoebe ihn zur Rückkehr ins Elternhaus bewegt. Ihr kann er nicht

116 Zum Beispiel hier: https://de.wikipedia.org/wiki/Der_F%C3%A4nger_im_Roggen oder hier: http://www.dieterwunderlich.de/Salinger_roggen.htm.

117 Ausführlich beschrieben in Teil I, Kap. XI.

widerstehen.

Im Zusammenhang dieser Untersuchung stellt sich die Frage, ob die beiden Autoren ihre Protagonisten trotz der anderen Familiensituationen, der unterschiedlichen Schauplätze und der in den USA als entscheidendem Kriegsteilnehmer materiell kaum sichtbaren Kriegsspuren möglicherweise auf einer ähnlichen Sinnsuche begleiten. Für Holden Caulfield ist dieser vergangene Krieg in Gestalt seines älteren Bruders D. B. gegenwärtig, der wie Salinger selbst von der Normandie aus an der Befreiung Frankreichs mitwirkte und jetzt als Schriftsteller arbeitet. Deshalb wird hier ein Ausschnitt aus Kapitel 18 in der neuen Übersetzung von 2003 vorgelegt, in dem über den Zweiten Weltkrieg gesprochen wird. Es ist Sonntag, und Holden hat sich verabredet.

„Bis zehn Uhr musste ich noch eine ganze Menge Zeit totschiagen, was machte ich also, ich ging ins Kino in der Radio City. Das war wahrscheinlich das Schlimmste, was ich tun konnte, aber das Kino war nah, und was anderes war mir nicht eingefallen. Als ich reinkam, lief gerade die verfluchte Bühnenshow. Die Rockettes schlenkerten sich den Kopf weg, wie sie es eben tun, wenn sie alle in einer Reihe stehen und einander die Arme um die Taille gelegt haben. Das Publikum klatschte wie blöd, und ein Typ hinter mir sagte ständig zu seiner Frau: »Weißt du, was das ist? Das ist Präzision.« Das machte mich fertig. Dann, nach den Rockettes, kam ein Typ im Smoking und auf Rollschuhen, der fuhr unter einem Haufen kleiner Tische hindurch und erzählte dabei Witze. Er war ein sehr guter Rollschuhläufer und so, aber es machte mir keinen Spaß, weil ich mir immerzu vorstellte, wie er übte, ein Typ zu sein, der auf der Bühne Rollschuh läuft. Das kam mir so dumm vor. Wahrscheinlich war ich bloß nicht in der rechten Stimmung. Danach kam der Weihnachtskrepel, den sie jedes Jahr in der Radio City haben. Da kommen überall Engel aus den Kartons und von überall her, Typen tragen Kruzifixe und solchen Kram rum, und der ganze Laden – Tausende sind das – singt wie blöd »Herbei, o ihr Gläubigen!« Na, Wahnsinn. Das soll ungeheuer fromm sein, ich weiß, und sehr hübsch und so, aber Herrgott, ich kann nichts Frommes oder Hübsches darin sehen, wenn ein Haufen Schauspieler Kruzifixe über die Bühne schleppt. Als alle dann fertig waren und wieder in ihre Kartons stiegen, sah man gleich, dass sie es kaum erwarten konnten, eine zu rauchen oder was weiß ich. Im Jahr davor hatte ich das alles mit der guten Sally Hayes gesehen, und sie hatte ständig gesagt, wie schön es ist, die Kostüme und so. Ich sagte, der gute Jesus hätte wahrscheinlich gekotzt, wenn Er das gesehen hätte – die ganzen komischen Kostüme und so. Sally sagte, dass ich ein gotteslästerlicher Atheist bin. Das bin ich wahrscheinlich auch. Wirklich gefallen hätte Jesus der Typ, der im Orchester die Kesselpauken spielt. Den Typ hatte ich seit meinem achten Lebensjahr beobachtet. Mein Bruder Allie¹¹⁸ und ich, wenn wir mit unseren Eltern und so da waren, rutschten wir immer mit unseren Stühlen ganz weit nach vorn, damit wir ihn besser sehen konnten. Er ist der beste Schlagzeuger, den ich je gesehen habe. Während des ganzen Stücks kriegt er nur ein paar Mal Gelegenheit, die Pauken zu schlagen, aber wenn er es nicht tut, wirkt er nie gelangweilt. Und wenn er sie dann schlägt, macht er es so nett und süß, und er hat dabei so einen nervösen Ausdruck im Gesicht. Einmal, als wir mit meinem Vater in Washington waren, schickte Allie ihm eine Postkarte, aber die hat er bestimmt nie gekriegt. Wir wussten nicht so recht, welche Adresse wir draufschreiben sollten.

Nachdem der Weihnachtskrepel zu Ende war, fing der verfluchte Film an. Er war so miserabel, dass ich nicht die Augen davon loskriegte. Er handelte von einem englischen Typ, Alec noch was, der im Krieg war und im Lazarett das Gedächtnis verliert und so. Er kommt aus dem Lazarett mit einem Stock und humpelt durch die Gegend, durch ganz London, und weiß nicht, wer zum Henker er nun ist. Er ist eigentlich ein

118 Holdens jüngerer, 1946 an Leukämie verstorbener Bruder.

Herzog, aber das weiß er nicht. Dann begegnet er einem netten, anständigen, ehrlichen Mädchen, das gerade in einen Bus steigt. Ihr verfluchter Hut weht ihr davon, und er fängt ihn auf, dann gehen sie nach oben und setzen sich hin und unterhalten sich über Charles Dickens. Das ist der Lieblingsautor von beiden und so. Er hat Oliver Twist dabei und sie auch. Ich hätte kotzen können. Jedenfalls verlieben sie sich auf der Stelle, weil sie eben beide so verrückt auf Charles Dickens sind und so, und er hilft ihr in ihrem Verlag. Das Mädchen ist nämlich Verlegerin. Bloß läuft der Laden nicht besonders, weil ihr Bruder säuft und ihre ganze Kohle ausgibt. Er ist ein sehr verbitterter Typ, der Bruder, weil er im Krieg Arzt war, und jetzt kann er nicht mehr operieren, weil er mit den Nerven runter ist, also schluckt er die ganze Zeit, aber er ist ziemlich witzig und so. Jedenfalls schreibt der gute Alec ein Buch, und das Mädchen veröffentlicht es, und beide machen sie einen hübschen Haufen Kohle damit. Sie sind kurz vor der Hochzeit, als ein anderes Mädchen auftaucht, die gute Marcia. Marcia war Alecs Braut, bevor er das Gedächtnis verlor, und sie erkennt ihn, als er in einem Geschäft Bücher signiert. Sie sagt dem guten Alec, er ist in Wirklichkeit ein Herzog und so, aber er glaubt ihr nicht und will auch nicht mit ihr seine Mutter besuchen gehen und so. Seine Mutter ist blind wie eine Fledermaus. Aber das andere Mädchen, die anständige, sagt, er soll gehen. Sie ist sehr edel und so. Also geht er mit. Aber noch immer kommt sein Gedächtnis nicht wieder, selbst als seine große Dogge an ihm hochspringt und seine Mutter ihm mit den Fingern im ganzen Gesicht rumstochert und ihm seinen Teddybären bringt, den er als Kind besabbert hat. Aber dann, eines Tages, spielen Kinder auf dem Rasen Cricket, und er kriegt einen Cricketball an den Kopf. Und da hat er auf der Stelle sein verdammtes Gedächtnis wieder, und er geht rein und küsst seine Mutter auf die Stirn und so. Dann ist er wieder ein ganz normaler Herzog und vergisst die anständige Puppe mit ihrem Verlag. Ich würde euch auch noch den Rest der Geschichte erzählen, aber dann würde ich wahrscheinlich kotzen. Nicht, dass ich euch was verderben würde oder so. Da gibt's nichts zu verderben, Herrgott. Jedenfalls heiraten am Ende der Herzog und die anständige Puppe, und der Bruder, der Säufer, kriegt seine Nerven wieder in den Griff und operiert Alecs Mutter, dass sie wieder sehen kann, und dann verknallen sich der besoffene Bruder und die gute Marcia ineinander. Am Ende sitzen alle an einem langen Esstisch und lachen sich schlapp, weil die dänische Dogge mit einem Haufen Welpen reinkommt. Alle hatten wohl gedacht, sie war irgendwie ein verfluchter Rüde. Ich kann bloß sagen, seht euch den Film nicht an, wenn ihr euch nicht vollkotzen wollt.

Was mich dann aber erledigte, neben mir saß eine Dame, die den ganzen verfluchten Film durch heulte. Je verlogener er wurde, desto mehr heulte sie. Ihr hättet wahrscheinlich geglaubt, sie heult, weil sie ungeheuer gutherzig ist, aber ich saß direkt neben ihr, und das war sie nicht. Sie hatte einen kleinen Jungen dabei, der sich ungeheuer langweilte und auf die Toilette musste, aber sie ging nicht mit ihm raus. Ständig sagte sie zu ihm, er soll stillsitzen und sich benehmen. Sie war ungefähr so gutherzig wie ein verfluchter Wolf. Da heulen sie sich wegen so einem verlogenen Kram in einem Film die verfluchten Augen aus, und in neun von zehn Fällen sind sie im Grunde gemeine Ärsche. Ganz im Ernst.

Als der Film zu Ende war, machte ich mich auf den Weg zur Wicker Bar, wo ich mich mit dem guten Carl Luce¹¹⁹ treffen sollte, und unterwegs dachte ich irgendwie über den Krieg und so nach. Bei Kriegsfilmen muss ich das immer. Ich glaube, ich könnte es nicht aushalten, wenn ich in den Krieg müsste. Wirklich nicht. Es wäre nicht so schlimm, wenn sie einen einfach rausgreifen und erschießen würden oder was weiß ich, aber man muss ja so verflucht lange in der Armee bleiben. Das ist doch das Dumme. Mein Bruder D. B. war vier verfluchte Jahre in der Armee. Er war auch im Krieg – bei der Landung in der Normandie und so –, aber ich glaube, mehr als den Krieg hat er die Armee gehasst. Zu der Zeit war ich praktisch ein Kind, aber ich weiß

119 Ein älterer Schulfreund, den Holden wegen seiner Intellektualität schätzt und der inzwischen Student ist, von dem er aber eigentlich nicht viel hält.

*noch, als er auf Heimaturlaub nach Hause kam und so, lag er praktisch die ganze Zeit auf dem Bett. Er ließ sich kaum mal im Wohnzimmer blicken. Später, als er nach Übersee ging und im Krieg war und so, wurde er nicht verwundet oder so was und musste auch keinen erschießen. Er musste bloß immer den ganzen Tag so einen Cowboygeneral in dessen Jeep rumfahren. Einmal sagte er zu Allie und mir, wenn er einen hätte erschießen müssen, hätte er gar nicht gewusst, in welche Richtung er schießen sollte. Er sagte, bei der Armee gibt es praktisch genauso viele Ärsche wie bei den Nazis. Ich weiß noch, dass Allie ihn mal fragte, ob es denn nicht auch irgendwie gut ist, dass er im Krieg war, weil er doch Schriftsteller ist, und da hätte er doch eine Menge Stoff zum Schreiben und so. Er sagte zu Allie, er soll seinen Baseballhandschuh holen, und dann fragte er ihn, wer der beste Kriegsdichter ist, Rupert Brooke¹²⁰ oder Emily Dickinson¹²¹. Allie sagte, Emily Dickinson. Ich weiß darüber nicht besonders viel, weil ich nicht viel Lyrik lese, aber eins weiß ich, ich würde wahnsinnig, wenn ich in der Armee wäre und mit einem Haufen Typen wie Ackley und Stradlater¹²² und dem guten Maurice¹²³ die ganze Zeit marschieren müsste und so. Ich war mal bei den Pfadfindern, ungefähr eine Woche lang, und ich ertrug es nicht mal, auf den Nacken des Typs vor mir zu sehen. Ständig sagen sie einem, man soll auf den Nacken des Typs vor einem sehen. Ich schwör's euch, sollte jemals wieder Krieg sein, dann greifen sie mich am besten gleich raus und stellen mich vor ein Erschießungskommando. Dagegen hätte ich nichts. Aber was ich bei D. B. nicht kapiere, er hat den Krieg dermaßen gehasst, und trotzdem hat er mir letzten Sommer das Buch *In einem anderen Land*¹²⁴ zu lesen gegeben. Er fand das irrsinnig. Und genau das verstehe ich nicht. In dem Buch ist ein Typ namens Leutnant Henry, der ein netter Typ und so sein soll. Ich begreife nicht, wie D. B. die Armee und den Krieg dermaßen hassen und trotzdem einen verlogenen Typ wie den mögen konnte. Also, ich verstehe beispielsweise nicht, wie er so ein verlogenes Buch mögen konnte und trotzdem auch noch das von Ring Lardner¹²⁵ oder das andere, auf das er so scharf ist, *Der große Gatsby*¹²⁶. D. B. wurde sauer, als ich das sagte, und sagte, dass ich zu jung bin und so, um es würdigen zu können, aber das finde ich nicht. Ich sagte ihm, dass ich Ring Lardner und *Der große Gatsby* und so mag. Das stimmt auch. Ich war scharf auf *Der große Gatsby*. Der gute Gatsby. Altes Haus. Das machte mich fertig. Jedenfalls bin ich irgendwie froh, dass sie die Atombombe erfunden haben. Wenn je wieder Krieg ist, dann setz ich mich ganz oben drauf. Dazu melde ich mich freiwillig, das schwöre ich bei Gott.“*

Im Textauszug setzt sich das fort, was Holden von Samstag an beschreibt und was wiedergibt, wie er sich aus der ihn umgebenden Welt und den sie bevölkernden Menschen ausgeschlossen fühlt. Dabei beobachtet er immer wieder sehr sorgfältig, urteilt im Anschluss aber auch schnell und meistens hart. Kommt er einem Menschen nahe, nimmt er sehr schnell wahr, was dieser für seine Wahrnehmung für Unvollkommenheiten in seinem Erscheinungsbild hat oder ausdrückt.

Gleich zu Anfang kommt er auf die Tochter des Direktors der Schule zu sprechen: „*Sie hatte eine große Nase, und ihre Fingernägel waren runtergekaut und sahen ganz blutig aus, und sie trug einen Einlagen-BH, der in die Landschaft ragte, aber irgendwie tat sie einem Leid.*“ Seinen Geschichtslehrer sucht er zu Hause auf und begegnet ihm als *altem Knacker in Schlafanzug und Bademantel, einem tieftraurigen, verlotterten, alten Bademantel*. Dann popelt er auch noch in seiner

120 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Rupert_Brooke.

121 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Emily_Dickinson.

122 Mit diesen beiden hat er im letzten Internat den meisten Umgang.

123 Maurice ist Liftwart in dem New Yorker Hotel, wo Holden sich einquartiert. Als Zuhälter vermittelt er Holden eine junge Frau. Am Ende verprügelt er Holden fürchterlich.

124 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/In_einem_anderem_Land.

125 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Ring_Lardner.

126 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Der_gro%C3%9Fe_Gatsby.

Gegenwart in der Nase, „*richtig mit dem Daumen rein*“. Ackley, der im Internat direkt neben ihm wohnt, hat moosige, scheußliche Zähne, „*und wenn man im Speisesaal zu ihm hinsah, wie er den Mund voller Kartoffelbrei und Erbsen oder so was hatte, wurde einem fast schlecht. Außerdem hatte er jede Menge Pickel*“. Kommt er in Holdens Zimmer, hat er die Angewohnheit, dessen persönliche Gegenstände in seine Hände zu nehmen. Stradlater, sein Zimmergenosse, ist zwar ein gut aussehender, eitler Kerl, aber *insgeheim ein Ferkel*, denn sein Rasiermesser ist immer dreckig, voller Haare, Rasiercreme und rostig. Diese und ähnliche Beobachtungen ergänzt Holden noch vor seinem Gang ins Kino einer Freundin gegenüber mit einer Schilderung seiner Eindrücke von Schulkameraden folgendermaßen (Kap. 17):

„»Du müsstest mal an eine Jungenschule gehen. Versuch's doch mal«, sagte ich. »Die ist voll mit verlogenen Typen, und du büffelst bloß, damit du genug lernst, damit du schlau genug bist, um dir dann irgendwann mal einen verfluchten Cadillac kaufen zu können, und du musst ständig so tun, als würde es dich nicht jucken, wenn die Football-Mannschaft verliert, und du redest den ganzen Tag bloß über Mädchen und Alkohol und Sex, und alle hängen sie in ihren dreckigen kleinen verfluchten Cliques zusammen. Die Typen von der Basketball-Mannschaft hängen zusammen, die Katholiken hängen zusammen, die verfluchten Intellektuellen hängen zusammen, die Typen, die Bridge spielen, hängen zusammen. Sogar die Typen, die zu dem verfluchten Buchdes-Monats-Club gehören, hängen zusammen. [...]«

Was er dann im Kino zunächst im Variété-Vorspann, dann im Film und bei seiner Sitznachbarin beobachtet, führt er in einer Betrachtung über den Krieg fort, indem er ausführt, dass er nur schwer Soldat sein könnte. Dabei versetzt er sich immer in die von ihm beurteilten Rollenträger und registriert, wie gut oder – meistens – schlecht sie ihre Rolle spielen, weil sie nicht überzeugend in ihnen aufgehen und neben sich zu stehen scheinen oder schon an die nächste Zigarette denken, die sie in der Pause rauchen wollen.

Dieses Beobachten des Rollenträgers hat Heinrich von Kleist in seinem Text „Über das Marionettentheater“ (1810) zum Thema gemacht.¹²⁷ Kleist geht bis zum Sündenfall zurück, in dem er den Anfang der Inauthentizität sieht. Der erscheint in der menschlichen Biographie mit der Jugend, wenn die eigene Person zum Gegenstand der Reflexion wird. Damit geht nämlich die Natürlichkeit, die bei Kindern noch so überzeugend wirkt, verloren. Nach Kleist lässt sie sich mit Versuchen vor dem Spiegel nicht mehr zurückgewinnen, sondern erhält durchs Probieren etwas Produziertes, wie es bei Marionetten nicht der Fall ist, weil in ihnen das Naturprinzip wirke. Dieses Produzierte, nämlich das willentliche Ziehen an den eigenen Fäden, wird für Holden zum Gradmesser für die Beurteilung der Schauspielerei. Womit sich immer wieder die Frage neu stellt, ob es Rollen gibt, die von Individuen wie auf den eigenen Leib geschneiderte gespielt werden können, so dass das Produzierte ganz in den Hintergrund tritt. Er selbst weiß, dass er verschiedene Rollen spielen kann. Zum Beispiel, wenn es darum geht, sich als Erwachsener auszugeben, mit der Mutter eines unangenehmen Klassenkameraden zu flirten und ihr ein Idealporträt ihres Sohnes zu entwerfen oder um in einer Bar aufzutauchen und Alkohol ausgeschenkt zu bekommen. Oder seine rote Jagdmütze verkehrt herum aufzusetzen. Allerdings erfährt der Leser selten, wie und ob sein Gegenüber sein Rollenspiel durchschaut. Als Schüler jedenfalls spielt er den Leistungsverweigerer insofern überzeugend, als von ihm einfach nichts kommt. Er entzieht sich – oft genug auch durch Abwesenheit – seinen Lehrern, die nichts zur positiven Beurteilung finden. Vorerst ist er aber nichts

127 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%9Cber_das_Marionettentheater. Ausführlicher hier: <http://www.xlibris.de/Autoren/Kleist/Werke/%C3%9Cber%20das%20Marionettentheater>.

anderes als ein gescheiterter Schüler. Und aller Anschluss, den er zu finden versucht, steht unter dieser Voraussetzung.

Dabei setzt Holden hinter alle für junge Leute von der Gesellschaft jenseits der Familie eingerichteten Institutionen wie Schule und Armee ein Fragezeichen, inklusive Universität. Seine Geschwister einschließlich seines verstorbenen Bruders bleiben die Bezugspunkte seiner Eingebundenheit in nahe menschliche Verhältnisse und geben ihm den unentbehrlichen emotionalen und mentalen Halt. Das hat etwas Inzestuöses, weil er in allen anderen sozialen Angeboten nichts Überzeugendes wahrnehmen kann, was ihn eine Rolle zu übernehmen und auszufüllen reizen würde. Umso illusionärer seine Taubstummfantasien und sein abrupt gescheiterter *Go-West*-Versuch.¹²⁸ Die privilegierte sozioökonomische Situation der Eltern gewährleistet indessen, dass er nicht durch die Maschen fällt, sondern über einen neuen Anlauf mit entsprechender therapeutischer Begleitung genau für die Institutionen anschließbar gemacht werden soll, die vor allem anderen Ursache für sein Scheitern sind.

Diese Therapie müsste eigentlich von allem Anfang an ihr Vergeblichkeitszeichen auf der Stirn tragen. Denn was ihn etwa an dem Kriegsfilm so Anstoß nehmen lässt, dass er sich vor Ekelbekundungen fast krümmt, ist nämlich die Psychologisierung eines Geschehens, das mit Psychologie ursächlich nichts zu tun hat. Das Grauen des Krieges, das einen Soldaten so traumatisiert, dass er nicht mehr weiß, wer er ist, wird in ein Sozialgeflecht übersetzt, das den Zuschauern Identifikation mit Menschen erlaubt, denen es gelingt, den Traumatisierten ins Leben zurückzuholen. So werden die objektiven Tatbestände des Kriegsgeschehens in psychische Ereignisse verwandelt, die den Zuschauern einreden sollen, dass mit einem Krieg nicht alles verloren sein muss. Das ist es, was Richard Sennett im Begriff „*Tyranei der Intimität*“ zu fassen versucht. Die den Individuen in der Rollenfixierung angetanen Verdinglichungen der kolonialisierten Lebenswelt sollen in therapierbare psychische Probleme verwandelt werden, um den beschädigten Individuen die Illusion zu vermitteln, sie seien die Beherrscher ihrer Lebenswelt, aus der sie aber den Krieg ausgrenzen, weil der anderen als psychologischen Vorgaben folgt. Ein sensibler junger Mensch wie Holden durchschaut instinktiv, dass hier von ihm als verlogene charakterisierte Scheinlösungen geboten werden. Deshalb widert ihn die Rührung an, in die sich seine Nachbarin versetzen lässt. Dass er in einem Sanatorium landet, ist nur seinem Kollaps zuzuschreiben, der ihn um sich selbst brachte. Da soll jetzt gewissermaßen ein erneuter Einschulungsversuch initiiert werden, um ihn zu einem überzeugten Schüler zu machen.

Das hat deshalb etwas sehr Unwahrscheinliches, weil sein eigenes Denken erneut unter einen Machtanspruch gestellt wird, den er, wie in seiner Kritik an dem Kriegsfilm deutlich wird, durchschaut hat. Die tränenselige Rührung seiner Kinonachbarin ist für ihn nichts anderes als das, was ihn an seinen Mitschülern oder Lehrern unangenehm auffällt. Wie deren hygienische Eigenarten abstoßend auf ihn wirken, so treten ihm die Tränen seiner Nachbarin zu nahe. Diese seine Empfindlichkeit, der er mit Faszination nachgibt, hindert ihn aber gleichzeitig daran, seine Aufmerksamkeit von dem Beobachteten zu lösen, aufzustehen und das Kino zu verlassen.

Es darf hier jedoch nicht übergangen werden, dass es Salinger ist, der seinen Ich-Erzähler so ausstattet und dass er als Autor es ist, der genau weiß, was er Holden mit dieser ihm mitgegebenen Hypersensibilität antut, so dass dieser die Nähe zu anderen gewissermaßen an seiner Hygienebrille

128 Vgl. dazu „Into the Wild“: https://de.wikipedia.org/wiki/Into_the_Wild.

scheitern lassen kann.¹²⁹ Bei Holden hat der Leser den Eindruck, dass Salinger seinen Protagonisten zu ausführlich an diese Beobachtungsgabe fesselt. In diesem Ausmaß wird sie nämlich zu einem schlimmen Attribut der „*Tyrannie der Intimität*“, das für die entscheidende Wahrnehmung lähmt, nämlich den Anderen als einen Rollenträger in einem Sozialsystem zu positionieren, zu dem man selbst gehört, indem man sich als Rollenträger einzubringen hat, selbst wenn man in diese Rolle zum Beispiel über die Schulpflicht hineingezwungen wird. Dieser Rollenzwang ist wahrscheinlich der Auslöser für das Übergewicht der Hygienebrille, weil sie die einzigen Kriterien zur Verfügung zu stellen scheint, mit denen man sich in der aufgezwungenen Rolle in individueller Selbstachtung noch einrichten kann. Die kolonialisierte Lebenswelt scheint genau auf dieser Ebene den in sie eingeschlossenen Individuen Distinktionskriterien zuzugestehen, mit denen sie sich ihre Rollen erträglich gestalten. Umso mehr lassen sie sich in ihre aufgezwungenen Rollen einbinden und erdulden ihre Kolonialisierung. Holden ist also in ganz anderer Weise anfällig für das Versagen gegenüber den sinn- und lebensentleerten Rollenträgern als Luc Martin insofern, als dieser ausdrücklicher darauf besteht, Hände aus den Kostümröcken seiner Mitmenschen entgegengestreckt zu bekommen, wie er in Erinnerung an seinen Vater meint es erwarten zu können. Holden ist hinwiederum zuzugestehen, dass er wie unterschwellig auch immer selbst genügend Angebote macht, dass man seine ausgestreckten Hände wahrnehme. Aber jenseits seiner Geschwister, an die er durch jahrelanges Zusammenleben gewöhnt ist, hat er offenbar nie genügend Zeit und Raum – in Zusammenhang mit dem, was Jugendliche brauchen, häufig „*Schonraum*“ genannt – zugestanden bekommen, um sich über seine Hypersensibilitäten und Idiosynkrasien hinwegsetzen und den Anderen als Person mit den gleichen Bedürfnissen nach Anerkennung ausgestattet wahrnehmen zu können.

So bleibt festzustellen, dass es in „*Der Fänger im Roggen*“ nichts Überzeugendes gibt, womit ein so geschilderter junger Mann wie Holden Caulfield in die Gesellschaft einzubinden wäre, wie sie es mit ihren Institutionen versucht. Denn was Holden von allem hält, bringt er mit seinem Gedanken auf den Punkt, dass er sich, wenn je wieder Krieg sein sollte, freiwillig auf eine abzuwerfende Atombombe setzen würde, wenn er nicht schon vorher vor ein Erschießungskommando gestellt wird. Denn seit seinem kurzen Besuch bei den Pfadfindern weiß er, dass er sich nicht einreihen will, um sein Blickfeld auf den Nacken seines Vordermannes einzuengen, umso weniger, wenn es sich bei ihnen um Ackley, Stradlater oder Maurice handeln könnte.

Gar nicht auszudenken, was Holden Caulfield einfallen würde, wenn er die Ausführungen des US-Präsidenten Harry Truman am 9. August 1945 gekannt hätte: „*Wir haben die Atombombe erfunden und haben sie auch eingesetzt, es ist eine ungeheure Verantwortung auf uns gekommen. Wir danken Gott, dass sie auf uns gekommen ist und nicht zu unseren Feinden. Wir beten zu Gott, er möge uns leiten, diese Verantwortung auf seine Weise und für seine Zwecke zu gebrauchen.*“

Es braucht also überhaupt nicht wunderzunehmen, wenn Salinger sich bei den Autoren einreihet, die in ihrer Literatur Themen verhandeln, wie es in anderer Weise bei Samuel Beckett oder Romain Gary geschieht. Nachdem Gott aus der Welttheateridee verschwunden ist, höchstens noch wie bei

129 Ernst Jünger schreibt in „*Strahlungen*“ als seinem geistigen Beitrag zum Zweiten Weltkrieg unter dem 17. Februar 1943 folgende Beobachtung auf: „*Der Anblick gewisser Liebespaare ruft eine Indigestion hinsichtlich jeder Paarung in uns hervor, ähnlich wie ein anrühiges Stück Fleisch oder selbst der Gedanke daran das beste Essen verleiden kann.*“ („*Indigestion*“ meint Verdauungsstörung. Das ist wohl eine Stufe zu hart für eine Ekelempfindung.) – Solche Beobachtung gehören zu den Varianten der menschlichen Wahrnehmung, weil sie der Scham als anthropologischer Mitgift entstammen. Ob sie deshalb literaturfähig sein müssen, steht auf einem anderen Blatt.

Beckett im „Namenlosen“ als im Himmel herumtobend parodiert wird, bleibt das Rollenspiel in das ausdrückliche Ermessen der Menschen gestellt, wenngleich die modernen Gesellschaften nicht mehr fähig zu sein scheinen, in den von ihnen vorgegebenen Strukturen auf der Höhe der lauthals proklamierten Menschenrechte und der Verantwortung für kommende Generationen Individuen Entfaltungsraum zum authentischen menschlichen Rollenspiel einzuräumen, das die über die Schule vermittelten Sozialisationskriterien der Industrienationen unterläuft: „Anonymität“, „Mobilität“, „Atomisierung“ und „semantischer Charakter der Arbeit“ (ERNEST GELLNER, 1999).¹³⁰ Denn vom Kulturbetrieb zur Verfügung gestellte Nischen genügen dazu nicht, solange das Modell westlichen Wirtschaftens auf den gierigen Verschleiß alles auf der Erde Vorhandenen ausgerichtet bleibt und die dem Individuum zugestandene Rolle vor allem darin zu bestehen hat, Dienstleister, Produzent und / oder Konsument zu sein.¹³¹

130 Vgl. <http://www.himmlers-heinrich.de/kolonialisierte-lebenswelt-buehne.pdf>, S. 5.

131 Dirk Messner, Direktor am Deutschen Institut für Entwicklungspolitik in der „Frankfurter Rundschau“ am 30. Januar 2015: „Bis 2070 müssen wir die Treibhausgas-Emissionen auf Null reduzieren, um das Zwei-Grad-Ziel einhalten, den Klimawandel und dessen Folgen noch halbwegs beherrschen zu können. Dazu müssen global die Grundlagen unseres Wirtschaftens komplett neu gelegt werden. Dekarbonisierung lautet das Stichwort.“

● EIN PHILOLOGISCHES FUNDSTÜCK

ERICH AUERBACH, *Philologie der Weltliteratur*; Januar 1952:

„Jedenfalls aber ist unsere philologische Heimat die Erde; die Nation kann es nicht mehr sein. Gewiss ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe ererbt, Sprache und Bildung seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam. Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, dass der Geist nicht national ist. *Paupertas und terra aliena*¹³²: so oder ähnlich steht es bei Bernhard von Chartres, bei Johannes von Salisbury, bei Jean de Meun und vielen anderen. *Magnum virtutis principium est*, schreibt Hugo von St-Victor (*Didascalicon* III, 20), *ut discat paulatim exercitatus animus visibilia haec et transitoria primum commutare, ut postmodum possit etiam derelinquere. Delicatus ille est adhuc cui patria dulcis est, fortis autem cui omne solum patria est, perfectus vero cui mundus totus exilium est ... Hugo meinte das für den, dessen Ziel Loslösung von der Liebe zur Welt ist. Doch auch für einen, der die rechte Liebe zur Welt gewinnen will, ist es ein guter Weg.*“¹³³

Ursprünglich gefunden bei TZVETAN TODOROV, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*, 1982, dt. 1985:

„... ohne Indianer zu werden, war *Cabeza de Vaca*¹³⁴ nicht mehr ganz Spanier. Seine Erfahrung versinnbildlicht und signalisiert die des modernen Exilierten, der seinerseits für eine Tendenz unserer Gesellschaft steht: Dieses Wesen, das seine Heimat verloren hat, ohne eine neue zu finden, das im doppelten Sinn ein Außenstehender ist. Der Exilant verkörpert heute am besten, allerdings unter Verlagerung seiner ursprünglichen Bedeutung, das Ideal des Hugo von St. Victor, das dieser im 12. Jahrhundert folgendermaßen formulierte: «Von zartem Gemüt ist, wer seine Heimat süß findet, stark dagegen jener, dem jeder Boden Heimat ist, doch nur der ist vollkommen, dem die ganze Welt fremdes Land ist» (ich, ein Bulgare, der in Frankreich lebt, übernehme dieses Zitat von Edward Saïd, einem Palästinenser, der in den Vereinigten Staaten lebt, und der hat es seinerseits bei Erich Auerbach gefunden, einem Deutschen im türkischen Exil).“¹³⁵

Das ist ein Bewusstsein, das quer steht zur kolonialisierten Lebenswelt. In Holden Caulfields Idee, als Taubstummer einen Job im Westen zu suchen und in einer Hütte zu leben, leuchtet es verzerrt auf. Wahrscheinlich ist er schon zu verdorben durch die Ausstattung seines Schülerdaseins mit vergleichsweise vielen Dollars und entsprechenden Ansprüchen, als dass *paupertas* und *terra aliena* mehr als eine schnell abgelegte verrückte Idee sein könnten, auf die er sich als Jugendlicher einen kurzen Moment lang eingelassen hat. Im Sanatorium wird die Therapie in eine andere Richtung gehen. Für September 1950 soll er für einen neuen Schulbesuch fit gemacht sein...

132 Armut und fremde Erde

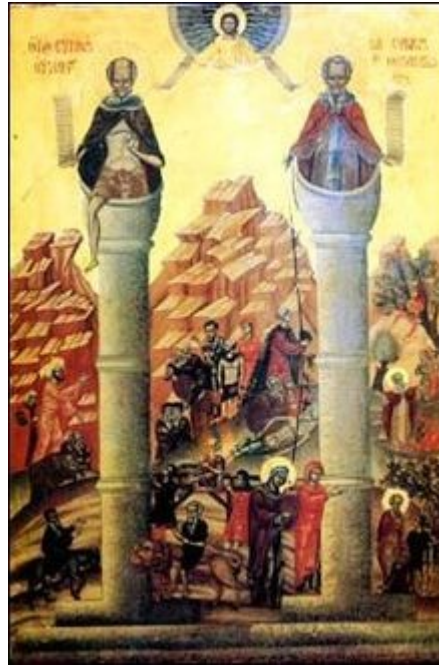
133 Gefunden hier: http://works.bepress.com/cgi/viewcontent.cgi?article=1091&context=r_gould, S. 49 f. Bibliographisch: Erich Auerbach, *Philologie der Weltliteratur*. In: *Weltliteratur*. Festgabe für Fritz Strich. Bern 1952, S. 39-50; wieder aufgenommen in Auerbach, Erich: *Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie*. Herausgegeben von Fritz Schalk und Gustav Konrad. Bern - München: Francke Verlag 1967, S. 301-310. Vgl. hierzu auch Ette, Ottmar: Erich Auerbach oder Die Aufgabe der Philologie. In: Estelmann, Frank / Krügel, Pierre / Müller, Olaf (Hg.): *Traditionen der Entgrenzung. Beiträge zur romanistischen Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt am Main - Berlin - New York: Peter Lang 2003, S. 21-42.

134 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/%C3%81lvar_N%C3%BA%C3%B1ez_Cabeza_de_Vaca.

135 Tzvetan Todorov, wie Anm. 46 (1985), S. 294.

5 JUGEND IN FRIEDENSZEITEN BEI JANNE TELLER, ROBERTO BOLAÑO UND WOLFGANG HERRNDORF

5.1 JANNE TELLER, „NICHTS. WAS IM LEBEN WICHTIG IST“ (2000 / DT. 2010): DIE SINNFRAGE ZUR BEUNRUHIGUNG IN RUHIGER ZEIT



Die Säulenheiligen [Symeon Stylites der Ältere](#) (links) und *Symeon Stylites der Jüngere* (rechts) auf einer Ikone

Das von Janne Teller gestaltete Thema¹³⁶ mit der Figur des Pierre Anthon, der sich auf einen Pflaumenbaum zurückgezogen hat und von dort kommentiert,¹³⁷ was er in der Welt vorgehen sieht, und das Verhalten seiner ehemaligen Klassenkameraden dazu in Bezug setzt, ist nicht nur eines des abendländischen Kulturkreises, sondern reicht in Gestalt des Mönchtums¹³⁸ in verschiedene Religionen. Ausführlich wurde es zuletzt von Anatole France in seinem 1891 erschienenen Roman „Thaïs“ zum Thema, und zwar in Teil 3.¹³⁹ Dass es nichts von seiner Aktualität verloren hat, zeigt die von Tellers Roman bewegte Diskussion, ob Jugendlichen überhaupt zuzumuten ist, den Roman zu lesen oder ob er gar Gegenstand von Schullektüre werden könnte.¹⁴⁰

Allerdings hat Janne Teller alle genauen Bezugnahmen auf den religiösen Hintergrund unterdrückt und die Versuchungen, in die die Säulenheiligen herkömmlicherweise verführt werden und von denen sie sich fern halten wollen,¹⁴¹ zu einem Gegenstand der eigentlichen Hauptfiguren ihres

136 Zum Inhalt des Romans siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Nichts_%28Roman%29.

137 Dieser Blick aus der Höhe prägt auch Vanderputtes Metaphysik in wörtlichem Sinn jenseits der unmittelbaren Beschaffenheit der Natur.

138 Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/M%C3%B6nchtum>.

139 Der Roman erschien 1909 bei Piper in München auf Deutsch und ist hier zu lesen: <http://gutenberg.spiegel.de/buch/thais-7784/1>.

140 Vgl. <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2010-08/janne-teller>.

141 Siehe hierzu beispielsweise http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Versuchungen_des_heiligen_Antonius.

Romans gemacht, nämlich der Klassenkameraden von Pierre Anthon, die dieser, wenn sie vorbeikommen, eher von seinem Baum herab in Versuchung führen will als umgekehrt. Denn seinen letzten Schultag, der erste Tag nach den Sommerferien im neuen Schuljahr der 14-Jährigen, hat er zur Demonstration seiner neuen Erkenntnis genutzt und in eine Tat verwandelt:

„«Nichts bedeutet irgendetwas», sagte er. «Das weiß ich schon lange. Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun. Das habe ich gerade herausgefunden.» Ganz ruhig bückte er sich und packte die Sachen, die er gerade herausgenommen hatte, wieder in seine Tasche. Mit gleichgültiger Miene nickte er uns zum Abschied zu und ging hinaus, ohne die Tür hinter sich zu schließen.“

Gehen seine Mitschüler auf dem Schulweg unter dem Pflaumenbaum vorbei, müssen sie damit rechnen, von den reif werdenden Pflaumen, mit denen Pierre Anthon nach ihnen wirft, getroffen zu werden. Dazu liefert er ihnen jeweils bestimmte Kommentare, etwa der Art, dass im selben Moment, wo sie geboren worden seien, ihr Sterben bereits begonnen habe. Das Leben sei nichts anderes als ein Spiel, das nur darauf hinauslaufe, so zu tun, als ob, und dabei der Beste sein zu wollen.

Damit hat er bei seinen Mitschülern etwas getroffen. Denn die Klassentür, die er hinter sich offen gelassen hatte, hatte schon etwas Verführerisches.

„Wir waren gerade in die siebte Klasse gekommen, und wir fühlten uns alle so modern und kannten uns im Leben und in der Welt aus, und wir wussten natürlich längst, dass sich alles mehr darum drehte, wie etwas aussah, als wie es tatsächlich war. Unter allen Umständen war am wichtigsten, dass aus einem etwas wurde, das nach etwas aussah. Zwar hatten wir von diesem Etwas nur ungenaue Vorstellungen, aber es ging jedenfalls nicht darum, in einem Pflaumenbaum zu sitzen und Pflaumen auf die Straße zu werfen.“

Die Ich-Erzählerin Agnes schildert dann, wie sich nach Pierre Anthon's Aufstieg in den Pflaumenbaum der Anblick der Schule verändert, wenn sie sich ihr nähern. Sie wird zu einem grauen, hässlichen, eckigen Betonklotz. *„... und es war plötzlich so, als wäre die Schule das Leben, und so sollte das Leben doch nicht aussehen, aber das tat es trotzdem“.*

Teller dreht also das Versuchsschema um: Nicht das Leben mit seinen Verlockungen wird zur Versuchung, denn es sieht eigentlich sowieso aus wie die Schule, sondern Pierre Anthon wird anstatt des von den Verführungen des Lebens Versuchten zum Versucher. Etwas weiteres Wichtiges lässt Teller in den Vordergrund treten: Die 14-Jährigen haben weder in ihren Lehrern noch in ihren Eltern Ansprechpartner dafür, vor welche Probleme sie sich durch Pierre Anthon gestellt sehen. Sie sind überzeugt davon, dass die Erwachsenen nicht hören wollen, dass sie wissen, dass nichts wirklich etwas zu bedeuten hat und dass alle nur so tun, als ob. *„...und wir stellten uns alle die Experten und Pädagogen und Psychologen vor, die kommen und uns studieren und mit uns reden würden und uns überzeugen wollten, bis wir am Ende aufgeben und wieder so tun würden, als ob doch etwas etwas zu bedeuten habe. Jan-Johan hatte recht: Das war nur Zeitverschwendung und würde uns nicht weiterbringen.“*

Das heißt, dass die von Teller geschilderte Schule als Institution genau dem gleicht, was sie für Holden Caulfield oder Anders Roos und Mikael Stenberg im Kern bedeutet, nämlich eine Agentur für die organisierte Verantwortungslosigkeit in den kolonialisierten Lebenswelten der Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften der Moderne zu sein. Allerdings hat Teller schließlich der Schule als

Institution nur mehr eine sekundäre Rolle zugeordnet. Sie tritt hinter dem Geschehen ähnlich zurück wie in anderen hier vorgestellten Romanen, weil das, was die Jugendlichen mit sich und ihresgleichen ausmachen müssen, wichtiger, weil handlungsrelevant ist.

Teller arrangiert in der Klasse 7 A nun eine Konstellation unter den jungen Menschen, in der jedem seine Rolle zukommt, wie das auch bei Golding und Pohl der Fall ist, jedoch mit anderer Zielrichtung. Da gibt es den Anführer, einen anderen als Stärksten, einen Großen, einen Frommen, einen Arschkriecher, einen Überangepassten, eine Hübsche, eine adoptierte Koreanerin, einen Hussein aus einer muslimischen Familie, einen Werner, der „*Dame Werner*“ genannt wird, ein Mädchen mit blau gefärbtem Haar und sechs Zöpfen usw. Sie treten hinter dem Rücken ihrer Eltern und der Lehrer in einen gefährlichen Wettbewerb, nämlich Pierre Anthon ins Unrecht zu setzen, indem jeder etwas beibringen und opfern muss, was für ihn Bedeutung hat. Bedingung ist, dass jeweils ein Schüler zu bestimmen hat, was er bei dem Nächsten als dessen bedeutungsschwerstes Utensil kennt oder ausgemacht hat, bis jeder an der Reihe gewesen sein wird. Alle haben schnell durchschaut, dass der Reiz dadurch gesteigert wird, dass das Bedeutendste immer das ist, was am meisten bei seinem Verlust schmerzt. Jeder der durch seinen Vorgänger Verletzten kann so dem Nächsten, dessen Beitrag er aussucht, weh tun und sich an ihm rächen. Oft muss mit Gewalt durchgesetzt werden, was dem Anderen beizubringen aufgetragen wurde. In einem stillgelegten Sägewerk haben sie Platz geschaffen, wo jeder abgelieferte Tribut als Zeichen der Unterwerfung unter die gestellte Aufgabe, Pierre Anthon Lügen zu strafen, auf einem immer höher werdenden Haufen abgelegt wird. Denn Pierre Anthon gilt es zu überzeugen und seines Unrechts zu überführen, wenn er von seinem Baum zur Besichtigung heruntergeholt und vor diesen Haufen geführt wird.

So wird in einem Taschentuch der Beweis einer verlorenen Jungfernschaft beigebracht, ein Sarg mit dem Leichnam eines verstorbenen kleinen Bruders wird ausgegraben, die dänische Nationalflagge wird auf dem Haufen gehisst, und aus der Gemeindekirche wird das Kruzifix herbeigeschleppt, an dem ein alter Hund seine Notdurft zu erledigen beginnt. Einschließlich der Blasphemie bleibt nichts übrig, an dem sich die Jugendlichen nicht vergehen.

Als der letzte Beitrag entrichtet ist, nämlich Jan-Johan, bis dahin als Anführer geltend, ein versierter Gitarrespieler, seinen Zeigefinger abgeschnitten bekommt, lässt dieser alles aufliegen, und die Polizei und die Presse treten auf den Plan. Was die Jugendlichen so lange verborgen halten konnten und wie sehr sie dem Gehorsam fordernden Vorgabeschema schließlich alle (!) nachgaben,¹⁴² wird schnell zu einer Angelegenheit der schulischen Disziplinierung, elterlicher Strafaktionen und der heftigen Diskussion in der Öffentlichkeit über die Kleinstadt hinaus. Die Jugendlichen fühlen sich durch diese Aufmerksamkeit jedoch darin bestätigt, dass jeder etwas Bedeutendes von sich preisgegeben hat. Herbeigereiste Kunstverständige glauben in dem *Berg der Bedeutung* ein Kunstwerk geschaffen zu sehen, und das Zusammengetragene soll in den USA zu einem Ausstellungsstück in einem bekannten Museum werden. Aber was eine Weile lang viel Aufmerksamkeit erregt, verschwindet nach geraumer Zeit und abgegraster Sensationsszene wieder aus dem Mittelpunkt des Interesses, so dass Pierre Anthon, ohne dass er den Haufen gesehen hat, schnell daraus schließen kann, dass er mit seiner Behauptung, nichts bedeute etwas, recht habe, um wie viel mehr, wenn alles an ein Museum verkauft wird. Nur Sofie, das Mädchen, das entjungfert

142 Siehe hierzu die Milgram'schen Gehorsamsexperimente mit ihren in zahlreichen Varianten bestätigten schlimmen Ergebnissen: <http://de.wikipedia.org/wiki/Milgram-Experiment>.

wurde, hält an der Bedeutung ihrer mehr erzwungenen als freiwillig veräußerten Gabe fest und wehrt sich gegen den Verfall. Sie sieht auch nicht ein, dass der Berg verkauft werden könnte. Denn dann wäre ja Bedeutung käuflich, und sie wäre zur Prostituierten gemacht worden. Weil, was sie verlor, aber für sie die unveräußerliche Bedeutung hat, die es für niemanden sonst haben kann, stellt sie sich als Einzige quer.

Kurz bevor die Museumsleute zum Abholen eintreffen, versammeln sich alle im Sägewerk. Sofie stürzt sich auf den Berg, um ihn zu zerstören, und muss von anderen festgehalten werden. Es entsteht unversehens eine Schlägerei. Jeder fällt über jeden her und am heftigsten die, die einander für den Verlust ihres Gegenstandes die Schuld geben. Agnes kann dem Gekeile sich gerade noch entziehen, weil sie meint, dass Pierre Anthon als Einziger Einhalt gebieten könnte, weil er sie voneinander ablenken würde. Pierre Anthon ist es aber, auf den die anderen gerade noch gewartet haben, als er ihnen verdeutlicht, was sie durch den Verkauf angerichtet haben. Einen Gegenstand nach dem anderen hebt er auf und hält ihn ins Licht. Höhnisch bezichtigt er seine vormaligen Klassenkameraden ihres Verrats und seines Siegs, weil etwas, das persönliche Bedeutung hat wie etwa Husseins Gebetsteppich, doch eigentlich unverkäuflich sein müsste. Als er ihnen den Rücken zukehrt, fallen sie gemeinsam einschließlich der Zustimmung von Agnes über ihn her. *„Er war schuld, dass wir die Lust am Leben und an der Zukunft verloren hatten und nicht aus noch ein wussten. Wir wussten nur, dass es Pierre Anthon's Schuld war. Und dass er dafür bezahlen musste.“*

Pierre Anthon bleibt erschlagen zurück und verbrennt im stillgelegten Sägewerk, als dort abends Feuer ausbricht und die Nacht über anhält.

Die Ich-Erzählerin sagt am Schluss, dass das Geschehen 8 Jahre zurückliege. Sie treffe niemanden mehr aus der alten Klasse, zumal sie alle im 8. Schuljahr auf andere Schulen verteilt wurden. Sofie sei *„an einem Ort, wo Menschen wie sie vor sich selbst geschützt werden“*. Säge sie jemanden, versuche sie zu vermeiden, mit ihm zusammenzutreffen, und wechsle die Straßenseite. Für alle ist aber vom *Berg aus Bedeutung* ein Rest gesammelter Asche geblieben, den jeder in einem Behältnis aufbewahrt und den Agnes ab und zu betrachtet.

Janne Teller hat die Klasse 7A ein gruppenspezifisches Experiment durchlaufen lassen, in dem wettbewerbsmäßig eine Selbstläufigkeit in Gang gesetzt werden musste, die sich weit von dem entfernt, was ursprünglich zur Aura der Säulenheiligkeit gehört und was über Jahrhunderte christliche Fantasie in Europa beschäftigte und zu großer Malerei und Literatur führte. Denn beim Eremiten, Anachorten, Säulenheiligen und ganz allgemein beim Mönch geht es um einen freiwilligen Rückzug aus dem sozialen Lebenszusammenhang, um sich dem Glauben so zu widmen, dass man durch nichts mehr von der Versenkung in Gott oder das Nirwana abgelenkt werde. Damit wird hinter die Selbstverständlichkeiten des Lebensvollzugs der Gesellschaft ein Fragezeichen gesetzt insofern, als das Leben in der Vorstellung derer, die sich in die Einsamkeit zurückziehen, zu viel Ablenkung enthält und vom in Demut anzustrebenden Jenseits ablenkt.

Paul Anthon zieht sich jedoch nicht in die völlige Einsamkeit zurück, sondern bleibt auf dem Pflaumenbaum in Sichtweite seiner von ihm aufgegebenen Klassenkameraden, auf deren Vorbeigehen er nichtsdestoweniger lauert, indem er sie provozieren möchte und mit Pflaumen nach ihnen wirft, so dass sie sich auf ihn einlassen müssen. Ob er will oder nicht, gehört er von der Pflaumenbaumhöhe herab noch zu seinen Klassenkameraden, weil er sie mit seinem bemerkenswerten

Austritt aus der Schulpflicht, auf die die Behörden mangels Anstoßnehmender / Kläger nicht sofort reagieren, auch fasziniert, weil sie ihr eigener Schulbesuch nicht überzeugt. Zumindest Paul Anthon's Vater, ein Ex-68er¹⁴³, der ihn ja auch im Baum wahrnehmen muss, scheint ihm seinen Austritt aus der Schule als vorläufiges Freiraumexperiment zuzugestehen. Die Schule aber wird für die 14-Jährigen mit einem Mal so grau, wie sie das Leben der Erwachsenen – noch nicht ihr eigenes, solange sie nicht in der Schule sind – wahrnehmen. Die Erwachsenen, ob Eltern, meistens geschieden, oder der Institution verpflichtete Lehrer, überlassen die Kinder in der nicht verplanten Zeit sich selbst. Schule haben die Jugendlichen längst als etwas ihnen entfremdend Übergestülptes kennengelernt, in dem es um ein der Erwachsenenwelt angeglichenes „*als ob*“ geht, was angesichts des „*heimlichen Lehrplans*“ nicht überrascht.¹⁴⁴ Was ihrem Leben Bedeutung gibt, gehört entweder zu ihrem Privat- oder Intimbereich oder zu den zufällig von bestimmten Eltern hochgehaltenen symbolischen Gemeinschaftswerten wie Religion oder Nation und wird mehrheitlich von ihnen nicht dem zugerechnet, was sie einmal *zu jemandem machen* soll oder dass *aus ihnen etwas werde*.

Entscheidend ist, dass das Bedeutungskarussell seinen Schwung erhält durch das, was die Jugendlichen voneinander wissen, und nicht von untereinander in gemeinsamer Erörterung abgeklärten Übereinstimmungen wie etwa einen Freund haben oder ein Ziel mit jemandem teilen. Von Anfang an bricht sich etwas andere Bahn, nämlich aufdecken zu wollen, was sich hinter den rollenmäßigen Zuschreibungen für Empfindlichkeiten und Eigenheiten verbergen, nach denen sonst nie gefragt wird, sondern mit denen man sich einrichtet, indem jemand „*Dame Werner*“ genannt wird, eine andere „*die hübsche Rosa*“ usw.: In unterschwelliger spontaner Aufmerksamkeit hat sich nämlich, von den entscheidenden Stichwortgebern veranlasst, eine Hierarchie etabliert, die durch den Bedeutungswettbewerb auf ihre Haltbarkeit getestet werden kann. Das bedeutet aber, dass die von Pierre Anthon Zurückgelassenen eine Dynamik in Gang setzen, für die Pierre Anthon nicht verantwortlich ist, sondern die in den von ihm Zurückgelassenen in Eigenorganisation ihren verhängnisvollen Lauf nimmt. Denn niemand weiß genau, was sich aus dem Gesamt Ablauf ergeben wird, außer dass er mit seinem Bedeutungsbeitrag so glimpflich wie möglich davonzukommen versucht und den nächsten von ihm zu Benennenden so tief, wie es geht, hineinzureißen und zu verletzen versucht.

Mit Richard Sennett gedacht entfaltet sich nämlich unter den Jugendlichen etwas, was der „*Tyrannie der Intimität*“ geschuldet ist, mit dem von ihnen beobachteten „*als ob*“ der Erwachsenenwelt nichts zu tun hat und eine Mobbingserie in Bewegung setzt, in der es nicht mehr um einzelne Opfer geht, sondern wo alle Opfer werden! Deshalb ist es nur konsequent, dass sie sich alle, als Pierre Anthon auftaucht, auf ihn als Sündenbock stürzen und Rache an ihm nehmen für alles, was sie sich, blindwütig auf Wettbewerb eingestellt, gegenseitig angetan haben.

Es geht also im Grunde gar nicht darum, einen *Berg aus Bedeutung* zu errichten, sondern darum, einander so weh getan zu haben, dass es aussieht, als ginge es um den Verzicht auf etwas verbindlich Bedeutendes, dem sich ein jeder verpflichtet fühlen kann. Denn die jungen Leute wissen noch gar nicht, was es an Verbindlichem gibt, das ihnen ihr Leben miteinander ermöglicht und erträglich macht, weil es bisher in der geordneten kolonialisierten Lebenswelt wie selbstverständlich vorhanden war.

143 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/68er-Bewegung>.

144 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Heimlicher_Lehrplan.

Es stellt sich die Frage, ob sich die Autorin bewusst gewesen ist, auf welcher Ebene sie die Jugendlichen aufeinander loslässt. Denn sie hat nicht mehr und nicht weniger arrangiert als eine entsetzliche kollektive Initiationsprüfung im Rahmen der „*Tyrannie der Intimität*“ und das „*als ob*“ des Scheincharakters der grauen Erwachsenenwelt an keiner Stelle wirklich in Frage gestellt. Was bleibt, ist, dass sich die Beteiligten der 7 A ganz ohne „*als ob*“ gegenseitig fertigmachen und einen der Ihren umbringen, ohne dass sie etwas gesellschaftlich Relevantes tun. Denn die graue kolonialisierte Lebenswelt lassen sie unberührt und setzen sie dadurch zusätzlich in ihr Recht, weil sie wenigstens Sicherheit zu gewähren scheint.

Das Schluss-Statement der 23 Jahr alt gewordenen Ich-Erzählerin, mit dem auch der Roman endet – „*Und ich weiß, dass man mit der Bedeutung nicht spaßen soll. Nicht wahr, Pierre Anthon? Nicht wahr?*“ – überzeugt nicht, weil der Rahmen, in dem Bedeutung ihre Ernsthaftigkeit beweisen soll, nicht überzeugen kann. Denn es geht, wie dargelegt, für niemanden ausschließlich um die Bedeutung, sondern den selbst erlittenen Verlust so schnell wie möglich in Rache zu verwandeln und aus der gelungenen Verletzung des Nächsten wenigstens ein bisschen ausgleichende Genugtuung zu erlangen. Bedeutung lädt sich also mit dem auf, was sich für eine Situation um sie herum bildet.

Denn natürlich sollte jemand wie Pierre Anthon mit aller Bedeutung, wie er es im Unterschied zu seinen Klassenkameraden nur in Gedanken tut, spaßen können! Er tut nicht mehr und nicht weniger, als von seinem Recht auf freie Meinungsäußerung Gebrauch zu machen! Schließlich ist er an der Errichtung des Haufens ganz unbeteiligt. Er ist kein Täter! Denn zu Anfang sagt er ja, dass es sich nicht lohne, irgendetwas zu tun (vgl. weiter vorn S. 82). Vielmehr hat die in seinem Auftritt im Sägewerk zum Ausdruck kommende Verachtung für das, was seine Klassenkameraden einander angetan haben, alles Recht auf ihrer Seite. Was allerdings überrascht, aber nicht weiter verhandelt wird, ist, dass er auf einmal angesichts der Gegenstände auf dem *Berg der Bedeutung* von deren Bedeutung überzeugt ist, die seine Klassenkameraden durch den Verkauf ans Museum endgültig verraten haben. Er scheint jedenfalls auf seinen Sieg nicht triumphierend stolz zu sein.

So geht die von Erzählerin Agnes an den getöteten Pierre Anthon gerichtete mahnende Frage ins Leere, unterschiebt ihm aber heimtückischerweise noch die Verantwortung für das Geschehene. Das überzeugt am allerwenigsten. Denn es ist im Grunde Agnes, die ihn den anderen ausgeliefert hat, als sie ihn wegen des ausgebrochenen, in eine Schlägerei mündenden Zerwürfnisses vom Baum holt und ins Sägewerk wie zu seiner Hinrichtung schickt. Kann man die am Tatort im Sägewerk gemachte Äußerung wegen der allgemeinen Ratlosigkeit und Verzweiflung noch verstehen – „*Er war schuld, dass wir die Lust am Leben und an der Zukunft verloren hatten und nicht aus noch ein wussten. Wir wussten nur, dass es Pierre Anthon's Schuld war. Und dass er dafür bezahlen musste*“ –, so ist der Leser am Schluss überfordert, wenn er der Erzählerin Recht geben soll und anstelle des toten Pierre Anthon die Frage positiv beantworten würde. Denn dann würde er aus einem Totschlag im gruppenhysterischen Affekt eine beabsichtigte Hinrichtung, also Mord machen.

Ob Janne Teller es tatsächlich darauf abgesehen haben kann? Spätestens hier wird ihr Roman fragwürdig. Denn Pierre Anthon hat es mit seinen eher ins Philosophische gehenden Aussagen nie darauf abgesehen, die Intimbereiche seiner Klassenkameraden in Frage zu stellen. Das hätte er gar nicht gekonnt, weil er nicht Teilnehmer des Wettbewerbs war und selbst überhaupt nichts auf den

Berg aus Bedeutung hätte legen wollen.¹⁴⁵ Denn Jan-Johan als Anführer der Klasse 7 A zeigt (auf S. 17 der Ausgabe von 2010 im Carl Hanser Verlag) an, was er und seine Kameraden ohne Pierre Anthon längst aufgrund eigener Beobachtungen der Erwachsenen für Schlussfolgerungen gezogen haben und warum sie ihnen bei der Lösung ihres Bedeutungsproblems hinderlich wären. „[...] denn die Erwachsenen wollen nicht hören, dass wir wissen, dass nicht wirklich etwas etwas zu bedeuten hat und dass alle nur so tun als ob“. Die zur Hilfe herangezogenen Experten würden sie nämlich eh nur überzeugen wollen, „als ob doch etwas etwas zu bedeuten habe“. Dabei ist aufgrund ihrer Erfahrungen mit Erwachsenen das Gegenteil der Fall: Es geht nur um die gekonnte Darstellung des „als ob“.

Jugendliche 14-Jährige auf der von Janne Teller vorgeführten Ebene die Sinnfrage stellen und beantworten zu lassen, ist abgesehen von Pierre Anthon als Lynchopfer eines entfesselten Klassenmobs und den seelischen Verheerungen unter den Jugendlichen ein Versuch mit den falschen Personen und einem dürftigen Ergebnis. Wenn es um tatsächlichen Lebenssinn und Bedeutung ginge, dann wäre zunächst einmal das „als ob“ der Erwachsenen zu hinterfragen und warum es ihnen am wichtigsten ist, „dass aus einem etwas wurde, das nach etwas aussah“ (S. 15). Dann stünden nämlich die Berufswelt und die in ihr zu spielenden Rollen auf dem Prüfstand, einschließlich der Besitzstände und der Machtverteilung, nach denen die Privilegien in der Welt des „als ob“ verteilt werden.

Aber das von Janne Teller dargestellte Experiment hat auf einer anderen Ebene vielleicht doch beim Leser etwas ausgelöst, von dem nicht sicher ist, ob es im Ermessen der Autorin lag, sich nämlich daraufhin zu befragen, wo es einem um mehr als individuelle Verletzlichkeiten und dem Gehorsam gegenüber Gruppenzwängen geht, nämlich darum, wie in dieser Welt mit dem / den Anderen ein verträgliches Leben zu führen wäre, in dem sich so etwas wie die individuelle Bedeutsamkeit und Besonderheit eines jeden ohne „als ob“ erfüllen und ausdrücken können, ohne dass er sich in der kolonialisierten Lebenswelt austauschbar und zerrieben fühlt und der „heimliche Lehrplan“ sein Werk an ihm vollendet. Damit wäre spätestens in der Schule ohne „heimlichen Lehrplan“ oder mit dessen rücksichtsloser Aufdeckung in der Gegenwart derer, die ihm ausgesetzt sind, zu beginnen, wie sehr gegenwärtige Ausrichtung von Schule auch auf das Gegenteil angelegt sein mag...

5.2 ROBERTO BOLAÑO, „LUMPENROMAN“ (2002 / DT. 2010): JUGENDLICHES PREKARIAT

Der kurze Roman ist das letzte zu Lebzeiten des 50-jährig verstorbenen Autors erschienene Buch. Er widmete es seinen beiden Kindern Lautaro und Alexandra Bolaño, wie auch der posthum veröffentlichte große Roman „2666“ ihnen, dieses Mal in umgekehrter Reihenfolge, gewidmet ist.¹⁴⁶

145 Wie der Wikipedia-Artikel zum Buch signalisiert, ist das Buch zwar vielfach übersetzt und mit Preisen ausgezeichnet worden, aber in seiner mangelhaften Stichhaltigkeit nicht aufgefallen. Ein Sieg der „Tyranei der Intimität“, in der zu viele Zeitgenossen befangen sind? – Auf mich wirkt es außerdem so, als hege die Autorin zu keiner ihrer Figuren wirkliche Sympathien. Das hat angesichts dessen, dass es sich doch zu auffällig um eine Versuchsanordnung handelt, nichts Erstaunliches. Sogar die Ich-Erzählerin Agnes wird dem geopfert.

146 Bei der Wiedergabe des Romans stütze ich mich über weite Strecken auf den 2010 von mir verfassten Artikel bei Wikipedia: <https://de.wikipedia.org/wiki/Lumpenroman>.

Dem Roman ist ein Zitat aus Antonin Artauds¹⁴⁷ Text von 1925 „Le Pèse-nerfs“ (dt. „Die Nervenwaage“) vorangestellt: *„Alles Geschriebene ist Schweinerei. Die Leute, die das Unbekannte verlassen, um zu versuchen, irgend etwas von dem, was in ihrem Geist vorgeht, zu präzisieren, sind Schweine. Das ganze Literatenvolk ist schweinisch, und besonders dasjenige dieser Zeit.“*

Liest man diesen Auszug und bringt ihn mit dem in Zusammenhang, wozu ihn Bolaño verwendet, dann setzt er hinter die Ernsthaftigkeit seines Romans ein großes Fragezeichen. Denn was Artaud hier tut, ist eine Herabwürdigung des Literatenvolks. Um annähernd zu verstehen, was Artaud motiviert hat, sich so zu äußern, muss im Gesamttext weitergelesen werden. Da zeigt sich, dass Artaud ein grundsätzliches Misstrauen in das Vermögen der Sprache hatte, angemessen zum Ausdruck zu bringen, was Menschen umtreibt. Deshalb bewegte seine Theaterarbeit sich zunehmend in Richtung darauf, das Sprechen durch Gestik und Mimik zu verdrängen, um damit eine unmittelbarere Mitteilung veranschaulichen zu können. Es scheint sich bei Artaud um nichts anderes zu handeln, als das, was Friedrich Schiller in den Aphorismus fasste: *„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? / **Spricht** die Seele, so spricht ach! schon die **Seele** nicht mehr.“*

Bei Bolaños letztem zu Lebzeiten und angesichts eines ziemlich nahe bevorstehenden Todes veröffentlichten Roman kann sich der Leser, wenn er sich Bolaños Situation als Schriftsteller mit zu ernährender Familie vergegenwärtigt,¹⁴⁸ sehr gut ausmalen, dass er dem seinen Kindern gewidmeten Vermächtnis nicht recht über den Weg traut. Als Schriftsteller hat er seinen Kindern kaum mehr zu bieten als Geschriebenes, dessen Verwertbarkeit von so etwas Unzuverlässigem wie dem Publikumsgeschmack abhängt. Von daher seine im Artaud-Zitat verborgene Herabsetzung seines eigenen Vermögens, seinen Kindern nicht mehr an Zukunft bieten zu können, als was der Verkauf seiner Literatur abwirft. Der Titel „Una novelita lumpen“ / „Lumpenroman“ erhält von daher etwas Zweideutiges, dass er ihn nämlich einerseits selbst nicht so hoch hängen will, wie auch andererseits auf die Lage der jugendlichen Protagonisten seines Romans angespielt wird.

„Lumpen“ ist nämlich ein im hispanosprachigen Raum geläufiges und stellenweise umgangssprachlich gewordenes Wort zur Bezeichnung vor allem jugendlicher Arbeitsloser. Es stammt aus dem Bereich linker bzw. marxistischer Gesellschaftsanalyse und geht auf den Begriff „Lumpenproletariat“¹⁴⁹ zurück. In „Lumpenroman“ taucht das Wort nur im Titel auf, umschließt aber die Lebenswirklichkeit der Protagonisten im zeitgenössischen Rom.

5.2.1 ZUM INHALT

Die Ich-Erzählerin Bianca schildert aus der Erinnerung die Zeit unmittelbar nach dem Unfalltod ihrer Eltern in chronologischer Abfolge. Inzwischen befindet sie sich in einer anderen Situation – *„Jetzt bin ich Mutter und auch eine verheiratete Frau“* – und blickt zurück in ihre Jugend: *„(...) aber vor gar nicht langer Zeit war ich eine Kriminelle“* (S. 9).¹⁵⁰

147 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Antonin_Artaud.

148 Zu Bolaños wirtschaftlicher Situation enthält der spanische Wikipedia-Artikel Ausführliches. Wichtig zu wissen, dass er erst in Zeiten seines bevorstehenden Todes und posthum erfolgreicher wurde:
http://es.wikipedia.org/wiki/Roberto_Bola%C3%B1o.

149 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Lumpenproletariat>.

150 Verwiesen wird mit den Seitenangaben auf die im Carl Hanser Verlag in München 2010 erschienene Ausgabe.

Die Eltern sterben bei einem Autounfall während ihres ersten Urlaubs zu zweit. Die beiden noch nicht volljährigen Kinder als die einzigen Angehörigen fahren zum Unfallort nahe Neapel und holen die Leichname ab, damit sie in Rom beigesetzt werden. Eine Schwester der verstorbenen Mutter kommt mit ihren beiden Töchtern zur Beerdigung. Sie tauchen später nie mehr auf, so dass „*mein Bruder und ich allein waren in der Welt*“ (S. 10). Seither fühlen die beiden übereinstimmend, dass es keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht gibt und „*alles ein Dauerzustand von Sonne und Licht*“ ist. Bianca denkt, sie sterbe, und das immer wieder. Aber ein Tag fügt sich in den anderen, und die beiden gehen zur Schule und bekommen die kleine Rente ihres Vaters zugesprochen, mit der für die beiden nur ein sehr eingeschränktes Leben möglich wäre. Sie suchen Arbeit. Bianca geht in einen Friseursalon und ihr Bruder in ein Fitness-Studio, wo er für die Sauberkeit der Räumlichkeiten zu sorgen hat. Sie vernachlässigen die Schule, weil sie überzeugt sind, dort nichts zu lernen (S. 13). Fernsehen und das Ausleihen von Videofilmen werden zu ihrer Hauptbeschäftigung, sobald sie zu Hause sind. Ihr Bruder trainiert zusätzlich seinen Muskelaufbau neben seiner Arbeit und möchte seiner Schwester mit seinem dicker werdenden Bizeps imponieren. Beide träumen von einer erfolgversprechenden Zukunft. Biancas Bruder ergänzt sein Muskeltraining, indem er sich Pornofilme ausleiht. Er ist überzeugt, dass sie ihm etwas beibringen, denn er hat wie seine Schwester noch keine Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht. Bianca leiht sich alles, was das Videothekeangebot anbietet. Wenn sie unterwegs ist, hört sie aus Autos, die mit heruntergelassenen Scheiben an ihr vorbeifahren, junge Leute „*Faschismus oder Barbarei*“ rufen (S. 21, 42).

Eines Tages bringt Biancas Bruder zwei ältere junge Männer von seinem Arbeitsplatz mit nach Hause, einen Bolgneser und einen Nordafrikaner (Libyer), die sich sehr ähnlich sehen und als Blutsbrüder ausgeben. Sie bleiben in der Wohnung, beziehen das leere Elternschlafzimmer und beteiligen sich sehr umsichtig an der Führung des Haushalts. Ihr Ehrgeiz besteht wie der von Biancas Bruder darin, mit Nahrungsergänzungsmitteln „*Siegerkörper*“ zu entwickeln (S. 25). Bianca erlebt sie und ihren Bruder wie auch sich selbst als Wartende, leer und gelangweilt (S. 28 f.). Eines Tages sind die beiden Dauergäste verschwunden. Als sie wiederkommen, erfährt Bianca, dass sie erfolglos an einem Bodybuilding-Wettbewerb teilgenommen haben. Bianca gibt ihnen zu verstehen, dass sie in ihr Zimmer kommen können und sie bereit wäre, mit ihnen zu schlafen. Ohne dass Bianca wissen will, wer von den beiden zu ihr kommt und sie sie auch nicht erkennen will, schläft sie abwechselnd mit beiden. Sie schläft nur wenig, manchmal wochenlang nur drei bis vier Stunden (S. 84), so dass es im Friseursalon auffällt. (S. 37, 84). Sie ist überzeugt davon, dass es ihnen allen gleichschlecht geht, obwohl sie nach außen gute Laune zeigen. Ihre gemeinsame Unterhaltung besteht hauptsächlich im Verfolgen von Quiz-Shows.

Als sich die wirtschaftliche Lage verschlechtert, verlieren bis auf Bianca alle ihre Arbeit. Die Waisenrente und Biancas Lohn reichen nicht aus, um ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Bianca gefällt ihr Leben nicht. Sie „*hörte auf, eine Waise zu sein, und drang allmählich auf ein noch heikleres Gebiet vor, wo es nicht lange dauern würde, bis ich eine Kriminelle war*“ (S. 54). Dabei ist ihr bewusst, „*dass Prostitution der einfachste Weg war*“, sie das aber meidet. In der Rückerinnerung wundert sie sich, dass sie angesichts der Ausweglosigkeit nicht „*schnurstracks in die Luft gegangen*“ ist (S. 55). Das habe wohl daran gelegen, dass sie ein einfacher Mensch ist. Manchmal wird sie jedoch von ständigem Weinen heimgesucht (S. 59).

Der Bologneser, der Libyer und ihr Bruder haben sich einen Plan ausgedacht, wie sie ihre

Situation verändern könnten. Von ihrem Arbeitsplatz her kennen sie einen allein lebenden Mann, Maciste, der sich Anfang der 1960er Jahre (S. 63) über Bodybuilding den Titel des „Mister Universum“ und eines Bodybuilding-Weltmeisters geholt hat und als Filmstar in Filmen über die Antike – mit Titeln wie *„Maciste gegen die Tartaren“* (S. 83) – ein Vermögen verdient haben muss. Bianca soll als Köder dienen, um sein Haus nach dem Tresor auszukundschaften, den sie dann leeren wollen. Bianca ist bereit, sich auf diesen Mann einzulassen.

Maciste, alias Mister Maciste oder Signor Bruno oder Mister Universum, sagt ihr, als sie ihn in einer *„Nacht wie ein Mittag im August“* kennenlernt (S. 63), dass er Gesellschaft brauche (S. 71). Bianca gibt sich als Neunzehnjährige aus. Sie ist überzeugt, dass sie keine Nutte ist, wenn sie mit ihm schläft, denn sie verfolgt ja eine kriminelle Absicht. Sie erfährt auch seinen eigentlichen Namen: Giovanni Dellacroce (= Johannes vom Kreuz¹⁵¹). Von seiner Gestalt ist er hochgewachsen und breit (S. 69), wirkt unter Menschen riesig (S. 106). Bianca kann ihn mit ihren Armen nicht umfassen. Er geht zärtlich mit liebevollen Gesten mit ihr um. Zweimal wöchentlich kommt sie zu ihm, einmal, als er erkrankt, pflegt sie ihn eine Woche lang. Sie versucht sich Zukunft und ein Leben an seiner Seite vorzustellen, was aber ein *„leeres Bild“* bleibt (S. 99). Denn Macistes Zukunft liegt im Nichts (S. 83). Jedenfalls ist aus ihrer Nähe zu ihm mehr entstanden, als der Plan ursprünglich vorsah, obwohl sie nie vergisst, nach dem Tresor im weitgehend leeren, verwahrlosten und in seinem Zimmer *„klösterlich“* wirkenden Haus (S. 79) zu suchen.

Bianca ist froh, dass Maciste das Gesicht nicht sehen kann, mit dem sie ihm gegenübertritt: *„ein Gesicht voller Erwartung, ein Gesicht, das tatsächlich alles erwartete, vom liebevollen Wort bis hin zu einer gewichtigen Erklärung“*. Er erscheint ihr wie eine *„Wahrsagemaschine“*, die ihr den Weg in ihre Zukunft zeigen könnte (S. 85). Auf ihre Frage, warum er blind sei, erfährt sie, dass er als Fahrer einen Autounfall verursachte, bei dem zwei seiner Freunde ums Leben kamen und er sein Augenlicht verlor. Bianca erzählt ihm, dass sie seit dem Unfalltod ihrer Eltern im Dunkeln sehen könne (, aber in der Erinnerung bezeichnet sie sich trotz aller Helle um sie dabei als blind [S. 33]). Bei allem geht es ihr nicht gut. Zu Hause sucht sie nach einem Raum künstlicher Stille und Dunkelheit, *„wo ich weinen und mich vor Schmerz krümmen konnte, weil mir nicht gefiel, was ich tat“*, nämlich der ihr auch willkommene und Lust bringende Sex mit Maciste und den beiden vermeintlichen Freunden ihres Bruders (S. 90 f.).

Nach jedem Besuch zahlt Maciste sie aus, wie er auch eine unregelmäßig vorbeikommende Frau auszahlt, die ihn mit dem fürs Leben Nötigen versorgt. Schließlich ist sie sich sicher, dass Maciste zwar regelmäßig über Bargeldbeträge verfügt, es im Haus jedoch keinen Tresor gibt. Sie verabschiedet sich von Maciste, ohne sein letztes Geld anzunehmen, und sagt den Freunden ihres Bruders, dass sie die Wohnung verlassen müssen und ihre einzige Chance, zu Geld zu kommen, darin bestünde, Maciste zu foltern, damit er ihnen Zugang zu seinem Tresor, von dem sie weiß, dass es ihn im Haus nicht gibt, verschaffe. Bianca muss sich neu orientieren, weil sie nicht sterben will (S. 107). Ihr Bruder ist so erschöpft wie sie, er weint immer wieder im Badezimmer vor sich hin. Nach dem Verschwinden der Freunde haben beide *„wieder eine wirkliche Nacht“* und erleben als *„schwache, müde Geschöpfe, die gern noch einmal das Morgengrauen sehen wollten, die schwankende Helle der Piazza Sonnino“* (S. 109 f.).

151 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Johannes_vom_Kreuz.

5.2.2 EIN BLUTSBRÜDERPAAR IM WARTESTAND

„III

Eines Nachmittags kam mein Bruder mit zwei Männern an.

Sie waren nicht seine Freunde, auch wenn mein Bruder das glauben wollte. Der eine war Bologneser, der andere Libyer oder Marokkaner. Trotzdem sahen sie aus wie Zwillinge. Der gleiche Kopf, die gleiche Nase, die gleichen Augen. Sie erinnerten mich an eine Tonskulptur, die ich vor kurzem in einer Zeitschrift im Friseursalon gesehen hatte. Sie blieben über Nacht.

»Wo sollen sie schlafen? Es gibt keinen Platz«, sagte ich zu meinem Bruder.

Er sah mich mit überlegener Miene an, als hätte er alles unter Kontrolle.

»Im Elternschlafzimmer«, sagte er.

Er hatte recht, da gab es Platz. Und dort schliefen die Männer.

Ich ging früh schlafen und hatte keine Lust auf meine Lieblingssendungen.

Ich bekam fast kein Auge zu. Als ich um sechs Uhr aufstand, war die Küche wie geleckert. Die Männer hatten die Töpfe, die Teller und das Besteck abgewaschen und in den Abtropf gestellt. Die Aschenbecher waren geleert und sauber. Ich glaube, sie hatten vor dem Schlafengehen sogar gefegt. Während ich frühstückte, dachte ich darüber nach, und dann ging ich zur Arbeit, obwohl es viel zu früh war und ich fast zwei Stunden im Viertel herumliefe.

Als ich nach Hause kam, waren sie noch da. Sie hatten Kartoffelbrei mit Spinat und einer scharfen Tomatensauce gekocht. Der Tisch war gedeckt. Im Kühlschrank standen zwei Literflaschen Bier. Erst da, als wir beim Essen saßen, erfuhr ich ihre Namen. Sie selbst sagten sie mir. Aber ich habe sie vergessen und will sie mir lieber nicht eigens ins Gedächtnis rufen. Mein Bruder wirkte nervös und glücklich. Die beiden Männer wirkten ruhig. Der Bologneser rückte sogar den Stuhl für mich ab, als ich mich setzen wollte.

An diesem Abend fiel mir auf, wie unglaublich ähnlich sie sich sahen, und ebenfalls an diesem Abend sagten sie, dass sie keine Brüder seien, obwohl viele Leute das dächten. Der Libyer sagte einen Satz, der mir damals rätselhaft erschien. Er sagte, in gewisser Weise täuschten sich die Leute nicht. Auch wenn sie uns vielleicht blöd vorkommen, die Leute täuschen sich nie. Auch wenn wir sie vielleicht verachten, manchmal auch zu Recht, die Leute täuschen sich nie. Das ist unsere Strafe, sagte er.

»Seid ihr Brüder oder seid ihr keine Brüder?«, fragte ich sie.

Der Libyer sagte, sie seien Blutsbrüder.

»Wollt ihr damit sagen, ihr habt einen Blutschwur geleistet, euch in die Handflächen geschnitten und euer Blut vereinigt?«

Das wollten sie damit sagen. Mein Bruder fand es toll, dass es noch Leute gab, die solche Schwüre leisteten. Ich fand es kindisch. Der Libyer stimmte mir zu, aber ich glaube, dass er mir nur zustimmte, um mir nicht zu widersprechen, denn wenn er es kindisch fand, warum hatte er es dann getan? Außer sie kannten sich von Kindheit an, was nicht sicher war.

An diesem Abend saß ich noch eine Weile mit ihnen vor dem Fernseher.

Mein Bruder hatte sie im Fitness-Studio kennengelernt, wo sie irgendwelche unklaren Funktionen erfüllten, wobei sie mir mal eher wie Trainer vorkamen, eine durchaus respektable Tätigkeit, dann wieder wie Reinigungskräfte, Typen, die niedere Arbeiten verrichteten, wie mein Bruder. Jedenfalls redeten sie pausenlos vom Fitness-Studio, wie Leute, die auch nach Feierabend noch über ihre Arbeit sprachen. Sie sprachen vom Fitness-Studio, mein Bruder ebenfalls (mit einer Begeisterung, die mir neu war), von Eiweiß-Diäten und Nahrungsergänzungsmitteln, deren Namen in meinen Ohren nach Science-Fiction klangen, Fuel Tank 3000 etwa oder Weider Protein-Riegel, die sämtliche Nährstoffe enthielten, die ein Siegerkörper braucht.

Bis ich zu ihnen sagte, wenn sie sich weiter unterhalten wollten, sollten sie das in der Küche tun, weil ich wegen ihnen kein Wort von dem Quiz verstand, das im Fernsehen lief. Ich fand (und finde) Gefallen daran, die Fragen und Antworten von Quiz-Shows

aufmerksam zu verfolgen, denn auf diese Weise habe ich meinen Spaß, und gleichzeitig lerne ich etwas, das mir zwar wahrscheinlich nichts nützt, aber vermutlich auch nicht schaden kann. Manchmal treffe ich mit einer Antwort ins Schwarze. In so einem Fall kommt mir der Gedanke, ich könnte vielleicht auch an einer Quiz-Show im Fernsehen teilnehmen. Aber dann folgen weitere Fragen, und ich weiß auf keine eine Antwort, und mir wird klar, dass ich hier auf dieser Seite besser aufgehoben bin, denn dort vor den Kameras würde ich mich wahrscheinlich nur lächerlich machen.

Am meisten überraschte mich aber, dass sie den Mund hielten, als ich sagte, sie sollten den Mund halten. Und so waren wir alle still und schauten die Quiz-Show, die sich in ihrer heißen Phase befand, nur noch zwei Kandidaten waren übrig, ein schon etwas älterer Mann von 40 oder 50 Jahren, ein bebrilltes Mädchen mit viel zu ernstem, gleichsam in sich gekehrtem Gesicht und wunderbarem Haar, ganz glatt und glänzend schwarz, das ihr bis auf die Schultern reichte. Für einen Moment stellte ich mir das Mädchen vor, wie es im Friseursalon saß. Dumme Gedanken. Ich versuchte sie mir aus dem Kopf zu schlagen.

Dann wurde das Mädchen nach der Bedeutung des Wortes Nimbus gefragt. Und der Bologneser neben mir sagte, Nimbus sei die Aureole, der Lichtkreis, der die Heiligen umgibt. Und bevor das Mädchen den Mund aufmachen konnte, fügte er hinzu, Nimbus nenne man auch eine tief hängende Regenwolke vom Typ Cumulus.

Ich starrte den Bologneser an, dann den Fernseher. Mein Bruder grinste, als wenn er ebenfalls die Antwort wüsste, dabei wusste ich, dass er sie auch nicht wusste. Und die Zeit lief ab, und das Mädchen verlor die Runde, und der Mann kam an die Reihe und sagte, Nimbus, das sei ja eine tief hängende Regenwolke. Und als der Quizmaster nachhakte, um dem Alten den Sieg nicht so leicht zu machen: »Und was bedeutet Nimbus noch?«, blieb dieser stumm und wusste nicht weiter.¹⁵²

Dann kamen weitere Kandidaten und weitere Fragen, und der Bologneser konnte fast alle beantworten, manche falsch, das schon, aber die meisten richtig, und mein Bruder und sogar ich, wie ich zugeben muss, redeten ihm zu, er solle sich bei der Quiz-Show bewerben, da könne er absahnen (ich drückte mich allerdings anders aus), und dann sagte mein Bruder, sein Freund löse immer Kreuzwörterrätsel, und zwar vollständig, nicht wie die meisten Normalsterblichen, die Kreuzwörterrätsel anfangen, aber nicht beenden, und mein Eindruck war, dass Kreuzwörterrätsel lösen und in einem Fernsehquiz gewinnen, zwei verschiedene Paar Schuhe seien, sagte aber nichts, denn zu offensichtlich war, dass der Bologneser jedes Frage-und-Antwort-Spiel, zu dem er antrat, gewinnen konnte.

Aber dann kam mir der Gedanke: Wann hat mein Bruder gesehen, wie sein Freund Kreuzwörterrätsel löst? Denn eins war ja klar, dass sie sich aus dem Fitness-Studio kannten, wo mein Bruder arbeitete und der Bologneser arbeitete und sogar der Libyer arbeitete, nämlich Böden wischten, Spinde und Duschen putzten, die Krafträume fegten oder Energy-Drinks verkauften, alles Tätigkeiten, die mit der eher müßigen Beschäftigung des Kreuzwörterrätsellösens unvereinbar waren, der man sich bekanntlich überlässt, wenn man sonst nichts zu tun hat.

Als ich nachts im Bett lag und es in der Wohnung still geworden war, dachte ich oder besser gesagt sah ich vor mir, wie mein Bruder und seine beiden Freunde am Hauptbahnhof in einem Schnellrestaurant saßen und auf etwas warteten, und während mein Bruder und der Libyer nichts taten, nur die Leute beobachteten, die rein und raus gingen, löste der Libyer das Kreuzwörterrätsel im Osservatore Romano, einer rechten Zeitung, daran gibt es nichts zu deuteln, auch wenn er behauptete, es sei eine anarchistische Zeitung, eine unnötige Erläuterung oder Entschuldigung und darum überflüssig. Einmal sah ich ihn mit dem Tuttocalcio unter dem Arm und sagte: »Die kaufst du«, eine schlichte und einfache Feststellung ohne Hintergedanken, und er sagte ja, ich kaufe den Tuttocalcio, aber das ist keine rechte Tageszeitung, wie alle glauben, son-

152 Hier wäre auch an *Cumulonimbus* zu denken, der bei einer Atombombenexplosion entsteht: <http://fr.wikipedia.org/wiki/Cumulonimbus#Pyrocumulonimbus>.

dern ein anarchistisches Blatt.

Als würde mich interessieren, welche Zeitung er kaufte oder nicht kaufte.

Mein Vater kaufte den Messaggero. Mein Bruder und ich kaufen keine Zeitungen (ein Luxus, den wir uns nicht leisten können). Ich weiß nicht, welche Zeitungen rechts und welche links sind. Aber der Bologneser war ständig dabei, sich zu rechtfertigen. Das war Teil seines Charakters und auch seines Charmes, zumindest glaubte er das. Na gut. Was ich sagen wollte: Ich lag im Bett, das Licht gelöscht, die Decke bis zum Kinn hochgezogen, in tiefer nächtlicher Stille, einer Stille, die ich als gelb empfand, und sah meinen Bruder und seine beiden Freunde in einer Gaststätte im Hauptbahnhof von Rom an einem Tisch sitzen, mit drei Gläsern Bier und gelangweilten Gesichtern, denn wer wartet, kann lange warten, und sie warteten auf etwas, das niemals kam, das aber kommen sollte, zumindest hofften sie darauf, alle drei, und dort hatte der Bologneser allerdings die Zeit, ein Kreuzworträtsel vollständig zu lösen, das im Osservatore Romano oder das in La Repubblica oder das im Messaggero. Und dieses erfundene Bild löste in mir eine unendliche Traurigkeit aus. Es war, als drückte mir jemand die Luft ab, ein Stechen im Herzen und ein Gefühl der Beklemmung. Als stiege aus der Tiefebene Nebel auf und hüllte den gesamten Bahnhof ein, ohne dass es jemand merkte (außer mir, der ich nicht dort war). Als würde dieser Nebel das Gesicht meines Bruders auslöschen und uns unwiderruflich trennen. Aber dann schlief ich ein oder vergaß oder spielte herunter, was ich gesehen oder vorausgeahnt hatte, denn dieses Bild war tatsächlich eine Vorahnung. So verging die Zeit.“

Das Blutsbrüderpaar, das in Kapitel III auftaucht, bleibt anonym, bis es am Ende des Romans verschwindet. Sie vermeiden es grundsätzlich, irgendwelche Spuren zu hinterlassen, und bleiben der Bologneser und der Libyer. Als Bianca mit ihnen zu schlafen beginnt, bemerkt sie nichts von ihrem Samen; nach Kondomen sucht sie am nächsten Morgen vergeblich. Einmal durchsucht sie, als sie die Wohnung verlassen haben, ihre persönlichen Sachen: „kein einziges persönliches Schriftstück. Keine Briefe, kein Adressbuch, keine Kopie ihrer Sozialversicherungsunterlagen. Ich nahm an, sie trugen die wichtigen Dokumente immer bei sich. Oder sie hatten keine. Oder es gab keine“ (S. 58).

Im Roman wird nicht weiter thematisiert, was sie vorausgeahnt haben mag, obwohl sie unterstreicht, dass es sich *tatsächlich* um eine Vorahnung gehandelt habe. Es muss also etwas im Roman Unausgesprochenes eingetreten sein. In einer Besprechung des Romans wird vorgeschlagen, dass in dem Blutsbrüderpaar an italienischen Faschismus und Kolonialismus in Libyen erinnert werde.¹⁵³ Der Text in Kapitel III weist aber nicht auf Vergangenheit, sondern mit „Vorahnung“ auf Künftiges hin, und zwar grundiert von einer Beobachtung Biancas, dass junge Leute in nagelneuen Autos (S. 42) aus den heruntergelassenen Fenstern „Faschismus oder Barbarei“ herausschreien. Diese Vorahnung ist in der von Bianca am Ende von Kapitel III imaginierten Bahnhofsszene in Rom enthalten. Aus den Versatzstücken des von Bianca Geäußerten lässt sich etwas anderes erahnen, was auf Bolaños Absicht schließen lassen kann: Da hat Bianca das Gefühl, es drücke ihr jemand die Luft ab, der um den Bahnhof aufsteigende Nebel löscht das Gesicht ihres Bruders aus, und sie fürchtet ihre Trennung; in der Bahnhofsgaststätte sitzen mit ihrem Bruder der Bologneser und der Libyer. Nun hat sich in Bologna 1980 in einem vollen Bahnhofswartesaal ein terroristisches Attentat mit neo-faschistischem Hintergrund mit 85 Toten und 200 Verletzten ereignet¹⁵⁴; in Lockerbie verursachte 1988 ein vom libyschen Geheimdienst eingefädelter Flugzeugabsturz den

153 Siehe http://www.ila-web.de/artikel/ila361/postkolonialismus_bolano.htm.

154 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Anschlag_von_Bologna_1980.

Tod von 189 Menschen.¹⁵⁵ Diese Indizien vor dem von Bianca geschilderten Hintergrund einschließlich der unbekanntenen Identität der Blutsbrüder, die ihre Ähnlichkeit als Strafe empfinden (, weil sie so leichter zu identifizieren sind?), und ihres Bestrebens, nirgends Spuren zu hinterlassen, lenken in ihrer Vorahnung den Verdacht auf etwas von Bianca gefürchtetes Terroristisches. Nicht nachvollziehbar bleibt für Bianca auch die Ruhe, die es braucht, um Kreuzworträtsel zu lösen, ihr Bruder also etwas anderes von den beiden wissen muss. Auch der Rechtfertigungszwang des Bolognesers befremdet sie. Der Verdacht entsteht, dass die beiden nur zum Schein einer Tätigkeit im Fitness-Club nachgehen, ihren Schwerpunkt aber woanders haben, gewissermaßen „Schläfer“ sind.¹⁵⁶

Deshalb dringt sie schließlich auch darauf, dass der Bologneser und der Libyer ihre Wohnung verlassen und sich, von ihr veranlasst, möglicherweise auf eine gewalttätige Auseinandersetzung mit Maciste einlassen, wenn sie an dessen vermutetes verstecktes Geld kommen wollen, das nach Biancas Nachforschungen eben gar nicht existiert.

Die beiden zunehmend fremder werdenden Jugendlichen, älter als Bianca und ihr Bruder, gehören also offensichtlich nicht in der gleichen Weise zu dem jugendlichen Prekariat, das mit „Lumpenproletariat“ gemeint ist. Genauer lässt sich allerdings nicht sagen, außer dass sie das Leben der Geschwister zusätzlich zu belasten und zu beunruhigen beginnen. Denn dass sie sich um Geld bemühen, und zwar um viel Geld, zeigt sich in immer auffälligerer Weise, nicht zuletzt darin, dass sie Bianca zu Macistes Haus führen (S. 61).

5.2.3 EIN HAUS AM STRAND, EIN RESTAURANT IN TANGER, EIN FITNESS-STUDIO IM NORDEN ...¹⁵⁷

Zukunft wird während der Handlung ständig thematisiert und als Wort 23 mal wiederholt, zusätzlich scheint sie im ebenfalls leitmotivischen Warten wie hier auf dem Bahnhof auf, das im Text genauso häufig vorkommt und manchmal an das Gegenteil, nämlich ans spanische „desesperar“ (= verzweifeln, die Hoffnung verlieren) gebunden ist. Das rührt vom Ausgangspunkt her, „dass mein Bruder und ich allein waren auf der Welt“ und sie von ihrer Tante und deren beiden „grässlichen Töchtern“ nichts zu erwarten haben, denn sie habe sich bei der Beerdigung allem Anschein nach „unverhohlen kaputtgelacht“ über die beiden Verwaisten (S. 10). Damit spielt der Autor indirekt auf eine typische Ausgangssituation in vielen Märchen an, wie sie sich in der wirtschaftlichen Not am deutlichsten in „Hänsel und Gretel“ oder in „Die Sterntaler“ zeigt, oder auf böse Stiefverwandte wie in „Aschenputtel“, die nur das eigene Glück und das eigener Kinder im Auge haben. Märchenhaft wird es auch, wenn sich Bianca vorstellt, dass der Reichtum Macistes in Goldmünzen besteht, die in der Tiefe seiner Eingeweide glitzern. Als Maciste sie eines Nachts fragt, welche Farbe sein Samen habe, betrachtet sie ihn in ihrer Hand und meint, er ähne geschmolzenem Gold (S. 97 f.).

Bevor jedoch Bianca in Macistes Leben eingeschleust wird, macht sie eine recht trübe Bestandsaufnahme ihrer Lebenssituation mit den betreffenden, in einer Frauen-Zeitschrift in einem Fragebogen auszufüllenden Antworten. Es ist eine Variante der *Quiz-Show*, auf die die jungen Leute abonniert sind, und enthält einschlägige Namen und einen zeitgenössischen Spiegel dessen, wie

155 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Lockerbie-Anschlag>.

156 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Maulwurf_%28Agent%29.

157 So auf S. 61.

junge Leute sich in der auf sie zugeschnittenen Klatschpresse auf dem Laufenden zu halten haben:

„VI

Ich fasse zusammen: Die wirtschaftliche Situation hatte sich verschlechtert.

Mein Lohn reichte nicht aus, um vier Personen zu ernähren und außerdem die Kosten für die Wohnung zu bestreiten. Eines Abends kam ich nach Hause, und es gab kein Licht. Nicht dass es mir etwas ausmachte, aber wir mussten den Ehering meiner Mutter und noch ein paar andere Sachen versetzen (wir haben sie nie ausgelöst), um die Rechnung zu bezahlen und wieder Strom zu bekommen, damit wir wenigstens fernsehen konnten.

Eines Nachmittags, als es im Friseursalon nichts zu tun gab, stieß ich beim Blättern in einer Zeitschrift auf einen Fragebogen. Er schien wie für mich gemacht. Die Zeitschrift hieß *Donna Moderna*, und ich sah sie zum ersten Mal. Als ich ging, nahm ich sie mit, um den Fragebogen zu Hause auszufüllen.

Was hältst du von Männern unter zwanzig?

Sie sind wie mein Bruder. Nehme ich an. Arbeitslos. Viel also.

Was hältst Du von Männern unter dreißig?

Nichts.

In welchem Alter möchtest Du sterben?

Vor meinem vierzigsten Geburtstag. Mit sechsendreißig.

Mit welchem Schauspieler wärest Du gern liiert?

Mit Brad Pitt.¹⁵⁸

Mit welchem Schauspieler wärest du gern verheiratet?

Mit Edward Norton.¹⁵⁹

Mit welchem Schauspieler hättest du gern ein Verhältnis?

Antonio Banderas.¹⁶⁰

Welchen Schauspieler hättest Du gern als Vater?

Robert de Niro.

Welche Schauspielerin hättest Du gern als beste Freundin?

Maria Grazia Cucinotta.¹⁶¹ (Seltsam, die Antwort, ich habe Maria Grazia Cucinotta doch immer für eine oberflächliche und egoistische Frau gehalten, die sich nur um sich selbst kümmert.)

Welche Schauspielerin wärest Du gern?

Maria Grazia Cucinotta.

Kennst Du jemanden, der sein Leben für Dich riskieren würde?

Nein. Ich kenne niemanden. Und wenn, würde ich alles tun, es ihm auszureden. Ich würde ihm sagen, es lohnt sich nicht, sein Leben für mich aufs Spiel zu setzen. Ich würde mich ihm zeigen, wie ich bin, dann hätte er schnell genug von mir.

Wenn Du ein Vogel wärest, welche Art Vogel würdest Du sein?

Ein Uhu.

Wenn Du ein Säugetier wärest, welche Art Säugetier würdest Du sein?

Ein Maulwurf. Oder eine Ratte. Eigentlich lebe ich ja schon wie eine Ratte.

Wenn Du ein Fisch wärest, welche Art Fisch würdest Du sein?

Einer von denen, die man als Köder verwendet. Als Kind habe ich einmal am Albaner See, unweit von Castelgandolfo, der Residenz des Papstes, einen Fischer gesehen, der mit einer riesigen Angel fischte und neben sich einen Bottich und eine kleine Kiste stehen hatte. In dem Bottich lagen frisch gefischte Fische, drei, glaube ich, schreckliche Viecher, halb lebendig, von schwarzsandiger Farbe, und in dem Kistchen befanden sich die Köder, die der Fischer auf seinen Haken spießte. Die Köder waren winzige transparente, leicht silbrige Fischchen. Als ich den Fischer fragte, ob er die alle gefischt habe,

158 http://de.wikipedia.org/wiki/Brad_Pitt.

159 http://de.wikipedia.org/wiki/Edward_Norton.

160 http://de.wikipedia.org/wiki/Antonio_Banderas.

161 http://de.wikipedia.org/wiki/Maria_Grazia_Cucinotta.

erwiderte er nein, die einen, die großen, seien die Eltern, und die kleinen die Jungen. Und die großen habe er tatsächlich gefischt, die kleinen in einer Fischhandlung in Frascati gekauft. Die seien nicht zum Essen, die dienten nur als Köder.

Welche geologische Formation würdest Du gern sein?

Ein Meeresgraben.

Wenn Du ein Auto wärst, welche Marke würdest Du sein wollen?

Ein Fiat aus Fleisch und Blut. (Das ist keine gute Antwort. In Wirklichkeit wäre ich gern ein Oldtimer, ein Lamborghini. Und ich würde höchstens zwei- oder dreimal im Jahr die Garage verlassen. Ich wäre auch gern ein Taxi in Los Angeles, mit einem Rücksitz voll mit Blut und Sperma. In Wirklichkeit habe ich keinen Führerschein und interessiere mich auch nicht für Autos.)

Wenn Du ein Film wärst, welcher Film würdest Du sein wollen?

Ich wäre gern *Krieg und Frieden*¹⁶² mit Audrey Hepburn und Henry Fonda. Den habe ich vor kurzem im Fernsehen gesehen. Und etwas Merkwürdiges ist passiert: Mein Bruder und der Bologneser sind eingeschlafen. Aber der Libyer hat bis zum Ende durchgehalten und gesagt, er finde den Film absolut phantastisch. Das fände ich auch, sagte ich. Ja, das habe ich schon gemerkt, sagte er.

Wenn Du jemanden töten müsstest, wenn Du keine andere Wahl hättest, wen würdest Du töten?

Jeden. Ich würde ans Fenster treten und irgendjemanden abknallen.

Wenn Du ein Land wärst, welches Land würdest Du sein?

Algerien.¹⁶³

Hältst Du Dich für hübsch?

Ja.

Hältst Du Dich für intelligent?

Nein.

Wenn Du jemanden töten müsstest, wenn Du keine andere Wahl hättest, welche Waffe würdest Du Dir aussuchen?

Eine Pistole. Als ich noch zur Schule ging, hatte ich eine Freundin, die sagte, sie würde ihren Freund am liebsten mit einer Atombombe töten. Ich weiß noch, dass ich das wahnsinnig komisch fand, weil dabei nicht nur der Freund meiner Freundin, sondern auch sie selbst und alle Einwohner von Rom und Umgebung sterben würden, vermutlich sogar die Fischer von Frascati¹⁶⁴.

Wie viele Kinder hättest Du gern?

Null.“

Da schlägt sich nieder, was für Bezugspunkte Bianca in ihrem Leben gesetzt sieht, vor allem auch in der Glamour-Welt der Filmindustrie. Gleichzeitig wird ihre Ausgrenzung sichtbar und die Aussichtslosigkeit der Geschwister im Prekariat¹⁶⁵. Daraus ergibt sich dann die Ungeduld des Wartens, gleichzeitig die Langeweile und das schnelle Entwerfen von materiell erfüllten Zukunftsvisionen. Ebenfalls aber Vorstellungen von Gewalttätigkeit, um eine Welt verzweifelt in Frage zu stellen, die so wenige Chancen anbietet.

Wenig später haben der Bolgneser und der Libyer über den Fitness-Club Maciste ausgespät.

Unabhängig davon, warum Bianca als Köder zu Maciste geschickt wird, wird er mit seiner riesi-

162 http://de.wikipedia.org/wiki/Krieg_und_Frieden_%281956%29.

163 Zur wirtschaftlichen Situation in Algerien:

<http://www.algier.diplo.de/Vertretung/algier/de/05/Aussenwirtschaftsfoerderung/Wirtschaftsinformationen.html>.

164 Unklar, wie Bianca auf Fischer in Frascati kommt: <http://de.wikipedia.org/wiki/Frascati>. Das kann vielleicht daran liegen, dass sie keine Geografiekenntnisse hat oder Atombombenexplosionen mit Fischern assoziiert, die dem radioaktiven Niederschlag in besonderer Weise ausgesetzt sind. (Wahrscheinlich sind Angler gemeint wie der im Text erwähnte, der sich in einem Fischgeschäft Frascati mit Ködern eindeckte.)

165 <http://de.wikipedia.org/wiki/Prekariat>.

gen Gestalt unter dem Bild des *Heiligen Pietrino von den Seychellen* (S. 98) für Bianca zu einer Art Christophorus¹⁶⁶, der sie auf seinen Armen „wie im Fluge durch die Dunkelheit trug“ (S. 81), während sie sich selbst im Traum mit einem 5 Kilo schweren Papagei auf der Schulter beim Marsch durch die Wüste zusammenbrechen und sterben sieht (S. 18 f.). Maciste verkörpert in seiner Blindheit außerdem einen Hinweis auf das Klären von Zukunft, wenn auch Biancas Erwartungen an ihn als „*Wahrsagemaschine*“, wofür in der Überlieferung *Teiresias* steht, nirgends hinführen, außer dass sie über ihn erwachsen wird und sich mit ihrem Abschied von ihm auf eine neue Wirklichkeit vorbereitet. Als der Bologneser und der Libyer, von Bianca an die Adresse von Maciste verwiesen, die Wohnung mit ihren Koffern verlassen, erwarten die Geschwister wieder eine „*wirkliche Nacht*“. Sie ist aber „*von Ängsten gesäumt*“, und wie viele andere „*schwache, müde Geschöpfe, die gern noch einmal das Morgengrauen sehen wollen*“, ist von neuer Wirklichkeit nichts zu spüren. Mit ihrer falschen Information zu Macistes Tresor bleibt ihr am Schluss in der Erwartung einer schlechten Nachricht das Erschrecken vor sich selbst. Wieder hat sie ein Gefühl, wie sie es bereits zu Anfang hatte, als sie aus einem Traum erwachte. Mit grauen und schwarzen Blitzen schien sich Rom ein Gewitter zu nähern, das niemand außer ihr sehen konnte (S. 19). „[...] *ein Gewitter, das sich nicht am Himmel über Rom befand, sondern in der Nacht von Europa oder im Raum zwischen zwei Planeten, ein geräuschloses und blindes Gewitter, das aus einer anderen Welt stammte, einer Welt, die nicht einmal die erdumkreisenden Satelliten einfangen können*“. In dieser Ferne meint sie eine Lücke gefunden zu haben, „*meine Lücke, und einen Schatten, der mein Schatten war*“ (S. 110).

Von diesem Schluss führt der Bogen zurück zum jetzt noch überraschender wirkenden Anfangssatz: „*Jetzt bin ich Mutter und auch eine verheiratete Frau, aber vor gar nicht langer Zeit war ich eine Kriminelle.*“

Es ist ein Satz, der am Anfang umso unvertrauter wirkt, als er im Märchen am Schluss steht, wenn alles Unglück der Welt in dem Augenblick verschwindet, wo der Prinz die Hand in ein erfülltes neues Leben reicht, das der Leser dann in seiner Fantasie ausfüllen kann. Bei aller Verfremdung bleibt dem Satz dieses Märchenhafte, weil sich der Schluss in etwas eher Apokalyptisches zu öffnen scheint, in dem es jedoch auf einmal einen kleinen Platz für Bianca gibt, eine Lücke für sie mit ihrem ganz persönlichen Schatten¹⁶⁷. Als könne sie sich in dieser ins Außerirdische reichenden Vorstellung auf einmal als in sich ruhende ganzheitliche Persönlichkeit wahrnehmen, von der her sich alles Künftige in irdischen Zusammenhängen neu ordnen lässt.

Bolaño hat diesen in einen Anfang führenden Schluss nur Bianca mitgegeben. Was aus Biancas namenlos gebliebenem Bruder wird, bleibt offen. Der Anlehnung ans Märchen folgend wird es auch eine gute Lösung für ihn gegeben haben. Wenn es ums Lumpenproletariat geht, das selbst Marx verachtete, und Bolaño sich auf Menschen einlässt, die in ihm gefangen sind, lassen sich wahrscheinlich nur solche fiktiven Ausgänge finden. Bei aller Düsternis des Schlusses fängt es für den Leser in der Lücke um Bianca und ihren Schatten herum auf einmal an zu funkeln, und da kann einfach Biancas Bruder nicht so weit weg sein.

166 <http://de.wikipedia.org/wiki/Christophorus> (Der heilige Pietrino von den Seychellen ist eine Fantasiegestalt).

167 http://de.wikipedia.org/wiki/Schatten_%28Psychologie%29.

5.3 WOLFGANG HERRNDORF, „TSCHICK“ (2010): KLEINE FLUCHT IM GEKLAUTEN LADA¹⁶⁸

*„Man lacht viel, wenn man 'Tschick' liest, aber ebenso oft ist man gerührt, gelegentlich zu Tränen. 'Tschick' ist ein Buch, das einen Erwachsenen rundum glücklich macht und das man den Altersgenossen seiner Helden jederzeit schenken kann.“
Gustav Seibt*

Wer sich über den Roman zur Erinnerung schnell ein Bild verschaffen möchte, kann das vielerorts im Internet tun, wo er auch bei Wikipedia seit Ende 2011 einen ausführlichen Eintrag hat. Denn lange gab es keinen Roman, über dessen Wert sich die Kritik so schnell einig war und der schnell seinen Weg in die Schule und in ein Filmstudio fand. Der „Spiegel“ spricht 2014, vier Jahre nach Erscheinen des Romans, von den *„beiden beliebtesten Romanhelden der deutschen Gegenwartsliteratur: Maik Klingenberg und Andrej Tschichatschow, den alle 'Tschick' nennen“*. Auch als Schullektüre ist der Roman gut verkraftbar, wiewohl Schule im Roman eher in den Hintergrund tritt. Als gymnasialer Lernort haftet ihr alles an, was sie für junge Menschen ausmacht. Die überzeugendste Lehrergestalt ist für Maik Klingenberg jedoch ein Lehrer aus der Grundschulzeit. Er überzeugt allerdings mit etwas, was zu seinem Privatleben gehört. Er ist nämlich eine Gestalt aus dem wirklichen Leben und als Bumerangkonstrukteur bekannt geworden: Wilhelm Bretfeld¹⁶⁹. Er inspiriert Maik zum Bumerangschneiden in den Sommerferien. Der einzige Lehrer, von dem Maik sagt, er sei *„ein guter Lehrer“*, nachdem er ihn zufällig auf der Wiese hinter ihrem Einfamilienhaus beim Bumerangwerfen getroffen hat. Seine jetzigen Lehrer überzeugen ihn, wenn sie *„okayen“* Unterricht machen. Zwei gibt es davon, der eine jedoch menschlich gesehen ein *„autoritäres Arschloch“*, der *„Leute richtig auseinandernehmen“* kann, und der andere für Maik nicht leicht einzuordnen, weil er sich nicht vorstellen kann, wie er privat ist. Während er für andere so nett ist *„wie ein gefrorener Haufen Scheiße“*, kann sich Maik vorstellen, dass er außerhalb der Schule *„auf seine Weise ganz okay ist“*.

Wichtiger als der Unterricht ist die Schule jedoch als soziale Begegnungsstätte. Da geschieht auch in Herrndorfs Perspektive zunächst genau das, was aus der Gruppendynamik bekannt ist: die Schüler sortieren sich hierarchisch nach Rollen bis hinunter zum Klassentrottel. Maik ist zum Beispiel die längste Zeit ein totaler Langweiler, nachdem er wegen eines schlecht beurteilten Aufsatzes kurz als *„Psycho“* abgestempelt war. Das angeblich Langweilige mit geringer Rollencharakterisierung und entsprechend schwachem Zwang stellt dann offenbar die Brücke zu Tschick als anschlussbedürftigem Neuen her. Beide haben ein Außenseiterimage, das vor allem Tschick als Russlanddeutschem mit mongolischem Augenschnitt anhaftet. Mit seiner für 5 Euro erworbenen Lieblingsjacke – *„die ideale Jacke für Asis“* – macht Maik Tschick auf sich aufmerksam. Er fühlt sich aber eigentlich *„reich, feige, wehrlos“* und verloren in seiner Liebe zu Tatjana, die ihn nicht zur Kenntnis nimmt. Tschick übernimmt die Initiative Maik gegenüber. Denn Maik konnte ihn von Anfang an nicht leiden, *„keiner konnte ihn leiden“*. Denn *„Tschick war ein Asi, und genau so sah er auch aus“*, wie er ihn bald gleichwohl verteidigen kann (Kap. 9). Mit dem Ende des 8. Schuljahres und dem Beginn der Sommerferien nähern sich die beiden auf einmal einander.

168 Siehe <https://de.wikipedia.org/wiki/AwtoWAS>.

169 Siehe <http://www.bumerangwelt.de/wilhelm/>.

Hier sollen Textausschnitte aus ihrer achttägigen Ferienfahrt im Sommer 2010 von Berlin in Richtung Lausitz vorgestellt werden.

5.3.1 „... DIE HATTEN SICHER AUCH PLÄNE FÜR DIE ZUKUNFT“

Im Februar 2015 hatte der 1998 mit seiner Frankfurter Friedenspreisrede in Bedrängnis geratene Martin Walser,¹⁷⁰ moderiert von Gert Scobel, im Frankfurter Schauspielhaus einen Auftritt mit Michel Friedmann. „Auschwitz-Thementage“ standen auf der Tagesordnung, zu der das Dreier-Gespräch gehörte. Ein Berichterstatter beginnt mit folgender Beobachtung, die er als Anwesender machte: *„Peinlicher alter Sack, sagt die Dame in Reihe 10 hinter uns, und da stellen sich natürlich zwei Fragen: 1. Wann hat sie zum letzten Mal in den Spiegel geguckt? 2. Kennt sie das Wort Altersrassismus? Es stimmt: Martin Walser ist ein alter Mann. Wenn alles gut geht, feiert er Ende März seinen 88. Geburtstag.“*¹⁷¹

Die auf den Kopf gestellte Bevölkerungspyramide in vielen der westlichen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften, in Deutschland auffälliger als in anderen europäischen Ländern, rückt den Umgang mit den aus dem Erwerbsleben immer zahlreicher werdenden Ausgeschiedenen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. So hat das Thema auch den Begriff „Altersrassismus“ bereits in Umlauf gebracht. In Berlin-Hellersdorf / Marzahn, wo Tschick in einem „Asi-Hochhaus“ wohnt, konzentrieren sich mit dem auffälligen alterslastigen Aufbau die Migartionsprobleme, die dort wegen der unausgelasteten Wohnflächen einerseits den Zuzug ermöglichen, andererseits der Ghettoisierung Vorschub leisten.¹⁷² Was „kolonialisierte Lebenswelt“ heißt, wird dort wie kaum anderswo spür- und erfahrbar und lässt an die französischen *Banlieue*-Gegebenheiten denken.¹⁷³

Zu dieser derart „kolonialisierten Lebenswelt“ hat Tschick einen ganz anderen Zugang als der aus besseren Verhältnissen mit Einfamilienhaus und vietnamesischer Zugehfrau stammende Maik. Das merkt man daran, wie er am achten Tag ihrer Reise bei der Rückfahrt nach Berlin einen Tiertransport kommentiert:

„Am nächsten Tag waren wir wieder auf der Autobahn. Uns überholte ein riesiger Lkw, der aussah wie aus Schweineställen zusammengenagelt. Ein paar Räder unten dran, eine rostige Fahrerkabine, ein Nummernschild aus, weiß der Geier, Albanien. Wie man erst auf den zweiten Blick sehen konnte, waren die Schweineställe wirklich Schweineställe. Nebeneinander und übereinander stapelten sich die Käfige, und aus jedem guckte ein Schwein.

«Scheißleben», sagte Tschick“ (Kap. 43).

In allen Altersphasen können auch Menschen in solche Kohortenzusammenhänge geraten, in denen sie als Gattungswesen erscheinen und ihre Individualität verlieren: Neugeborenenstationen in großen Kliniken, Schüler in der Schule auf dem Schulhof, in Klassen oder bei Schulausflügen, berufstätige Erwachsene in Büroräumen in Hochhäusern, in Großraumbüros, in Fabrikhallen am Fließband usw. und Senioren in ihren Altenheimen. Je nach Lebensphase eines Zuschauers richtet

170 Siehe http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/1998_walser.pdf.

171 Siehe http://www.journal-frankfurt.de/journal_news/Kultur-9/Gespraech-im-Schauspiel-Frankfurt-Wenn-Martin-Walser-auf-Michel-Friedman-trifft—23742.html.

172 Siehe http://www.berlin.de/imperia/md/content/bamarzahnellersdorf/ba-beschlsse/2012/vzb161_iv_anlage.pdf?start&ts=1335440963&file=vzb161_iv_anlage.pdf.

173 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Banlieue>.

sich seine Aufmerksamkeit auf das, was er am wenigsten kennt.

Als Maik und Tschick während eines Aufenthaltes sich in einem Dorf in der Nähe einer Burg aufhalten, muss Maik „die ganze Zeit auf die Rentner gucken, die aus diesen Bussen quollen“ (Kap. 23):

„Ich konnte mir immer nicht vorstellen, dass ich selbst einmal so ein beiger Rentner werden würde. Dabei waren alle alten Männer, die ich kannte, beige Rentner. Und auch die Rentnerinnen waren so. Alle waren beige. Es fiel mir ungeheuer schwer, mir auszumalen, dass diese alten Frauen auch einmal jung gewesen sein mussten. Dass sie einmal so alt gewesen waren wie Tatjana und sich abends zurechtgemacht hatten und in Tanzlokale gegangen waren, wo man sie vermutlich als junge Feger oder so was bezeichnet hatte, vor fünfzig oder hundert Jahren. Nicht alle natürlich. Ein paar werden auch damals schon öde und hässlich gewesen sein. Aber auch die Öden und die Hässlichen haben mit ihrem Leben wahrscheinlich mal was vorgehabt, die hatten sicher auch Pläne für die Zukunft. Und auch die ganz Normalen hatten Pläne für die Zukunft, und was garantiert nicht in diesen Plänen stand, war, sich in beige Rentner zu verwandeln. Je länger ich über diese Alten nachdachte, die da aus den Bussen rauskamen, desto mehr deprimierte es mich. Am meisten deprimierte mich der Gedanke, dass unter diesen Rentnerinnen auch welche sein mussten, die nicht langweilig oder öde gewesen waren in ihrer Jugend. Die schön waren, die Jahrgangsschönsten, die, in die alle verliebt gewesen waren, und wo vor siebzig Jahren jemand auf seinem Indianturm gesessen hat und aufgeregt war, wenn nur das Licht in ihrem Zimmer anging. Diese Mädchen waren jetzt auch beige Rentnerinnen, aber man konnte sie von den anderen beigen Rentnerinnen nicht mehr unterscheiden. Alle hatten sie die gleiche graue Haut und fette Nasen und Ohren, und das deprimierte mich so, dass mir fast schlecht wurde.“

Maik wird beim Nachdenken über das, was er sieht, depressiv. Alles, was das Leben verspricht, sieht auf einmal in Maiks Außenperspektive wie in beiges Rentnertum verwandelt aus. Es ist kein *altersrassistischer* Blick, sondern ein empathischer, so dass er sich selbst als Rentner aus einem Bus steigend und gleichgemacht unter Seinesgleichen und in ihnen verschwindend vorstellen kann. Tschick spricht von „Scheißleben“, als sie den Schweinetransporter auf der Autobahn überholen. Was fiele einem jungen Menschen für ein Wort ein, wenn er zusammenfassen müsste, wie ein Bus voller Rentnerausflügler auf ihn wirkt? Auf was für einen empathischen Begriff könnte Maik kommen? Denn die Rentner unternehmen und erleben ja etwas, das ihren Alltag verändert, und kehren möglicherweise ausgefüllt mit Eindrücken in ihren Alltag zurück. Wie würde ein Rentner aus Außenperspektive einen Bus voller Rentnerausflügler wahrnehmen und beschreiben? Er müsste ja nicht im Bus unterwegs sein und würde möglicherweise in einer Limousine mit Privatchauffeur oder bei seinem Sohn oder seiner Tochter als Beifahrer sitzen.

Für Maik ist es jedenfalls ein Blick in eine Möglichkeit eigener Zukunft. Das macht ihn betreffen, weil er sich in Langeweile und Ödnis versetzt fühlt.

Ein paar Reisestationen später – von der eingeschlagenen Fahrtrichtung her könnte es sich um das Zittauer Gebirge¹⁷⁴ handeln – verändert sich der Blick aufs Alter und füllt sich mit etwas Vielversprechendem, zumal sie inzwischen eine unterwegs aufgelesene junge Reisegefährtin haben, Isa, von der Maik fasziniert ist und in die er sich verliebt hat:

„Wir kurvten also am Berg entlang durch den Wald, aber es war schwierig, die richtige

174 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Zittauer_Gebirge.

Abzweigung nach oben zu finden. Erst hinter dem Berg schlängelte sich eine Straße hinauf, und dann krochen wir durch die Felsen voran bis zu einer kleinen Passhöhe. Von da ging die Straße wieder bergab, und wir mussten doch zu Fuß zum Gipfel.

Entweder hatten wir die Seite erwischt, wo die Touristen nicht waren, oder wir waren wirklich die Einzigen an diesem Morgen – jedenfalls begegneten wir auf dem ganzen Weg durchs Gelände nur Schafen und Kühen. Zwei Stunden brauchten wir bis ganz nach oben, aber es lohnte sich, und es sah aus wie auf ganz tollen Postkarten. Auf der höchsten Spitze stand ein riesiges Holzkreuz, darunter irgendwo eine kleine Hütte, und die ganze Hütte war bedeckt mit Schnitzereien. Da setzten wir uns hin und lasen Buchstaben und Zahlen. CKH 23.4.61. Sonny 86. Hartmann 1923.

Das Älteste, was wir finden konnten, war «Anselm Wail 1903». Uralte Buchstaben in uraltem, dunklem Holz, und dazu der Ausblick auf die Berge und die heiße Sommerluft und ein Geruch von Heu, der aus dem Tal hochwehte.

Tschick zog sein Taschenmesser raus und fing auch an zu schnitzen. Und während wir uns sonnten, uns unterhielten und Tschick beim Schnitzen zuguckten, musste ich die ganze Zeit darüber nachdenken, dass wir in hundert Jahren alle tot wären. So wie Anselm Wail tot war. Seine Familie war auch tot, seine Eltern waren tot, seine Kinder waren tot, alle, die ihn gekannt hatten, waren ebenfalls tot. Und wenn er irgendwas in seinem Leben gemacht oder gebaut oder hinterlassen hatte, war es wahrscheinlich auch tot, zerstört, von zwei Weltkriegen verwüstet, und das Einzige, was übrig war von Anselm Wail, war dieser Name in einem Stück Holz. Warum hatte er den da hingeschnitzt? Vielleicht war er auch auf großer Reise gewesen wie wir. Vielleicht hatte er auch ein Auto geklaut, oder eine Kutsche oder ein Pferd oder was sie damals hatten und war herumgeritten und hatte seinen Spaß gehabt. Aber egal, was es war, es würde nie wieder jemanden interessieren, weil nichts übrig war von seinem Spaß und seinem Leben und allem, und nur wer hier auf den Gipfel stieg, erfuhr noch von Anselm Wail. Und ich dachte, dass es mit uns logisch genauso sein würde, und da wünschte ich mir, Tschick hätte unsere vollen Namen ins Holz geritzt. Aber allein für die sechs Buchstaben und zwei Zahlen brauchte er schon fast eine Stunde. Er machte es sehr ordentlich, und dann stand da:

AT MK IS 10

«Jetzt denken alle, wir wären 1910 da gewesen», sagte Isa. «Oder 1810.»

«Ich find's schön», sagte ich.

«Ich find's auch schön», sagte Tschick.

«Und wenn ein Witzbold kommt und ein paar Buchstaben dazwischenschnitzt, wird das die ATOMKRISE 10», sagte Isa, «die berühmte Atomkrise des Jahres 2010.»

«Ach, halt doch die Klappe», sagte Tschick, aber ich fand es eigentlich ganz lustig.

Allein dass jetzt unsere Buchstaben neben all den anderen Buchstaben standen, die von Toten gemacht worden waren, zog mir am Ende doch irgendwie den Stecker.

«Ich weiß nicht, wie es euch geht», sagte ich, «aber die ganzen Leute hier, die Zeit – ich meine, der Tod.» Ich kratzte mich hinterm Ohr und wusste nicht, was ich sagen wollte. «Ich wollte sagen», sagte ich, «ich finde es toll, dass wir jetzt hier sind, und ich bin froh, dass ich mit euch hier bin. Und dass wir befreundet sind. Aber man weiß ja nie, wie lange – ich meine, ich weiß nicht, wie lange es Facebook noch gibt – und eigentlich würde ich gern wissen, was aus euch mal wird, in fünfzig Jahren.»

«Dann googelst du einfach», sagte Isa.

«Und Isa Schmidt kann man googeln?», sagte Tschick. «Gibt's da nicht hunderttausend?»

«Ich wollte eigentlich auch was anderes vorschlagen», sagte ich. «Wie wär's, wenn wir uns einfach in fünfzig Jahren wiedertreffen? Genau hier, in fünfzig Jahren. Am 17. Juli, um fünf Uhr nachmittags, 2060. Auch wenn wir vorher dreißig Jahre nichts mehr voneinander gehört haben. Dass wir alle wieder hierherkommen, egal, wo wir dann gerade sind, ob wir Siemens-Manager sind oder in Australien. Wir schwören uns das, und dann reden wir nie wieder drüber. Oder ist das blöd?»

Nein, fanden sie gar nicht blöd. Wir standen um diese Schnitzerei rum und schworen, und ich glaube, wir dachten alle drüber nach, ob das sein könnte, dass wir in fünfzig Jahren noch immer am Leben wären und wieder hier. Und dass wir dann alles mickrige Greise wären, was ich unvorstellbar fand. Dass wir wahrscheinlich nur mit Mühe den Berg raufkommen würden, dass wir alle eigene blöde Autos hätten, dass wir im Innern wahrscheinlich noch genau dieselben geblieben wären und dass der Gedanke an Anselm Wail mich noch immer genauso fertigmachen würde wie heute.“

Anselm Wail ist ein paar Wochen später der Name des Absenders, von dem Maik in seiner Schule einen Brief erhält. Es ist Isa Schmidt, die Maik schreibt und sich mit ihm verabredet, damit sie ihm das Geld wiedergeben kann, das er ihr für ihre Weiterreise zu ihrer Halbschwester nach Prag geliehen hat. Mit *Anselm Wail* hat sich das Alter individualisiert und hat seinen öden, langweiligen Anschein, den die Bustouristen ausstrahlten, verloren. Die drei haben sich durch das Schnitzen etwas im Tun anverwandelt, das zu einem eigenen Erinnerungsbild geworden ist. Daran kann auch Isas Vorstellung von der „Atomkrise 2010“ nichts ändern. Weil Isa diese Vorstellung hat, findet sie Maik im Unterschied zu Tschick „*eigentlich ganz lustig*“. Aber mit der Erwähnung der beiden Weltkriege und diesem Hinweis auf aktuelle Konfliktherde erhält auch ihr Leben eine Aura, die *eigentlich gar nicht lustig* ist, aber der Lebensmelodie eben einen realistischen schrillen Ton hinzufügt. Diese schrillen Töne – nicht mehr! – tauchen auch in dem ohne alle Scheu assoziierten Namen „Hitler“ auf. Das geschieht so selbstverständlich, wie eben auch ein Mitschüler der beiden die „Nazi“-Rolle angehängt bekommen hat (Anfang Kap. 6).

5.3.2 ENTSORGUNG STINKENDER MITGIFT AUS DER VERGANGENHEIT

In geballter Form tritt ein Stück deutsche Geschichte in einem menschenverlassenen Gebiet des Lausitzer Braunkohleabbaus in Erscheinung. Sie ist an die Gestalt von Horst Fricke gebunden, einen offenbar in dieser Einöde zurückgelassenen oder dorthin geflüchteten altersdementen Mann. Er breitet seine vom Nationalsozialismus und vom Krieg in Russland geprägte Lebensgeschichte in einem kruden Abriss vor den beiden Jungen aus, in die er Dinge mengt, die nicht ganz zusammenpassen, zumal er der erwähnten Daten halber fast hundert Jahre alt sein müsste. Denn er will mit seiner Geliebten, der später im KZ vergasten Else, schon zu den *Ultrakommunisten der Widerstandsgruppe Ernst Röhm*¹⁷⁵ gehört, dann aber im Kursker Bogen¹⁷⁶ während der letzten deutschen Großoffensive 1943 als Scharfschütze in einem Strafbataillon reihenweise *Iwans* abgeschossen haben. Auf jeden Fall scheint er von dem damals Erlebten so traumatisiert, dass er es in der Gesellschaft anderer Menschen nicht mehr aushält. Es hat etwas von vergiftendem Gestank an sich, den er den Jungen bei ihrer Weiterfahrt anempfiehlt. Es dürfte sich um eine Selbsttötungsdosis von Schwefelwasserstoff¹⁷⁷ handeln, ein nicht ganz so weitverbreitetes Gift wie Zyankali, das SS-Leute mit sich führten und von dem sie Gebrauch machen sollten, wenn sie in Gefangenschaft gerieten:

„«Und eins müsst ihr euch merken, meine Täubchen», sagte er zum Schluss. «Alles sinnlos. Auch die Liebe. Carpe diem.»

Dann zog er ein kleines braunes Glasfläschchen aus der Hosentasche und überreichte es uns, als wäre es das Kostbarste auf der Welt. Er machte ein großes Gewese drum,

175 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_R%C3%B6hm.

176 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Unternehmen_Zitadelle.

177 Siehe http://www.seinacht.com/Chemie/ch_h2s.htm.

wollte aber nicht sagen, was drin war. Das Etikett war vergilbt, und das Fläschchen sah aus, als hätte er es mindestens seit dem Kursker Bogen in seiner Tasche mit sich rumgetragen. Wir sollten es nur aufmachen, wenn wir in Not wären, schärfte er uns ein, wenn die Lage so ernst wäre, dass wir nicht mehr weiterwüssten, und vorher nicht, und dann würde es uns helfen. Er sagte retten. Es würde uns das Leben retten. Damit gingen wir zum Auto zurück. Ich hielt das Fläschchen gegens Licht, aber es war nichts zu erkennen. Irgendeine zähe Flüssigkeit, aber auch was Festes mit dabei. Im Auto versuchte Tschick, die Schatten auf dem Etikett zu entziffern, und als er das Fläschchen schließlich aufmachte, fing es an, wie wahnsinnig nach faulen Eiern zu stinken, und er warf es aus dem Fenster“ (Kap. 36).

6 AUSBLICK MIT DORIS LESSING, CORMAC MCCARTHY UND J. M. COTZEE: VERANTWORTUNG ÜBERNEHMEN

Beim Darstellen der verschiedenen Romane in dieser Arbeit ergibt sich etwas, das von Anfang an nicht dingfest gemacht war, aber immer deutlicher wurde, dass nämlich von William Golding über Romain Gary, J. D. Salinger, Roberto Bolaño bis zu Wolfgang Herrndorf wenigstens beiläufige Hinweise auf das auftauchen, was seit 1945 nur leichthin immer wieder weggedacht werden kann: die Atomenergie mit ihren technischen Umsetzungen, bei denen das zerstörerische Potential zunächst in der Bombe, später bei der Energiegewinnung ins Bewusstsein getreten und weltweit radioaktiver Fallout mit seinen Ablagerungen nachweisbar ist.

ARNO J. MAYER, US-amerikanischer Historiker,¹⁷⁸ legte im April 2014 eine Analyse des Ukraine-Konflikts vor. Dabei kommt er schnell auf das viel wichtigere, aber vernachlässigte Atombombenarsenal auf dem Planeten zu sprechen und darauf, dass es bisher nicht gelungen ist, zu Abrüstungsabsprachen zu kommen. Denn es gebe nach seriösen Schätzungen 20.000 Atombomben, von denen sich 90% auf Seiten der Amerikaner und Russen befinden. Die gigantischen Weltreserven an Plutonium und angereichertem Uran seien nicht weniger beeindruckend. Und im nach dem Kalten Krieg inzwischen angebrochenen *Zweiten nuklearen Zeitalter* in Kombination von Terrorismus und Islamismus sei mit allem zu rechnen.

„With the weight of the unregenerate imperials in the White House, Pentagon, Congress, the “third house”, and the think tanks there is the risk that this U. S.- masterminded NATO “operation freedom” in Russia’s European “near abroad” will spin out of control, also because the American Knownothings¹⁷⁹ are bound to have their Russian counterparts.

In this game of chicken on the edge of the nuclear cliff the U. S. cannot claim the moral and legal high ground since it was President Truman and his inner circle of advisors who unleashed the scourge of nuclear warfare, and with time there was neither an official nor a popular gesture of atonement for this wanton and excessive military excess. And this despite FDR¹⁸⁰ and Truman Chief of Staff Admiral William Leahy confessing that “in being the first to use it, we had adopted an ethical standard common to the barbarians of the Dark Ages”, an observation possibly anticipated by General Eisenhower’s plaint to Secretary of War Stimson of his “grave misgivings” and belief that “dropping the bomb was completely unnecessary and... our country should avoid shocking world opinion...” Is there a filiation between this cri de coeur and the forewarning about the toxicity of the “military industrial complex” in President Eisenhower’s farewell address?

This is a time for a national debate and a citizen-initiated referendum on whether or not the U. S. should adopt unilateral nuclear disarmament. It might be a salutary and exemplary exercise in participatory democracy.“¹⁸¹

„Atomkrise 2010“ (Wolfgang Herrndorf, *Tschick*) ist also viel zu episodisch und verweist am ehesten auf einen Gewöhnungseffekt in der kolonialisierten Lebenswelt. Angesichts der überall sichtbar werdenden Erscheinungen der Abfallprodukte, die zum Beispiel riesige Ozeanflächen in schwim-

178 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Arno_J._Mayer.

179 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Know-Nothing_Party.

180 Franklin Delano Roosevelt

181 „Counterpunch“-Ausgabe vom Wochenende 18/20. April 2014: „The Ukraine Imbroglio and the Decline of the American Empire“ (<http://www.counterpunch.org/2014/04/18/the-ukraine-imbroglio-and-the-decline-of-the-american-empire/>).

mende Plastikinseln verwandeln¹⁸² usw., womit auch für alle unübersehbar deutlich wird, was „organisierte Verantwortungslosigkeit“ heißt, hat es etwas Überholtes, an Begriffe moralischer Lebensführung zu erinnern und auf ihrer Unüberholbarkeit zu beharren. In der Literatur geschieht es trotzdem¹⁸³ und wird mit STEPHEN EMMOTT und den neuesten Atomwaffenzahlen im Gepäck auch zum Sorgenbündel neuerer pädagogischer Reflexion. So beim englischen Pädagogen PETER MOSS in seinem 2014 bei Routledge Chapman & Hall erschienenen Buch „Transformative Change and Real Utopias in Early Childhood Education: A Story of Democracy, Experimentation and Potentiality (Contesting Early Childhood)“:

„I cannot say with any degree of confidence that I know what this diagnosis means for education – in early childhood or beyond: I have no pat answers. What I am certain of, however, is that the diagnosis of our time must play a central part in all discussions about the future of all education. We cannot implicate education in the continuation of a ruinous economic system and selfinflicted environmental disaster, that deadly global race“ (S. 87).

In ausgewiesener Jugendliteratur haben diese menschengemachten Probleme ansatzweise Eingang gefunden, eilen aber immer ihrer literarischen Aufarbeitung voraus.¹⁸⁴ Das heißt, dass sich nichts an der vielfältigen Produktion von Problemen ändert, aber dass zumindest nach geraumer Zeit alle alles wissen können. Was technologisch, genetisch oder chirurgisch machbar ist, kann dann Gegenstand kritischer Auseinandersetzung werden und Jugendlichen als Lesestoff angeboten werden. Dabei ist zu unterstreichen, dass das alles insgesamt ziemlich gleichzeitig immer in der gleichen Welt geschieht und schon immer geschehen konnte, seit jugendliches Publikum als eigener Adressat für Literatur in der *kolonialisierten Lebenswelt* angesehen werden konnte. Und während noch gelesen, im Unterricht diskutiert, in Fachgremien geredet und an manchen Stellen für Abhilfe und Beruhigung gesorgt wird, ist das Problemfeld längst variantenreicher geworden, und zwar mit der gleichen Wissenschaft, die dann wieder zur Bändigung gefordert ist, aber in der Regel andere Finanzierer braucht.

Dem Gang der Untersuchung folgend sollen zum Abschluss drei Autoren vorgestellt werden, die sich – Ausweglosigkeit hin, Ausweglosigkeit her – ihrer schöpferischen Fantasie anvertrauen und Bilder menschlicher Verantwortung füreinander auch angesichts aller Schrecken entwerfen, für die zum Beispiel scheiternde oder gescheiterte Staaten jedesmal neue Szenarien bieten, indem sich Migrationszüge in Bewegung setzen, so dass auch die Politikwissenschaft sich längst solcher Gesellschaften annimmt.¹⁸⁵ Mit der Ölkrise Anfang der 1970er Jahre trat darüber hinaus ein die Industriestaaten insgesamt gefährdendes Moment in Erscheinung, wofür die autofreien Tage stehen, an denen auf einmal Straßen und Autobahnen leer waren.¹⁸⁶ Für den andauernde Energiehunger gibt es trotz des sich neigenden Vorrats an fossilen Brennstoffen nach wie vor keinen Einhalt, so dass anstatt der Dauerfixierung auf anhaltendes Wirtschaftswachstum und der Suche, wie die *kolonialisierten Lebenswelten* für Produzenten, Konsumenten und Dienstleister weiter in Bewegung

182 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Plastikm%C3%Bcill_in_den_Ozeanen.

183 Das ist ein Problem, dessen sich jemand wie Romain Gary als Schriftsteller immer bewusst war, weil er in seinen Romanen zwischen 1945 und 1980 immer wieder auf das Auseinanderklaffen von Kunst und Leben gerade angesichts der europäischen Katastrophen ausdrücklich erinnert, aber auf das überschießende Potential spielerischer schöpferischer Fantasie trotzdem nicht verzichtete.

184 „Dystopien – Der neue Trend im Jugendbuch“: <http://www.lesezeichen-marburg.de/2012/dystopien-der-neue-trend-im-jugendbuch/>.

185 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Gescheiterter_Staat.

186 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%96lkrise>.

gehalten werden können, eigentlich an erster Stelle aller Besorgnisse das Bemühen um Konturen von Alternativen sichtbar werden müsste.

Doris Lessing, Cormac McCarthy und J. M. Coetzee zeigen ihre jeweiligen kindlichen oder jugendlichen Protagonisten mit ihren erwachsenen Begleitern nicht nur auf der Suche nach Alternativen, sondern vor der Frage, was beim Zerfall der *kolonialisierten Lebenswelt* überhaupt noch an Möglichkeiten auszukundschaften ist. Dabei geht es nicht um zu pflanzende Apfelbäumchen oder um stoische Gelassenheitsgebete, etwa der Art, wie sie sich in Zeiten „organisierter Verantwortungslosigkeit“ zunehmend anbieten: „Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“¹⁸⁷

Denn „*homo ludens*“¹⁸⁸ pflegt seine Spielmittel weiter. Da spielt, singt, tanzt und malt er, als könne nichts im **Lauf der Welt** ihn beeinträchtigen, und er kann eben auch Verantwortung ganz ernst nehmen, weil unser Glück wie unser Unglück gerade auch in den ausgesparten Nischen der *kolonialisierten Lebenswelt* immer von den Anderen abhängen und noch mehr, wenn die *kolonialisierte Lebenswelt* ihre Ressourcen verliert und verschwindet.

6.1 DORIS LESSING, „DIE MEMOIREN EINER ÜBERLEBENDEN“ (1974 / DT. 1979) UND J. M. COTZEE, „DIE KINDHEIT JESU“ (2013)

Wie Schriftsteller spielen, dafür geben hier alle erwähnten Autoren Beispiele. Bei Coetzee kommt hinzu, dass er sich in seinem Jesus-Roman deutlich auf Lessing bezieht und ihr etliche Motive entlehnt und in Abwandlung fortspinnt. Deshalb werden die beiden hier inhaltlich ausdrücklich aufeinander bezogen und nebeneinander gestellt. Aber auch McCarthy teilt mit ihnen etwas Wichtiges, weil nämlich auch bei ihm ein elternloses Kind eine neue Familie findet.

6.1.1 DORIS LESSING

„Die Haltung gegenüber der Obrigkeit, gegenüber 'denen' oder 'denen da oben', wurde zunehmend widersetzlich, und wir glaubten alle, in einem besonders anarchistischen Gemeinwesen zu leben. Aber das stimmte natürlich nicht. Es war überall dasselbe.“
Doris Lessing, 1974

„Die Memoiren einer Überlebenden“ hatten ursprünglich einen Untertitel: „An Attempt at an Autobiography“.¹⁸⁹ Dieser Untertitel verschwand in folgenden Auflagen, da das Buch nicht als Autobiographie gelesen wurde. Lessings Autobiographie erschien dann mit dem ersten Band „Under my Skin“ 1994 (dt. „Unter der Haut“, 1994) und erhielt von J. M. Coetzee eine Rezension, in der dieser sich wundert, wie sehr eine bewunderte Autorin immer wieder von Kindheitserinnerungen heimge-

187 Siehe <http://www.luther2017.de/1299-luther-und-das-apfelbaeumchen> und <http://de.wikipedia.org/wiki/Gelassenheitsgebet>.

188 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Homo_ludens.

189 Ann-Christin Arntsen, *Turning Her Life Into Fiction. Autobiography, narrative perspectives and memory in Doris Lessing's The Memoirs of a Survivor*, Tromsø 2008, S. 21:
<http://munin.uit.no/bitstream/handle/10037/1777/thesis.pdf>
<http://munin.uit.no/bitstream/handle/10037/1777/thesis.pdf?sequence=1>.

sucht wird und sie thematisiert.¹⁹⁰

In „Die Memoiren einer Überlebenden“ hat eine Ich-Erzählerin das Wort. Sie lebt zu Anfang allein in einer englischen Großstadt im Erdgeschoss eines Hochhauses. Was sie im Leben genau macht und wie sie ihren Unterhalt bestreitet, bleibt unklar. Sie ist offenbar reiferen Alters und hat keinerlei Beziehungen zu irgendwelchen Familienangehörigen. Die sie umgebende Gesellschaft ist in eine nicht näher genannte Krise geraten, so dass die Infrastruktur mit Strom- und Wasserversorgung und öffentlichem Verkehrswesen bereits zu zerfallen beginnt und zum Beispiel Nahrungsmittel nicht mehr so leicht zu beschaffen sind und es zu Fällen von Kannibalismus kommt. Autos fahren keine mehr. Aus den Nachrichten ist nichts zu erfahren, außer dass in anderen Ländern überall die gleichen Zustände herrschen. Die ärmeren Menschen verschwinden allmählich aus ihren Stadtvierteln, indem sie sich Fuhrwerke beschaffen, die von Pferden gezogen werden. Jugendliche tun sich in Horden zusammen und verlassen über kurz oder lang ebenfalls die Stadt. Alle ziehen in nördliche Richtung in ländlichere Umgebung, solange sie nicht mit Gemüseanbau und Tierhaltung in den Hochhäusern beginnen. Nur die privilegierten Schichten, die Bürokratie, Verwaltungsbeamte und Aufseher verfügen noch über einen geschrumpften Polizeiapparat, der öffentliche Ordnung nur noch teilweise und schwerpunktmäßig gewährleisten kann; auch die Gerichte arbeiten noch, aber die Fürsorgeeinrichtungen sind Stätten der Angst und des Schreckens. Alles funktioniert nur noch auf einem schmalen Grat.¹⁹¹

Vor diesem Hintergrund mit seinen laufenden, gewissermaßen schleichenden, aber nicht urplötzlichen Veränderungen – in der Luft ist auch ein Gift zu bemerken, das das Atmen erschwert – kann sich die Ich-Erzählerin immer noch ihr Leben einrichten, aber zu Anfang der Handlung ereignet sich für sie persönlich etwas Unvorhersehbares: *„In solch einer Atmosphäre, in einer Zeit, in der solche Dinge geschahen, war es letzten Endes vielleicht doch nicht gar so merkwürdig, dass ein fremder Mann mit einem Kind in meine Wohnung kam, behauptete, ich sei für es verantwortlich, und ohne ein weiteres Wort wieder ging.“*¹⁹² Sie heißt Emily Mary Cartright, etwa 12-jährig und bei Handlungsende gut 14 Jahre alt. Sie hat einen außergewöhnlich hässlichen Hund bei sich, mit grünen Augen und gelbem Fell. Die meiste Zeit verbringt er in der Wohnung, da er draußen immer wieder gefangen, geschlachtet und verzehrt werden könnte.

Unmittelbar bevor die Erzählerin unversehens Adoptiv- oder Pflegemutter geworden ist und sich ganz selbstverständlich in diese Rolle fügt, hat sie in ihrer Wohnung etwas Merkwürdiges entdeckt, das sie offenbar auch auf das neue Ereignis eingestimmt hat. Sie kann nämlich durch eine Wand in eine andere Welt treten, in der sie Sehnen und freudige Erwartung erfüllt: *„Diese Räume bargen, was ich brauchte, von dessen Existenz ich wusste, worauf ich gewartet hatte – o ja, mein Leben lang“* (S. 17). Dort erlebt sie aber dann Emily als Kind in ihrer Familie. Der Vater ist sehr distanziert, die Mutter bald mit einem zweiten Kind völlig überfordert und ihrer Kinder überdrüssig. Sie vermisst das Leben, das sie ohne Kinder gewohnt war. Emily wird lieblos in eine Rolle gezwängt, und zwar bereits reduziert auf ihre sekundären Geschlechtsmerkmale. So, wenn der Vater sie in ihrem Bett betrachtet; oder später als Heranwachsende in ein Abendkleid eingeschnürt, das ihre

190 Vgl. J. M. Coetzee, *The Heart of Me*, 22. Dezember 1994:

<http://www.nybooks.com/articles/archives/1994/dec/22/the-heart-of-me/>.

191 Vgl. TB-Ausgabe bei Fischer vom Oktober 1981, S. 189.

192 Ebd., S. 25.

Reize hervorhebt und sie gleichzeitig zu einer Puppe macht, von den Frauen „zur Verhüllung ihrer masochistischen Phantasien gebraucht. [...] Das Püppchen drehte und wendete sich und verschwand dann in einem rosa Rauchwölkchen, wie in einer Moritat von der Fleischeslust und dem Teufel“ (S. 194).

Zwischen der Erzählerin und Emily entsteht auch ein distanzierendes Verhältnis, aber in ganz anderer Weise, als sie es in ihren Visionen zwischen Emily und vor allem ihrer Mutter wahrnimmt, wo die Distanz sich auflädt mit Ekel vor Ausscheidungen und Sauberkeitsdrill (S. 152, 158), das heißt, dass Emilys Erziehung als Kleinkind bereits alles Zwingende eines Kolonialisierungsprozesses hat. Zu Emily als Pflgetochter ist das Verhältnis der Erzählerin von wohlwollendem Respekt erfüllt, so dass Emily sich frei bewegen kann und ein eigenes Zimmer für ihren Rückzug eingerichtet bekommt. Die Erzählerin gerät erst in äußerste Beunruhigung, als sie erfährt, wie sich Emily in Gerald verliebt, den 22-jährigen charismatischen Anführer einer Horde, die sich in der Nähe der Wohnung formiert und sich auf den Aufbruch aus der Stadt vorbereitet. Emily übernimmt eine wichtige Rolle in der Hierarchie, die von ihrer Nähe zu Gerald bestimmt und abgeleitet ist. Gerald gerät aber als Anführerfigur auch in das Blickfeld anderer junger Frauen, zu denen die Erzählerin ihre Pflgetochter schnell zählen muss. Dabei ist Gerald deshalb so gut zum Anführer geeignet, weil er verantwortungsvoll ist und vor allem eine Neigung zum Schutz von Schwachen entfaltet. Emily leidet bald unter ihrer Liebe, weil sie mit ihrem Ausschließlichkeitsanspruch quer steht zu dem, was in der Horde an Gemeinsamem zu leisten ist. Obwohl sie sich immer wieder ganz zu ihm hingezogen fühlt, Hugo mitnehmen will und ihre Wohnung bei der Erzählerin aufgeben möchte, lässt sie ihn gewissermaßen als Unterpfand zurück und behält mit Hugo auch ihre Pflegemutter. Es braucht seine Zeit, ehe sie ihren Drang, sich zu paaren, weil ihr Körper dazu bereit ist (S. 90), beherrschen lernt und ihr Liebesbrand in gelasseneres Fahrwasser gerät. Für die Erzählerin ist es „Wahn“, der sie beherrscht. Der Erzählerin gibt ein harsches Urteil über das Verliebtsein ab: „(...) das war eine Krankheit, die sie überstehen musste, eine Falle, die sie dazu verleiten konnte, ihre eigene Natur zu verraten, ihren gesunden Menschenverstand, ihre eigentlichen Wünsche und Absichten. Es war keine Tür zu einem anderen Bereich, kein Schlüssel zum Leben. Es war ein Zustand, der sich selbst genügt, beinahe unabhängig von seinem Gegenstand“ (S. 207).

Schließlich werden die Augen Emilys zu denen einer reifen Frau. „Sie würde es nie wieder freiwillig auf sich nehmen. Wie die abgestumpfte Frau unserer untergegangenen Zivilisation hatte sie die Liebe als Fieber kennengelernt, als etwas, das man durchmachen, ertragen musste“ (S. 207).

So wie die Erzählerin Verantwortung für Emily übernommen hat, erfährt die Erzählerin bald die Wechselseitigkeit von Geben und Nehmen. Das ist auch etwas, das Gerald zu lernen hat. Denn mit seinem Drang, auch die Schwächsten unter seinen Schutz zu nehmen und verlassene Kinder zwischen 4 und 9 Jahren um sich zu versammeln, hat er sich übernommen. Einerseits verlassen ihn die älteren Jugendlichen in seiner Kommune und ziehen fort, andererseits sind die Schwächsten auch die Unberechenbarsten und Gemeinschaftsunfähigen, weil sie sich an überhaupt keine Regeln halten, außer dass sie so schnell wie möglich ihre unmittelbarsten Bedürfnisse befriedigen wollen, auch auf Kosten ihres Nächsten. Denis, ein 4-Jähriger, begeht mit seinen Jagdgenossen im Rücken einen Mord und ist dann unter denen, die sich ihren Anteil am Fleisch des Ermordeten sichern.

Gerald resigniert und gibt sich den Kindern, die in oberen Stockwerken des Hochhauses, in dem die Erzählerin ihre Wohnung hat, untergekrochen sind, als Opfer zum Erlegtwerden preis, als er ins Freie geht. Emily, die ihn entdeckt, rettet ihn und bringt ihn mit in die Wohnung der Erzählerin. Er gehört fortan zu dieser neuen Familie, die nicht fortzieht, ausharrt und vergeblich auf Nachrichten wartet, die von irgendeinem der Fortgezogenen zu ihnen gelangen könnten. Als es auf ein neues Frühjahr zugeht, hat die Erzählerin eine ihrer Visionen¹⁹³, in der sich Wirklichkeit und Wunsch ineinander auflösen und womit der Roman mit ihr als Zurückbleibender und Überlebender endet, während Emily und die anderen in eine neue Welt als Führerin eintreten:

„Aber bei ihr (der neuen Welt als Führerin), als sie (Emily) sich abwandte, um fortzugehen, voraus, während die Welt um sie herum sich zusammenfaltete (die alte Welt), war Emily, und neben Emily ging Hugo, und ein Stück hinter ihnen Gerald. Es war Emily, ja, aber sie war über sich selbst hinausgewachsen, verwandelt, transponiert, und Hugo, die gelbe Kreatur, war ihrem neuen Selbst durchaus ebenbürtig: ein prachtvolles Tier, schön anzusehen, voller Anmut, Würde und Stolz, lief er neben ihr her, und ihre Hand lag auf seinem Hals. Beide folgten rasch der Einen, die voranging und ihnen den Weg zeigte aus dieser in sich zusammengefallenen kleinen Welt in eine Welt ganz anderer Ordnung. Beide blickten noch einmal zurück, ganz kurz nur, als sie diese andere Schwelle überschritten. Sie lächelten... Als Gerald diese Gesichter sah, zog es ihn machtvoll zu ihnen hin, doch er zögerte noch in furchtbarem Konflikt, blickte zurück und sah um sich, während die leuchtenden Splitter um ihn her wirbelten. Und dann, im allerletzten Moment, kamen sie, kamen seine Kinder gerannt, klammerten sich an seine Hände und Kleider, und sie liefen alle rasch den anderen nach, als die letzten Mauern zergingen.“

Die jungen Leute um die Erzählerin einschließlich der Rotte der von allen verlassenen Kleinsten sind also anders als die Horden in einer Kleingruppe mit Kinderschar weggezogen, erlöst von der zugrunde gehenden Welt und auf mystischem Weg offenbar einer Bestimmung anheimgegeben, die jeden Einzelnen mit sinnerfüllter Schönheit umstrahlt.

6.1.2 J. M. COETZEE

Simón nach einiger Zeit seines neuen Lebens in einem neuen Land:

*„Das Leben, das ich habe, ist nicht genug für mich.
Ich wünschte, jemand, ein Retter, ein Heiland,
käme vom Himmel herab, schwenkte einen Zauberstab
und sagte: Siehe, lies dieses Buch
und alle deine Fragen werden beantwortet.*

Oder: Siehe, hier ist ein völlig neues Leben für dich.“

J. M. Coetzee, *Das Kindheit Jesu*

Cotzees Roman „Die Kindheit Jesu“ – ein Name, der nur im Titel vorkommt – steht in einem reichen Beziehungs- und Bedeutungsgeflecht, wie es bei einem solchen Titel nicht anders zu erwarten ist. Bereits im Roman „Schande“ spielt er angesichts der gerade überwundenen Apartheidspolitik in Südafrika mit einem christlichen Erlösungsbild aus biblischen Namen, in dem Weiße und Schwarze sich zu einem gemeinsamen Leben zusammentun.

193 Doris Lessing beschäftigte sich mit islamischer Mystik, und zwar über den von Idries Shah vermittelten Sufismus. (Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Sufismus>.)

In „Die Kindheit Jesu“ spielen Rassenkonflikte keine Rolle mehr. Es geht um zusammenbrechende Staaten, deren Bevölkerungen sich in Migrationsströmen übers Meer nach Norden ergießen und in ihrem Ankunftsland ein neues Gemeinschaftswesen ergänzen, das ebenfalls von Migranten gegründet wurde. Mit dem neuen Gemeinschaftsgebilde beginnt ein neues Leben, in dem ein jeder alle Mitbringsel aus der Vergangenheit zu vergessen und zu löschen hat. Sie müssen sich „reinwaschen“.¹⁹⁴ Dafür werden bei der Ankunft im neuen Land im Auffanglager Belstar einleitend neue Namen und Identitäten vergeben, und die Sprache des Landes – hier Spanisch – ist in einem Einführungskurs im Ankunftsort zu lernen, bevor die Angekommenen im Lande verteilt werden. Eine Rückkehr in das Herkunftsland ist ausgeschlossen. Von dort kommen nur Schiffe an, aber es fahren keine hin.

Simón – in „Schande“ heißt die entsprechende Figur Petrus¹⁹⁵ – ist der erwachsene Protagonist, der wie die Erzählerin bei Doris Lessing ein Kind anvertraut bekommen hat. Er fühlt sich verantwortlich, ohne Vater, Großvater oder Onkel zu sein. Denn das Kind hat beim Aufbruch aus dem alten Land den Kontakt zu seiner Mutter verloren. Der Vater existiert möglicherweise nicht mehr, denn er wird nicht erwähnt. Ein Brief, offenbar mit Angaben zu seiner Person, den er um seinen Hals an einem Band trug, ist bei der Überfahrt im Meer verloren gegangen. Simón hat sich vorgenommen, sich so lange um den Jungen zu kümmern, bis er seine Mutter im neuen Land wiedergefunden haben wird. Er ist 45 Jahre alt, ein Alter, das man ihm auf den Augenschein hin im Lager gegeben hat mit dem Ankunftstag als Geburtstag. David hat den gleichen Geburtstagseintrag und wurde auf 5 Jahre geschätzt.

In der Stadt Novilla melden sich die beiden bei der Verwaltung, die sie in die Verhältnisse, auf die sie sich einzulassen haben, einweist. Es wird zunächst für Arbeit und Unterkunft gesorgt, die die Neuankömmlinge auf entgegenkommende Weise, aber professionell von weiblichen Angestellten zugewiesen bekommen. Simón arbeitet im Hafen beim Entladen der Schiffe, die Getreidesäcke geladen haben. Seine Arbeitskollegen nehmen ihn freundlich auf und kümmern sich auch um David, den Simón in den Hafen zur Arbeit mitbringt.

David ist mit der Suche Simóns nach seiner Mutter einverstanden. Die glaubt er in einer Dreißigjährigen gefunden zu haben, die mit ihren beiden Brüdern in einem abgesonderten Wohngebiet lebt. Dort dürfen Kinder jedoch nicht leben, so dass die Frau, Inés, die nur wenig Zeit braucht, um sich als Mutter für David zu bekennen, die Wohnung Simóns übernimmt, der in eine Lagerhalle im Hafen ausweicht und sich dort einrichtet.

Als ein Jahr vergangen ist und der sechste Geburtstag Davids gefeiert wird, soll er auch eingeschult werden. Simón hat sich zuvor schon immer wieder seiner Unterweisung angenommen und sieht sich weiter als verantwortliche väterliche Bezugsperson, ohne dass sich zu Inés eine nähere Beziehung ergibt.¹⁹⁶ David macht einen sehr klugen Eindruck, so dass sich Simón immer wieder von ihm herausgefordert fühlt. Auch Inés hält ihn für etwas Besonderes und möchte ihn am liebsten

194 J. M. Coetzee, *Die Kindheit Jesu*, S. Fischer, Frankfurt a. M. 2013, S. 31 ff.

195 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Simon_Petrus.

196 Er reinigt allerdings einmal die verstopfte Toilette in Inés' Wohnung, so dass Simón sich intensiv um Inés' Fäkalien kümmern muss, die keine Scheu hat, darüber zu sprechen (S. 164; das ganze Kapitel 16 handelt davon). So erklärt Simón David gewissermaßen in einer philosophischen Lektion über Ausscheidung und Tod, was es mit dem Menschen als Kacke produzierendem Wesen auf sich hat: „*Wir haben teil am Ideal, aber wir machen auch Kacke. Das kommt, weil wir eine doppelte Natur haben*“ (S. 171).

von allen anderen Kindern fernhalten. Mit einer Kinderausgabe des „Don Quijote“ wird er in die Welt des Buches eingeführt. Die Einschulung erfolgt nur, weil es das Gesetz verlangt. Im Unterschied zu den Menschen um Simón herum ist dieser mit Inés davon überzeugt, dass es „höhere Überzeugungen als Gesetzestreue, höhere Verpflichtungen“ gibt (S. 324). Trotzdem seien Regeln einzuhalten:

„Jeder kommt als Fremder in dieses Land. Ich bin als Fremder gekommen. Du bist als Fremder gekommen. Inés und ihre Brüder waren einst Fremde. Wir kamen aus unterschiedlichen Orten und einer jeweils unterschiedlichen Vergangenheit, auf der Suche nach einem neuen Leben. Aber nun sitzen wir alle im gleichen Boot. Wir müssen deshalb miteinander auskommen. Eine der Methoden, miteinander auszukommen, ist, dieselbe Sprache zu sprechen. Das ist die Vorschrift. Es ist eine gute Vorschrift und wir sollten sie befolgen. Sie nicht nur befolgen, sondern sie freudig befolgen, nicht wie ein Maulesel, der sich stur stellt. Frohen Mutes und gutwillig. Wenn du dich weigerst, wenn du weiter ungezogen über Spanisch sprichst und darauf bestehst, deine eigene Sprache zu sprechen, dann wirst du bald in einer privaten Welt leben. Du wirst keine Freunde haben. Du wirst gemieden“ (S. 238).

Es dauert nicht lange, bis sich in der Schule Probleme einstellen und Davids Lehrer nicht weiß, wie er mit ihm umgehen soll. Denn David hat, wie er zuvor schon immer wieder zeigte, so viele eigene Vorstellungen, wie zu sprechen, zu schreiben, zu rechnen und zu denken sei, dass er sich bei seinem Lehrer, Señor León, sträubt, sich dessen didaktischen Vorgaben zu fügen. Das heißt, David akzeptiert so einfach den Lehrplan und das Lernpensum nicht. Dabei kann er längst lesen, schreiben und rechnen, wie es die Schule beim Einüben der sogenannten Kulturtechniken verlangt. Das zeigt er dem Lehrer aber erst, nachdem dieser sich bei Inés und Simón beschwert hat. Auch Simón hat ihn bereits von der Notwendigkeit, sich anzupassen, überzeugen wollen. Einmal, als es um die Aufeinanderfolge der Zahlen geht, Simón David bittet, die letzte aller Zahlen zu nennen, ihn aber auffordert, nicht *Omega* zu nennen, erschrickt David. *„Seine Augen öffnen sich, sein Gesicht verliert den verzückten, abwesenden Ausdruck und verzerrt sich. 'Fass mich nicht an', kreischt er mit einer seltsam hohen Stimme. 'Du machst, dass ich vergesse! Warum machst du das, dass ich vergesse? Ich hasse dich!'“ (S. 194).* Simón hat offenbar nicht registriert, was er mit der Nennung von *Omega* bei David auslöste, nämlich die Erinnerung an die *Offenbarung des Johannes* im Neuen Testament. Da sagt Jesus, dass er das *Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende* sei.¹⁹⁷ Darüber hinaus wehrt sich aber David auch dagegen, dass sein freies Spiel mit Sprache und Zahlen und seine Entfaltung in der Fantasie Zügel angelegt bekommen, dass er also einiges von den in ihm angelegten Möglichkeiten preisgeben muss. In nicht so harter Weise wie bei Emily als Kleinkind wird auch zwischen Simón und David sichtbar, dass Sozialisation und Erziehung letzten Endes ein Gewaltverhältnis gegenüber dem menschlichen Potential darstellen,

197 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Alpha_und_Omega. – Hier scheint es um einen anderen Bereich des Lebens zu gehen, der so einfach nicht *reingewaschen und vergessen* werden kann, wie es der Neubeginn im neuen Land verlangt. Es scheint zunächst auch um das kindliche Universum zu gehen, in dem die Naturgesetze nicht gelten und das Kind mit seiner Vorstellungskraft und Intuition sich eigene Gesetze zumindest im Spiel gibt. Im weitesten Sinne wird von Zönästhesie (vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%B6n%C3%A4sthesie>). gesprochen, wie sie etwa René A. Spitz in der Kommunikation der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr beschrieben hat (René A. Spitz, *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr*, Klett, Stuttgart 1967, S. 151-156 und öfter).

dessen vielfältige Anlagen zu vergessen sind, auch „reingewaschen“ werden müssen, ehe dann die Schule das weitere Sozialisationswerk übernimmt.

Im Unterricht bittet Señor León eines Tages David, als er ihn bei einer Lüge meint ertappt zu haben, den Satz zu schreiben: „*Ich muss die Wahrheit sagen.*“ David schreibt jedoch: „*Ich bin die Wahrheit*“ (S. 284).¹⁹⁸ Darin sieht Señor León seine Autorität in Frage gestellt und in David ein ungehorsames Kind. Wenn seine Eltern jedoch darauf bestehen, dass er ein außergewöhnliches Kind sei, wie es Inés sagt, dann sollen sie David in eine besondere Schule an einem anderen Ort schicken. Behörden schalten sich ein, um über das weitere Schicksal Davids zu befinden. Ein Richter schickt ihn in die Schule in Punta Arenas.

Dort findet sich David jedoch auch nicht zurecht, so dass Inés darauf beharrt, ihn von öffentlichen Einrichtungen fernzuhalten, auch wenn sie deswegen Novilla verlassen müssen. Sie möchte nicht, dass er so werde wie ihre Brüder. Er solle etwas anderes aus seinem Leben machen, als Lehrer oder Beamter zu werden. Inés, Simón und David bekommen ein Auto von einem von Inés' Brüdern für ihre Flucht und begeben sich nach Norden auf die Suche nach einem anderen neuen Leben. Es ist zwar unwahrscheinlich, dass sie dort viel von einem neuen Leben finden werden, denn ihr Ziel Estrellita sei der langweiligste Ort der Welt (S. 341). Unterwegs nehmen sie einen Anhalter mit, Juan, zu dem sich David gleich hingezogen fühlt. Er möchte auch nicht mehr David genannt werden. Er will weg von Inés und Simón *zum anderen Leben* (S. 343), denn er habe keine Mutter und keinen Vater; er sei einfach da (S. 235).

So fahren sie schließlich zu viert mit Inés' Hund Bolívar nach Estrellita ins Umsiedlungszentrum, wo sie sagen werden: „*Wir suchen eine Unterkunft, um unser neues Leben anzufangen*“ (S. 351, letzter Satz).

Der Handlungsrahmen um eine zusammengewürfelte Familie, die durch ein Gefühl wechselseitiger Verantwortung zusammengehalten wird und in deren Zentrum ein eigentlich elternloses Kind steht, entspricht den Gegebenheiten bei Doris Lessing. Der in der Gestalt Davids auf Jesus verweisende Hintergrund drückt ein ähnliches Ungenügen an der Welt aus, wie es Lessing mit der Einarbeitung ihrer Sufismusstudien in die Visionen der Ich-Erzählerin tut. Coetzee erdet das Ungenügen insofern, als er es nicht an Mystik bindet, sondern an Jesus als Erlöser denken lässt, der aber auf der Welt keinen Platz mehr findet und sich immer wieder auf die Suche nach einem anderen Leben begeben muss.¹⁹⁹

Das Ungenügen ist aber auch eines von Simón, Inés und Juan. Simón gibt ihm den deutlichsten Ausdruck, indem er sich nicht damit abfinden kann, sich auf ein Leben einzulassen, wie es Doris Lessing offenbar vorschwebte, als sie ihre Skepsis über die Liebe als Leidenschaft zeigt, über die Emily hinauswachsen muss, ehe sie wirklich Verantwortung übernehmen kann. Simón kann nicht vergessen, wie er Frauen begehrt, betrachtet die Frauen, denen er in Novilla begegnet, auch auf ihre

198 Vgl. Johannes, 14, 6: „*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich.*“

199 Dieses Motiv des auf die Erde zurückgekehrten Jesus hat ein einprägsames Denkmal in Dostojewskis „Die Brüder Karamasow“ gefunden, und zwar im „Der Großinquisitor“ überschriebenen 5. Kapitel:
https://de.wikipedia.org/wiki/Der_Gro%C3%9Finquisitor.

erotische Ausstrahlung hin, findet aber keine weibliche Antwort auf dieser Ebene. Im Unterschied zur Ich-Erzählerin bei Lessing stößt ihn etwas anderes ab, dass nämlich das Ankunftsland so blutleer ist:

„Jeder, den ich treffe, ist so anständig, so freundlich, so wohlmeinend. Niemand flucht oder wird zornig. Niemand betrinkt sich. Niemand erhebt auch nur die Stimme. Ihr lebt von Brot und Wasser und Bohnenpaste und behauptet, satt zu sein. Wie kann das sein, aus menschlicher Sicht? Lügt ihr, belügt sogar euch selbst?“ (S. 44).

Eine Frau, die Mutter eines Sohnes im Alter von David, Élena mit Namen (!)²⁰⁰, die bereit ist, ab und zu mit Simón zu schlafen, ohne dass mehr als Sympathie im Spiel wäre, kritisiert ihn wegen seines Bedürfnisses nach Leidenschaft:

„Du hast dich entschieden, diesem Etwas-mehr, das fehlt, den Namen Leidenschaft zu geben. Aber ich wette darauf, wenn dir morgen alle Leidenschaft, die du dir gewünscht hast, geboten würde – Leidenschaft im Überfluss –, würdest du prompt etwas Neues finden, das fehlt, das nicht vorhanden ist. Dieses endlose Unbefriedigtsein, dieses Sehnen nach dem Etwas-mehr, das fehlt, ist eine Denkweise, die wir überwunden haben, meiner Meinung nach. Nichts fehlt. Das Nichts, das deiner Meinung nach fehlt, ist eine Illusion. Du lebst mit einer Illusion“ (S. 84).

Schließlich fragt Simón, als er mit Inés zusammen die Reise nach Estrellita angetreten hat: *„Was spielt das für eine Rolle, ob man jemanden mag oder liebt, verglichen mit dem Treusein?“ (S. 332).*

Nun drängt sich die Feststellung auf, dass das Blutleere an etwas liegen könnte, das Coetzee mit dem Wort „Gesetz“ umschreibt, dem gegenüber Simón wie auch Inés auf etwas anderem bestehen, ohne dass es den Namen „Leidenschaft“ zu tragen hätte: *„höhere Überzeugungen als Gesetzestreue, höhere Verpflichtungen“ (S. 324).* Denn das Genügsame und wirtschaftlich Bescheidene, das Simón überall beobachtet und das der Gesellschaft etwas Friedfertiges, demokratisch gemeinsam Vereinbartes gibt, das höchstens von einer Gestalt wie Señor Daga ab und zu aufgemischt wird (Kapitel 6 und 22), entspricht einer *durchkolonialisierten Lebenswelt*, in der jeder, assistiert durch allen zugängliche soziale Einrichtungen, sein eigener Kolonisator zu sein hat, ohne dass es eine in Hierarchien aufsteigende kolonialisierende Herrschaft in organisierter Verantwortungslosigkeit gäbe. Deshalb hat die Schule auch diesen zentralen Platz, deren Besuch durch Polizei und Richterschaft notfalls durchgesetzt wird. Aber Schule verdient auch bei Doris Lessing nur einen nachsichtigen Blick, hinter dem keine Notwendigkeit mehr durchscheint: *„Aber ich hielt zuviel von Emily, um sie in eine solche Schule zu schicken, selbst wenn ich einen Platz für sie bekommen hätte. Nicht dass der Unterricht dort schlecht gewesen wäre. Er war belanglos. Er verdiente – einen befremdeten Blick.“²⁰¹*

Das Bild einer erlösten Welt taucht bei Lessing visionär skizziert kurz auf, bei Coetzee geht das suchende Spiel weiter. Denn es bleibt nach dem Durchgang durch Belstar und Novilla offen, wie sie denn nun anders auszusehen hätte und mit irdischen Mitteln und *höheren Überzeugungen* als Gesetzestreue, sondern mit *höheren Verpflichtungen* auszustatten wäre, ohne dass sie in der Durchkolonialisierung einfach ruhiggestellt würde: *„Wir suchen eine Unterkunft, um unser neues Leben anzufangen.“*

200 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Helena_%28Mythologie%29.

201 Doris Lessing, wie Anm. 191, S. 36.

6.2 CORMAC MCCARTHY, „DIE STRASSE“ (2006 / DT. 2007)

„– Tja, ich denke, es gibt uns noch. Es sind viele schlimme Sachen passiert, aber es gibt uns immer noch.
– Ja.
– Du findest das nicht so toll.
– Es ist okay.“
Cormac McCarthy, *Die Straße*

Cormac McCarthy (*1933) ist inzwischen einer der bekannteren Schriftsteller der USA. Es hat jedoch eine Weile gedauert, bis er einen größeren Leserkreis erreichte. Seit 2000 werden seine Romane auch verfilmt.

Der inzwischen erreichte Bekanntheitsgrad McCarthys und der vielfach beachtete Roman „Die Straße“ machen hier eine Inhaltsangabe seines Romans überflüssig.²⁰² Er interessiert hier, weil ein Vater die Hauptgestalt ist, der den Stab an seinen Sohn weitergibt, dessen Rolle als neue Hauptgestalt unausgeführt bleiben muss.

Jugendliche spielen immer wieder wichtige Rollen in McCarthys Romanen, ob in „Die Abendröte im Westen“ oder in der „Border“-Trilogie. Allerdings spielt sich deren Sozialisation weitab von den kolonialisierten Lebenswelten ab, die bisher hier vorgestellt wurden. Die sie bestimmenden Kriterien wie *Atomisierung*, *Anonymität*, *Mobilität* und Fähigkeit zu *kontextunabhängiger Kommunikation* (ERNEST GELLNER u. ROBERT DREEBEN) gehören nicht zu den Auflagen, denen sich die jugendlichen Figuren McCarthys zu fügen hätten. Die Zusammenhänge, in denen sie agieren, gehören sozialen Umfeldern an, die von bestimmten Charakteren geprägt sind, mit denen es entweder zum Konflikt kommt oder mit denen sich die jungen Leute in ein Gleichgewicht bringen können. Gewalt tritt in Gestalt dieser Charaktere auf und ist an kein System gebunden, wie der Kolonialismus eines darstellt. Sie ist eine willkürliche Äußerungsform, die nur den Regeln von Macht und Ohnmacht zwischen Individuen gehorcht und in den Menschen bei McCarthy immer wieder ausbrechen kann, weil ursprünglich zum Guten und zum Bösen in ihnen angelegt. In „Die Abendröte im Westen“²⁰³ zeigt McCarthy allerdings, wie weiße Draufgänger und Desperados im bandenmäßigen Kollektiv unter Einsatz ihres Lebens sich in der kolonialistischen „Go-West“-Bewegung ein brutales Stelldichein bei der Eroberung des amerikanischen Westens in der mörderischen Auseinandersetzung mit Indianern, aber auch untereinander geben.²⁰⁴ Die im „*Manifest Destiny*“ in selbstgefälliger Überheblichkeit als gottgewollt dargestellte Expansion weißer Siedler über den Kontinent²⁰⁵ zeigt McCarthy als eine ruchlose Gewaltorgie.²⁰⁶

202 Siehe zum Inhalt https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Stra%C3%9Fen_%28Roman%29. – Im Spiegel deutschsprachiger Wahrnehmung bis 1997: <http://cormacmccarthy.com/wp-content/uploads/GermanBib.pdf>.

203 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Die_Abendr%C3%B6te_im_Westen.

204 Spuren des Mexikanisch-Amerikanischen Krieges (1846-1848) lässt McCarthy in „Die Straße“, S. 181, hineinreichen: die Quarzspitze eines Indianerpeils, eine Münze mit spanischer Legende. Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Mexikanisch-Amerikanischer_Krieg. Dazu auch <http://www.himmlers-heinrich.de/gewalt-%28post-%29kolonial.pdf>, S. 60-75.

205 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Manifest_Destiny.

206 Hier wären durchaus auch Parallelen zum gegenwärtig im Nahen Osten wütenden „Islamischen Staat“ zu ziehen, wie das Thomas Assheuer bei der rückblickenden Analyse des europäischen Kolonialismus am 5. 2. 2015 unter der Überschrift „Unter erbarmungsloser Sonne“ in „Die Zeit“ tat: <http://www.zeit.de/2015/06/kolonien-terror-islamischer-staat-hannah-arendt/komplettansicht>.

Im Unterschied zum allmählichen Voranschreiten des Zivilisationszerfalls in Lessings „Memoiren einer Überlebenden“ in eine mystische Vision mit Ausblick in eine sinnerfüllte Welt und zur Migrationsalternative in „Die Kindheit Jesu“ tritt in „Die Straße“ die Katastrophe plötzlich ein und sperrt sich für alles Positive, obwohl am Ende eine Frau auftaucht, die einen gerade zum Waisen gewordenen Jungen als Gottesgeschenk umarmt:

„Die Uhren blieben um 1 Uhr 17 stehen. Eine lange Lichtklinge, gefolgt von einer Reihe leiser Erschütterungen. Er stand auf und trat ans Fenster. Was ist das?, fragte sie. Er gab keine Antwort. Er ging ins Bad und betätigte den Lichtschalter, aber der Strom war bereits ausgefallen“ (S. 50).²⁰⁷

Die Plötzlichkeit mit den Folgen des Stromausfalls und die Hochhäuser verbiegende Hitzewelle weisen darauf hin, dass es sich auf eine von Menschen mit Atomblitz ausgelöste Katastrophe handeln muss, der die meisten auch zum Opfer fallen. Die hoffnungslose Ehefrau und Mutter geht angesichts des Geschehenen in den Freitod. Vater und Sohn fliehen und stoßen auf ihrer Flucht an die Südküste der (nicht genannten, aber auch nicht mehr existierenden) USA auf einen unbenutzten Bunker aus Beton, der von den verschwundenen Hausbewohnern nebenan für einen langen unterirdischen Aufenthalt im Katastrophenfall ausgelegt wurde und mit allen Gütern ausgestattet ist, mit denen es sich für gewisse Zeit „zivilisiert“ leben lässt (S. 124 ff.). Auf der Erdoberfläche herrscht überall das, was mit „nuklearem Winter“ in vielen Szenarien beschrieben worden ist und was die Bedingungen der wenigen Überlebenden prägt, die in McCarthys Roman auftauchen.²⁰⁸

Die Welt, durch die die beiden mit ihrem Supermarkt-Einkaufswagen und ihren Überlebensutensilien ziehen und in der sie ab und zu auf andere stoßen, ist durchweg mit einer Ascheschicht bedeckt, unter der stellenweise noch Feuer glimmen oder immer wieder neu ausbrechen. Städte und Häuser sind verlassen. Mumifizierte Leichname liegen in den vor kurzem noch bewohnten Gebieten herum. Verkehrsmittel fahren keine mehr. Die Straßen sind leer. Einmal hören und sehen Vater und Sohn einen Lkw fahren, der einer Horde zu Kannibalen gewordener Männer gehört. Einen von ihnen muss der Vater erschießen, um seinen Sohn aus dessen Armen zu befreien. Das macht er mit dem immer griffbereiten Revolver, in dem sich danach nur noch eine Kugel befindet.

Vater und Sohn, genauso oft auch einfach „*der Mann*“ und „*der Junge*“ genannt, sind lange unterwegs, bis sie an die Küste gelangen. Es können Jahre vergangen sein, da Jahreszeiten kaum mehr auszumachen sind und eine gleichbleibende scharfe Kälte mit Schneefall und Regen herrscht. Sie gehen mit Mundschutz. Der Vater hustet immer wieder. In seinem Auswurf ist Blut.

„Er wusste nur, dass das Kind seine Rechtfertigung war. Er sagte: Wenn er nicht Gottes Wort ist, hat Gott nie gesprochen“ (S. 8).

Dieses Gottvertrauen fällt aber immer wieder von ihm ab.

„Er hob das Gesicht dem erblassenden Tag entgegen. Bist du da?, flüsterte er. Werde ich dich endlich sehen? Hast du einen Hals, damit ich dich erwürgen kann? Hast du ein Herz? Hol dich der Teufel, hast du eine Seele? O Gott, flüsterte er. O Gott“ (S. 14).

Der Junge ist das Einzige, was zwischen ihm und dem Tod steht. Aber auch angesichts des schlafen-

207 Cormac McCarthy, *Die Straße*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2007. – Eine Eigenheit McCarthys: Er nennt seine Romanfiguren häufig „*Pilger*“, als würde er sie vor allem in ihrer Rolle als Wanderer auf der Welt sehen, ehe sie sie wieder verlassen.

208 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Nuklearer_Winter.

den Jungen kann ihn der Gedanke streifen, wie er mit ihm in einer ausweglosen Situation umgehen würde: „Bringst du es fertig? Wenn es so weit ist? Bringst du es wirklich fertig?“ (S. 29). Dann sagt er sich jedoch auch wieder, dass es seine Aufgabe ist, auf den Jungen aufzupassen: „Damit hat mich Gott beauftragt. Ich bringe jeden um, der dich anfasst“ (S. 71). Gleichzeitig überlegt er, wie er dem Jungen beibringt, was er tun müsse, wenn er in eine gefährliche Situation gerät, ohne dass er ihm noch helfen kann. Auch dazu ist der Revolver dann da: „Du weißt, wie es geht. Du steckst ihn in den Mund und richtest ihn nach oben. Mach es schnell und energisch. Verstehst du?“ (S. 103). Und wieder: „Bringst du es fertig? Wenn es so weit ist. Wenn es so weit ist, wird keine Zeit sein. Jetzt ist Zeit. Verfluche Gott und stirb. Und wenn der Revolver nicht funktioniert? Er muss funktionieren. Wenn er aber nicht funktioniert. Könntest du diesem geliebten Menschen mit einem Stein den Schädel einschlagen?“ (S. 103). So gibt es wenige Nächte, „in denen er, wenn er im Dunkeln lag, die Toten nicht beneidete“ (S. 204).

Aber es gibt auch die Gewohnheiten, die sich im Zuge ihres Marsches einstellen, wenn sie sich immer wieder mit einer zerfledderten Landkarte orientieren müssen, um ihre Richtung in den Süden in etwa beizubehalten. Oder wenn sie etwas zu trinken und zu essen brauchen und eine Nahrungsquelle auskundschaften müssen. Oder jemandem ausweichen wollen, dem sie lieber nicht begegnen möchten. Oder wenn sie ein Nachtlager suchen. Oder wie sie es anstellen, ein leer stehendes Haus nach hinterlassenen Decken und Kleidern oder vielleicht nach zurückgelassenen Konservengläsern und Dosen durchsuchen. Oder wenn sie Ersatz für ein defektes Rädchen an ihrem Einkaufswagen brauchen und eine aufgegebene Garage nach Werkzeugen durchwühlen.

Einmal finden sie Morcheln in einem Südstaatenwald:

„Sie zogen die Morcheln aus dem Boden, kleine, fremdartig wirkende Dinger, die er in der Parkakapuze des Jungen sammelte. Sie marschierten zur Straße zurück, wo sie den Wagen zurückgelassen hatten, dann schlugen sie an dem Gumpen beim Wasserfall ihr Lager auf, spülten Erde und Asche von den Morcheln und legten sie zum Einweichen in einen Topf Wasser. Bis das Feuer brannte, war es dunkel, und zum Essen schnitt er auf einem Baumstamm eine Handvoll Pilze in Scheiben, gab sie zusammen mit der Speckschwarte aus einer Dose Bohnen in eine Bratpfanne und setzte sie zum Köcheln in die Glut. Der Junge sah ihm zu. Das ist ein guter Platz, Papa, sagte er.

Sie aßen die kleinen Pilze zusammen mit den Bohnen und tranken dazu Tee. Zum Nachtisch gab es Birnen aus der Dose. Er schob die Glut des Feuers gegen den Felsaum, an dem er es entzündet hatte, spannte die Plane hinter ihnen aus, damit sie die Hitze reflektierte, und dann saßen sie in ihrem Unterschlupf im Warmen, während er dem Jungen Geschichten erzählte. Alte Geschichten von Mut und Gerechtigkeit, wie er sie in Erinnerung hatte, bis der Junge zwischen seinen Decken eingeschlafen war; dann schürte er das Feuer, legte sich gewärmt und gesättigt nieder und lauschte dem leisen Tosen des Wasserfalls vor ihnen, in jenem dunklen, schütterten Wald“ (S. 39 f.).

Unterwegs müssen sie zwischen den Guten und den Bösen unterscheiden. Denn, so reden sie es sich ein, sie bewahren das Feuer, weil sie zu den Guten gehören, und müssen es und sich schützen (S. 76, 117, 246, 250), vor allem vor den Bösen, die immer zu mehreren sind. Es sind Kannibalen, die sich Sklaven und Lustknaben halten, Frauen, auch schwangere, im Tross mitführen und auch Säuglinge verzehren (S. 84, 177).

„Er trug ihn über die Wiese und blieb jedes Mal, wenn er fünfzig Schritte abgezählt hatte, stehen, um sich auszuruhen. Bei den Kiefern angelangt, kniete er nieder, legte

ihn auf die sandige Nadelschicht, deckte ihn mit den Decken zu, saß da und betrachtete ihn. Er sah aus wie ein Geschöpf aus einem Todeslager. Ausgehungert, erschöpft, krank vor Angst. Er beugte sich vor, gab ihm einen Kuss, stand auf, ging zum Rand des Waldes und schritt dann einen großen Kreis ab, um festzustellen, ob sie sicher waren“ (S. 106).

Als sie schließlich an der Küste ankommen, ist es dort so kalt wie überall sonst, wo sie durchgezogen sind. Das Meer ist grau. Es gibt dort genauso wenig Vögel wie im Landesinneren. Leere Schiffe dümpeln in Ufernähe. Der Mann untersucht eine einstmals luxuriöse Segeljacht und findet viel Mitnehmerswertes, unter anderem eine Reiseapotheke, eine Leuchtpistole und Gasflaschen zum Kochen. Sie können sich wieder ein üppigeres Mahl zubereiten, sich pflegen und bleiben ein paar Tage. Der Junge erkrankt mit heftigem Fieber. Es gelingt dem Mann, sich so um ihn zu kümmern, auch mit den gefundenen Medikamenten, dass er schnell gesund wird. Als sie einen weiteren Gang am Strand machen, Sachen vom Boot holen und umkehren, finden sie ihren Wagen nicht mehr. An den Spuren sehen sie, dass ein Vorbeikommender ihn mitgenommen haben muss. Da sie beweglicher sind als er, holen sie ihn schnell ein. Der Mann bestraft ihn, indem er ihn sich nackt auszuziehen heißt und ihn so zurücklässt. Denn er hatte ihnen mit dem Einkaufswagen ihre ganze Habe gestohlen.

Der Junge dringt aber darauf, dass sie ihm seine Sachen zurückbringen, weil er so nicht überleben kann.

An der Küste ist dann aber die Zeit gekommen, dass der Mann schwächer wird, nachdem er durch einen Pfeilschuss aus einem Haus am Meer auch noch verletzt wurde, aber mit der Leuchtpistole noch in die leere Fensteröffnung hineinschießt und auch trifft. Sein Husten verschlimmert sich. Sie verzichten auf den Wagen, bescheiden sich mit einigem Handgepäck und ziehen an der Küste entlang weiter. Nach einigen Tagen gibt der Vater zu sehr geschwächt auf. Er kann nicht mehr, fordert den Jungen aber auf, ihn zurückzulassen und allein weiter in den Süden zu ziehen. In der Nacht schmiegt sich der Sohn an seinen Vater. Als er erwacht, ist sein Vater in seinen Armen kalt und steif. Er trauert drei Tage um ihn und sieht sich dann auf der Straße um, mit dem Revolver bewaffnet. Ein Mann kommt vorbei, vor dem sich der Junge offenbar nicht zu fürchten braucht. Der Mann möchte ihn mitnehmen, beläut sich mit seinem Gepäck und stellt ihn einer Frau vor.

„Als die Frau ihn sah, schlang sie die Arme um ihn und hielt ihn fest. Ich freue mich so, dich zu sehen, sagte sie. Manchmal sprach sie mit ihm über Gott. Er versuchte, mit Gott zu reden, aber am besten war es, mit seinem Vater zu reden, und er redete tatsächlich mit ihm und vergaß nichts. Die Frau sagte, das sei schon in Ordnung. Der Atem Gottes, sagte sie, sei sein Atem und werde doch durch alle Zeiten von Mensch zu Mensch weitergegeben“ (S. 252 f.).

Cormac McCarthy ergänzt die Romane von Lessing und Coetzee. Allen dreien ist gemeinsam, dass sie ihre jugendlichen Protagonisten aus der „Asche der vorigen Welt“ (McCarthy, S. 14) in eine andere Zukunft entlassen müssen, in der nichts fort dauert, was die latent gewalttätigen „kolonialisierten Lebenswelten“ ihrer Gegenwart ausmacht. In dieser Zukunft kann es deshalb auch niemanden geben, der so spräche wie die zu Anfang zitierte HANNAH ARENDT: „Dass man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtsoratorien 'die frohe Botschaft' verkünden:

'Uns ist ein Kind geboren'."

Denn um die Frau herum, die den gerade zum Waisen gewordenen Jungen mit ihren Armen umschlingt und ihn willkommen heißt, gibt es noch keine in eine neue Welt vertrauende „Wir“-Gemeinschaft, weil es für die seit *1 Uhr 17* an einem ganz bestimmten Tag mit Asche bedeckte *vorige* Welt, ein „*Todeslager*“, keine Hoffnung mehr gibt und eine neue nicht so leicht wie der sagenhafte Phönix²⁰⁹ nach derzeitigem menschlichen Ermessen und nach der schriftstellerischen Imagination McCarthys entstehen wird. Denn die Vögel sind schon alle tot, und der Himmel ist leer. Es gibt nur noch wenige Menschen, die den *Atem Gottes* weitergeben werden. Aber eine Frau freut sich, ein Kind in ihren Armen festhalten zu können.

Zurück: → [Hier](#)

209 Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Ph%C3%B6nix_%28Mythologie%29.